

# NDL

## NEUE DEUTSCHE LITERATUR

MONATSSCHRIFT FÜR SCHÖNE LITERATUR  
UND KRITIK

MITBEGRÜNDET VON F. C. WEISKOPF

IM AUFTRAG DES DEUTSCHEN SCHRIFTSTELLERVERBANDES  
GELEITET VON WILLI BREDEL

REDAKTION

GÜNTHER CWOJDRAK, GÜNTHER DEICKE, HENRYK KEISCH

SEKRETARIAT ACHIM ROSCHER

## INHALT

Unsere Meinung / <i>Die Redaktion</i> . . . . .	3
Oktober / <i>Eva Lippold</i> . . . . .	10
Über Bertolt Brecht / <i>Wieland Herzfelde</i> . . . . .	11
Er wird bleiben / <i>Ernst Schumacher</i> . . . . .	18
Die Rundköpfe und die Spitzköpfe / <i>Bertolt Brecht</i> . . . . .	29
Requiem für Bertolt Brecht / <i>Günter Bruno Fuchs</i> . . . . .	95
Ballade vom ruhlosen B. B. / <i>Walter Gallasch</i> . . . . .	96
War Stifter Realist? / <i>Edith Zenker</i> . . . . .	97
Angelika / <i>Kurt Zeisler</i> . . . . .	110
Die eisigen Augen / <i>Walter Stranka</i> . . . . .	115
Gegen den Strom / <i>Eduard Zak</i> . . . . .	118
Am Rande des Alltags / <i>Rüdiger Syberberg</i> . . . . .	137

## LITERATURDISKUSSION

Zur Frage der Gattungen / <i>Joachim Müller</i> . . . . .	141
---	-----

## NEUE BÜCHER

*Günter Deicke*: Erzählungen und Romane für Kinder, S. 144; *Wolfgang Jobo*: Echtes Gefühl und falscher Glanz, S. 148; *Peter Kast*: Das spanische Erlebnis, S. 151; *Franz Hammer*: Das Tagebuch des Reservekorporals Kisch, S. 154.

## UMSCHAU

*Paul Hilbert*: Die Schande der Schänder, S. 157; *Olga Lee*: Eine chinesische Heine-Übertragung, S. 160; *Max Zimmering*: Maxim Gorki in Heringsdorf, S. 162; *Robert Wolfgang Schnell*: Der Dichter, S. 163; ferner: „O diese Sprache!“, „Schwarz eingerahmt“ u. a.

**D**ummheit – oder Verbrechen? Das Verbot der zahlenmäßig doch kleinen und im Bonner Parlament durch die Fünf-Prozent-Klausel ausgeschalteten Kommunistischen Partei sei angesichts der sich in der ganzen Welt anbahnenden Entspannung eine Dummheit, meinen nicht wenige bürgerliche Zeitungen Westdeutschlands. Aber die Parallele zum Jahr 1933 ist so deutlich, daß von einem Verbrechen gesprochen werden muß, dem wie bei einer Kettenreaktion weitere folgen sollen.

Freilich, ein Reichstagsbrand war nicht mehr zu inszenieren. So mußte also das Verbot von längerer Hand vorbereitet werden. Jahrelang zog man den Prozeß hin, unterdessen verbot man die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft und die Freie Deutsche Jugend. Unterdessen ließ man faschistische Organisationen wuchern, sogenannte Traditionsverbände vom „Stahlhelm“ bis zur Waffen-SS konnten sich mit beispielloser Frechheit überall produzieren, faschistische Verlage und „Dichterkreise“ unternahmen die Rehabilitierung des Dutzendjährigen Reiches, und die Gestalten aus

Brechts Gedicht „Der Anachronistische Zug“ (geschrieben 1947) fanden in Freiheit und Democracy alle wieder ihr warmes Pöstchen mit Führungsanspruch. Unterdes verfocht man die These „Der Feind steht links“ mit solcher Anstrengung, daß man ins Schielen geriet.

Das alles wäre lächerlich, wennes nicht so gefährlich wäre. Das Verbotsurteil erfolgte just zu dem Zeitpunkt, da in der Bundesrepublik die allgemeine Wehrpflicht eingeführt worden war, während die Regierung der Deutschen Demokratischen Republik auf deren Einführung verzichtet hatte; zu einem Zeitpunkt, da im Bonner Parlament ein Maulkorbgesetz in Vorbereitung war, während in der Deutschen Demokratischen Republik und in den Volksrepubliken alle Maßnahmen ergriffen wurden, die Demokratisierung des öffentlichen Lebens noch breiter und großzügiger auszubauen. So bietet sich das für den unbefangenen westlichen Beobachter sicher groteske Bild, daß in der angeblich totalitären Deutschen Demokratischen Republik eine umfassende Amnestie für die wegen politischer Vergehen Inhaftierten er-

lassen wurde, während in der angeblich demokratischen Bundesrepublik die Funktionäre einer Partei, die sich strikt an die Spielregeln der Demokratie gehalten hat, verhaftet und eingekerkert werden; daß in der Deutschen Demokratischen Republik Mitglieder der Regierung und des Parlaments über alle Angelegenheiten des geistigen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens mit allen Kreisen der Bevölkerung öffentlich diskutieren, während sich in der „freien Welt“ Westdeutschlands Regierung und Parlamentsmehrheit um die öffentliche Meinung einen Kehricht scheren und alles tun, sie mundtot zu machen. Was nützt dann die beste „demokratische Feuerwehr“, wenn sie gar nicht zum Brandplatz vorgelassen wird? Sie nützt nicht mehr als ein Ausstellungsstück in der Glasvitrine; als solches mag sie denn wohl auch noch eine Weile ganz dekorativ aussehen.

Herr Adenauer aber darf ungestraft auf dem Kölner Katholikentag den Besuchern aus der Deutschen Demokratischen Republik versichern, er werde kommen, sie zu befreien. Ebenso hat Hitler Österreich „befreit“, dann das Sudetenland, dann die Tschechoslowakei, dann Polen und so weiter, bis man die Welt von ihm selbst befreite, als es schon fast zu spät war.

Verbrechen und Ignoranz. Denn

es ging ja den Karlsruher Richtern und ihren Auftraggebern nicht allein um die Kommunisten. Der Sprecher Adenauers beim Verbotsprozeß, Ritter von Lex, hatte gefordert, der historische Materialismus müsse vor Gericht gestellt werden. So stand schon einmal das Kopernikanische Weltsystem vor Gericht und wurde zum Tode verurteilt. Davon unberührt drehte die Erde sich weiterhin um die Sonne.

Aber wem die Felle davonschwimmen, der möchte noch nachträglich den Fluß austrocknen. Wie sagt doch Bertolt Brecht in seinem Lied „Im Gefängnis zu singen“:

*Sie glauben, da muß doch ein Halt  
sein,*

*Der sie, die Stürzenden, stützt.*

*Eines Tages, und das wird bald sein,  
Werden sie sehn, daß ihnen alles  
nichts nützt.*

*gd*

„Tauben Ohren für Kritik?“ fragt das Organ des Zentralkomitees der Sozialistischen Einheitspartei „Neues Deutschland“ in seinem Leitartikel vom 7. September. Und dann heißt es: „Wir haben in der DDR begonnen, die sozialistische Demokratie zu entwickeln. Darunter verstehen wir, daß alle Bürger unserer Republik das gesetzlich verbiefte



Recht und die tatsächliche Möglichkeit haben, in allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens ihren bestimmenden Einfluß geltend zu machen.“ Die Zeitung kritisiert, daß eine Reihe Mitarbeiter der zentralen und örtlichen Staats- und Wirtschaftsorgane diese Prinzipien offenbar noch nicht recht erfaßt und sich zu eigen gemacht haben, daß sie die Vorschläge der SED und die diesbezüglichen Bestimmungen der Regierung noch nicht ernst genug nehmen.

Wir Schriftsteller haben in den zurückliegenden Wochen Gelegenheit gehabt, uns zu überzeugen, wie ernst es den Mitgliedern des Politbüros der SED damit ist, in offener Aussprache und freimütiger Kritik umstrittene politische Fragen zu erörtern, über Mißstände und Hemmnisse in der demokratischen Entwicklung unterrichtet zu werden, um sie beseitigen zu können. Anfang September fand in Berlin eine Zusammenkunft führender Politiker unserer Republik mit Schriftstellern statt, bei der in der denkbar offenherzigsten Weise Fragen unseres gesellschaftlichen Lebens, vor allem auch literarische und literaturpolitische Fragen diskutiert wurden. Die Aussprache, die der Erste Sekretär des Zentralkomitees der SED, Walter Ulbricht, eröffnete, erstreckte sich über volle sechs Stunden. Sie hatte hohes Niveau, und die Atmosphäre, in der sie abrollte, war

kameradschaftlich und herzlich, ungeachtet mancher temperamentvoller Worte.

Fragen der sozialistischen Ethik, des Dogmatismus und des Personenkults wurden vorgebracht, es wurde Kritik geübt an unzulänglichen und fehlerhaften Maßnahmen vor allem unterer Organe der Partei und der Regierung; die führenden politischen Persönlichkeiten erhielten so Kenntnis von vielen konkreten Einzelfällen. Karl Schirdewan und Fred Oelfner behandelten in der Diskussion, Walter Ulbricht in seinem Schlußwort grundlegende politische Fragen, insbesondere die Perspektiven unseres sozialistischen Aufbaus.

Die Einladungen zu der Aussprache waren unabhängig von der Parteizugehörigkeit ergangen. Von den anwesenden Schriftstellern nahmen in der Diskussion das Wort: Arnold Zweig, Stefan Heym, Kurt Stern, Kuba, Eduard Claudius, Berta Waterstradt, Hans Marchwitza, Alex Wedding, Michael Tschesno-Hell, Max Zimmering, Walter Stranka, Inge von Wangenheim, Willi Bredel. Lebhaftige Zustimmung fand die Anregung Walter Ulbrichts, solche Zusammenkünfte häufiger durchzuführen. Ulbricht forderte die Schriftsteller auf, aktiver noch als bisher mitzuhelfen bei der Durchsetzung und Entwicklung der sozialistischen Demokratie und bei der sozialisti-

schen Bewußtseinsbildung unserer Menschen. Der Verlauf dieser Aussprache gibt uns die Gewißheit, daß die regelmäßige Wiederholung solcher Zusammenkünfte nicht wenig dazu beitragen wird, vorhandene Unklarheiten und auch Mißhelligkeiten zu beseitigen. Kein Zweifel, daß dadurch den Schriftstellern die Erfüllung ihrer kulturpolitischen Aufgaben erleichtert wird.

*wb*

„**S**teter Tropfen höhlt den Stein“, sagt eine alte Volksweisheit. Es ist nun schon eine ganze Weile her, seit der erste Tropfen kritischen Spotts einen Stein auszuhöhlen begann, den wir (ausnahmsweise einmal bewußt Metapher auf Metapher stülpend) nur als Stein allgemeinen Anstoßes bezeichnen können: die sogenannte Transparentitis. Neben unseren verdienstvollen Kollegen vom „Eulenspiegel“ dürfen wir uns wohl zu den Veteranen des Kampfes gegen sie zählen. Aber dieser Kampf ist längst eine Sache der gesamten Öffentlichkeit geworden. Über die Unsinnigkeit, ja Schädlichkeit der Manie, überall Inschriften anzubringen, herrscht Übereinstimmung. Der „Eulenspiegel“ konnte letzthin eine ganze Anzahl von Pressestimmen

zitieren, die dem Unmut darüber Ausdruck gaben. Inzwischen sind neue dazugekommen, darunter eine besonders gewichtige im Zentralorgan der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands, wo überdies in überzeugender Weise das Grundsätzliche des ganzen Problems herausgearbeitet wird. Außer einer gewissen Zahl von Schriftmalern, die auf der Verfertigung von Transparenten eine sichere Existenz aufgebaut haben, wüßten wir niemanden, der den schlechten Brauch noch verteidigte.

Und dennoch floriert das Gewerbe der Schriftenmaler weiterhin, erblühen an Hausfassaden, Torbögen und Mauern weiterhin die so einmütig kritisierten und abgelehnten Transparente. Nach wie vor sind sie Legion, die Leute, die meinen, auf diese billige Weise ihre Pflichten gegenüber Staat und Gesellschaft ablösen zu können. „Billig“ ist die Methode übrigens in Wirklichkeit nicht. Die dafür aufgewandten Gelder gehen sicherlich in die Millionen, und irgendwoher müssen sie ja kommen.

Hier ist vielleicht der Punkt, an dem man ansetzen kann, damit den guten Worten, die jetzt überall zu hören und zu lesen sind, endlich die Tat folgt. Wie wäre es mit einem allgemeinen und prinzipiellen Verbot, für die Herstellung von Transparen-

ten andere als private Mittel zu verwenden? Betriebe, Organisationen und Institutionen sollten nicht mehr das Recht haben, Gelder ihres Etats für diese Zwecke zu verbrauchen, ganz ähnlich wie etwa Investitionen für Repräsentationszwecke sehr zu Recht besonderen Beschränkungen und Vorschriften unterliegen; jenen revolutionären Kämpfern, die in Zeiten des Faschismus und der Reaktion unter Gefahr für Leben und Freiheit das Transparent erfanden und zu einer Waffe machten, stand ja dafür auch keine Planposition zur Verfügung. Der BGL etwa eines Bahnhofs, die allen Reisenden verkünden will, daß sie für Einhaltung ihrer Fahrpläne und gegen den Imperialismus zu kämpfen gesonnen ist, sollte es also weiterhin freistehen, dies zu tun, aber bitte auf persönliche Kosten derer, die sich das ausgedacht haben.

Noch überzeugender wäre es freilich, wenn die Betreffenden sich Gedanken darüber machen wollten, wie die bisher für nutzlose Transparente vergeudeten Kräfte am besten der Unterstützung des jetzt illegalen Kampfes der westdeutschen Kommunisten dienstbar gemacht werden können. Möglicherweise kommen dabei wieder Transparente heraus – aber die hätten einen Sinn!

bk

An anderer Stelle dieses Heftes (siehe Seite 166) veröffentlichen wir einen Brief des Herausgebers der Stuttgarter Zeitschrift „Die Kultur“. Herr Johannes M. Hönscheid teilt dort mit, daß er den Bericht, der in unserem Juli-Heft über Gespräche und Vereinbarungen mit ihm gegeben wurde, „mit nicht geringem Erstaunen“ gelesen habe. Auch wir sind über manches erstaunt, was mit dieser Angelegenheit zusammenhängt, z. B. schon über die Tatsache, daß der für uns bestimmte Brief überhaupt nicht in unsere Hände gelangt ist. Wir fanden ihn erst in der Ausgabe der „Kultur“ vom 15. August, wo er die zweispaltige Überschrift trägt: „An die Ostberliner Adresse“. Das ist eine recht vage, im Postverkehr eigentlich nicht übliche Formulierung und überhaupt ein unpraktischer Weg, einander Mitteilungen zu machen. Einfacher wäre es gewesen, den Brief in einem Umschlag mit genauer Anschrift abzusenden.

Über unserer Korrespondenz mit dem Herausgeber der „Kultur“ – und im weiteren Sinne über unseren Beziehungen zu ihm – scheint überhaupt ein Unstern zu walten, der nicht ausschließlich postalischer Natur sein kann. Irgendein Verhängnis bewirkt nun schon zum zweitenmal, daß Vereinbarungen, die unbeschadet aller politischen und weltanschaulichen Meinungsverschiedenheiten zwischen



uns getroffen wurden und als erster Schritt zu einer Annäherung gedacht waren, im Sande verlaufen, ja daß sogar bestimmte darauf bezügliche Briefe sich verlaufen – wenn auch vermutlich anderswo als im Sande.

Der Herausgeber der „Kultur“ möchte von den Vereinbarungen, die er mit uns getroffen hat, zurücktreten. Sinnesänderungen sind natürlich immer möglich, oft mit gutem, nicht selten auch mit weniger gutem Grund. Was nicht möglich sein sollte, ist der Versuch, sie mit angeblichen Überraschungen zu begründen, die einem der Partner bereitet habe. Diesen Versuch müssen wir zurückweisen. In dem Bericht über unsere Stuttgarter Gespräche stand nichts, was nicht vereinbart gewesen wäre. Ebenso war vereinbart, daß der Bericht veröffentlicht und das „Deutsche Literaturforum“ angekündigt werden sollte. Der Herausgeber der „Kultur“ verband sogar damit den ausdrücklichen Wunsch, von dem in unserer Glosse „Geduld“ (NDL Heft 11/55) geäußerten Verdacht rehabilitiert zu werden, er habe einem äußeren Druck gehorcht, als er sein schon Anfang 1955 einmal begonnenes „Innerdeutsches Forum“ nicht weiterführte. Vereinbart war auch, daß beide Seiten einander alsbald die Bücher und sonstigen Materialien zusenden sollten, welche die Autoren des geplanten ersten gemeinsamen Artikels brauch-

ten, um ihre Arbeit zu beginnen. Aus Berlin ging diese Sendung kurz darauf nach Stuttgart ab. In umgekehrter Richtung erwarten wir sie noch heute.

Die Sinnesänderung des Herausgebers der „Kultur“ war also schon seit längerer Zeit daran abzulesen, daß er nichts tat, um sogar den Teil unserer Vereinbarung zu verwirklichen, den er auch heute nicht bestreitet. In Wirklichkeit bereute er nämlich noch während unseres Aufenthalts in Stuttgart den positiven, aus echtem Verständigungswillen erwachsenen Impuls, der ihn veranlaßt hatte, das „Deutsche Literaturforum“ mit uns zu planen. Herr Hönscheid wird sich erinnern: Wir hatten, zusammen mit ihm, schon begonnen, das Ergebnis unserer Gespräche schriftlich zu fixieren und wollten diese Arbeit am nächsten Morgen abschließen, da führte er ein gewisses Telefongespräch. Jemand teilte ihm aus sicherer Quelle mit, die Verkündung des Karlsruher Verbotsurteils gegen die KPD stünde bevor. Die Information war damals noch verfrüht, aber sie tat ihre Wirkung auf Herrn Hönscheid. Als wir am folgenden Morgen eintrafen, um die Paraphierung unserer Beschlüsse zu beenden, eröffnete er uns, er habe sich alles nochmals überlegt, habe eingesehen, daß mit uns keine gemeinsame Sprache zu finden sei und stehe nicht



mehr zu unseren gemeinsamen Plänen. Hierauf wohl bezieht sich ein Passus seines jetzigen Briefes. Aber es ist nötig, den Herausgeber der „Kultur“ daran zu erinnern, daß er diesen Standpunkt nicht lange aufrechterhielt. Möglicherweise wollte er nicht wiederum in den Verdacht geraten, er lasse sich von der Gefahr einschüchtern, als „östlich unterwandert“ denunziert zu werden. Jedenfalls wurde am Ende dieses Vormittags nochmals ausdrücklich der Plan des „Deutschen Literaturforums“ bestätigt; drei Themen wurden in Aussicht genommen und das erste davon fest verabredet. Angesichts der neuen Lage schien es Herrn Hönscheid jetzt sogar geraten, auf einen Wunsch zu verzichten, den er vorher geäußert hatte und den zu erfüllen außerhalb unserer Kompetenz gelegen hatte, den Wunsch nämlich, den Vertrieb seiner Zeitschrift auf dem Gebiet der Deutschen Demokratischen Republik ermöglicht zu sehen. Daß ein Diskussionsforum über Themen allgemein-politischer Art, wie es ihm ursprünglich vorgeschwebt hatte, nicht in den Rahmen einer Literaturzeitschrift paßte, hatte er schon im Laufe unserer vorangegangenen Gespräche zugegeben und mit Interesse unsere Anregung aufgenommen, einer anderen, hierfür geeigneteren Zeitung, etwa dem „Sonntag“, eine solche Diskussion

vorzuschlagen. Wir glaubten und glauben uns dafür verbürgen zu können, daß es in der Deutschen Demokratischen Republik keine Redaktion gibt, die sich einem solchen Vorschlag entziehen würde.

So trennten wir uns also in bestem Einvernehmen. Der in unserem Juli-Heft an dieser Stelle erschienene Bericht war der Ausdruck unserer Genugtuung darüber. Selbstverständlich entsprach er in allen Punkten der Wahrheit. Es ist sehr bedauerlich, daß die letzte Phase unseres Gesprächs im Gedächtnis des Herausgebers der „Kultur“ so schwache Spuren hinterlassen zu haben scheint.

Der „Umfall“ unseres Gesprächspartners erlaubt indessen nicht nur Schlüsse auf Lücken in seinem Gedächtnis und auch nicht nur auf eine gewisse Labilität seines Charakters. Er ist vor allem kennzeichnend für die Enge der Grenzen, die im Bonner Staat der Unabhängigkeit eines Publizisten gezogen sind. Die „Kultur“ nennt sich stolz „Deutschlands einzige unabhängige Kulturzeitung“. Aber die Unabhängigkeit ihres Herausgebers geht nicht so weit, daß er seiner wiederholt ausgesprochenen und ohne Zweifel wirklich vorhandenen Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Ost-West-Annäherung die Tat folgen lassen dürfte. Obwohl die Behauptung, er sei „kommunistisch infiltriert“, offenkundig lächer-

lich wäre, muß er sie fürchten. Er muß um seine Inserate bangen und gewärtig sein, daß sich sogenannte Verfassungsschützer für ihn interessieren. All das, weil er mit uns verabredet hat, bestimmte Artikel über Fragen der Literatur gemeinsam mit uns zu planen und gleichzeitig mit uns zu veröffentlichen, womit bewiesen wäre, daß es zwischen West und Ost noch Brücken gibt, die man nicht abreißen lassen darf, sondern ausbauen muß. Gerade diesen Beweis zu führen ist ihm nicht erlaubt. Das mag er wohl erfahren haben, als wir

uns verabschiedet hatten und man ihn seiner „schwachen Stunde“ wegen zur Rechenschaft zog.

Wir möchten hier nicht am guten Willen des Herausgebers der „Kultur“ zweifeln. Um so klarer ist seine Abhängigkeit von den Kräften erwiesen, die in Westdeutschland den Gang der Dinge bestimmen. Und um so neidvoller muß er auf uns blicken: denn uns hat unser Gespräch mit ihm keinen Rüffel eingetragen, und wir sind unabhängig genug, nach wie vor zu unseren Stuttgarter Vereinbarungen zu stehen. bk

---

Eva Lippold

## OKTOBER

*Oktober. Ein wissendes Lächeln  
des Jahres streift dich, sein letztes.  
Brennend, verglühend, entsagend  
verbeißt es dir Frucht und auch Sterben.*

*Die Frucht ferner, tröstlicher Zeiten  
schwer reißt sie den Künftigen zu,  
indessen die Mäuler von gestern und heute  
schon morgen verstummt sind.*

*Stets wächst solch ein Morgen ins Heute,  
und wieder wird Herbst sein, Oktober.  
Sind seine Lesen auch reicher –  
ist weniger sterblich sein Lächeln?*

*Und weniger schmerzlich das Sterben  
den Kündern morgiger Ernten?  
Wie nährt doch die Frucht sie zuwenig  
und immer die Hoffnung zuviel.*

## ÜBER BERTOLT BRECHT

Es war im Mai 39, in jenen spannungsvollen Monaten, die dem zweiten Weltkrieg vorangingen, als ich auf einem Schiff, das nach Amerika fuhr, mit einer Engländerin ins Gespräch kam. Sie fragte mich, warum ich nach Amerika auswanderte. Ich sagte, ich wanderte nicht aus, als Feind des Hitlerfaschismus sei ich ebenso wie meine Freunde davon überzeugt, daß wir zurückkehren würden. Sie fragte weiter, ob es unter den deutschen Emigranten bedeutende Schriftsteller gäbe. Ich nannte ihr einige Namen, sie kannte nicht einen einzigen, nicht einmal den von Thomas Mann. Dann fragte sie, ob ich denn glaube, daß die zeitgenössische deutsche Literatur Weltbedeutung habe, so wie unsere Klassiker, über die sie offenbar einiges wußte. Ich antwortete: „Ja!“ und zitierte als Beispiel eine Stelle aus Brechts „Deutschen Marginalien“, vier Zeilen, die ich, so gut ich konnte, ins Englische übersetzte, wodurch natürlich einiges, was in ihnen mitschwingt, verlorengeht. Die Zeilen lauten:

AUF DER MAUER STAND MIT KREIDE:

*Sie wollen den Krieg.  
Der es geschrieben hat  
Ist schon gefallen.*

Die Wirkung war für mich ungemein überraschend. Die junge Frau war plötzlich überzeugt davon, daß Gefahr für die Menschheit herannahte, und ihre Überzeugung war so leidenschaftlich, daß sie auf dem ganzen Schiff herumging und Brechts Zeilen zitierte, als Beweis dafür, wie ernst die Kriegsgefahr sei.

Ich erwähne dieses Erlebnis, weil es meiner Ansicht nach den Kern dessen trifft, was bei Brecht so außerordentlich tief beeindruckt: seine Dichtung ist eine Aussage, die jedermann angeht. Die Literatur ist bei ihm keine nur für literarisch Interessierte bestimmte Angelegenheit, obwohl die Kraft der Formulierung und die Genauigkeit und Bildhaftigkeit seiner Sprache selbst die kürzesten seiner Äußerungen zu Literatur macht. Diese Einheit in der Gegensätzlichkeit des Allgemeingültigen und des Einmaligen war auch charakteristisch für die Person Brechts.

Ich habe Brecht, als ich ihn das erstemal traf, nicht ohne weiteres zustimmen können. Und so ist es wohl vielen gegangen. Ich habe ihn kennengelernt

als einen höchst streitbaren, als einen geschliffenen, um nicht zu sagen scharfzüngigen Geist. Er hatte eine an Unduldsamkeit grenzende Leidenschaft, frappierende Dinge zu sagen und Widerspruch nicht ohne weiteres hinzunehmen.

Es war kurz nach dem großen Erfolg seiner „Dreigroschenoper“ auf einer Feier der Oktoberrevolution in der Sowjetgesandtschaft Unter den Linden. Brecht stand in seinem auffällig schlichten grauen Anzug zwischen einigen Generalen verschiedener Nationalität und anderen im Gegensatz zu ihm außerordentlich sorgfältig gekleideten Herren. Er war in ein Gespräch über Probleme des epischen Theaters verwickelt. Ich hatte die „Dreigroschenoper“ gesehen, und zwar zwei Tage hintereinander. Das erstemal war ich verwundert, beeindruckt, aber meines Urteils keineswegs sicher. Das zweitemal war es beinahe schon so, als ob ich an solche Aufführungen gewohnt gewesen wäre. Und nun erst ging mir die Bedeutung dieses neuartigen Theaters ein. Was mir aber damals noch nicht einging, das waren die theoretischen Anmerkungen zu dem Stück im Programmheft. Ich machte darauf bezügliche Bemerkungen, und Brecht, dem ich vorher noch nicht begegnet war, schnitt mir einfach das Wort ab: Ich möchte mich mit meiner Arbeit beschäftigen, vom Theater verstehe ich nichts. Damit hatte er recht, ich hatte als Zuschauer und Leser gesprochen. Das Eigentümliche aber war, daß diese Äußerung aus einem Gesicht kam, das so viel Gewinnendes hatte, daß sie anziehend wirkte statt abstoßend. In der Tat haben wir bald darauf, vor allen Dingen in der ersten Zeit des Exils, miteinander zu arbeiten begonnen. Schon vorher hatte ich Gelegenheit gehabt, bei Diskussionen anwesend zu sein, die Brecht in der Marxistischen Arbeiterschule, der sogenannten MASCH, führte. Es kam ihm weniger darauf an, sich mit Schriftstellerkollegen, Kritikern oder sonstigen kulturbeflissenen Leuten auseinanderzusetzen, als von den Erfahrungen revolutionärer Arbeiter und von ihrer Reaktion auf seine Dichtung zu lernen. Und es war für mich ein neuartiges und ergreifendes Erlebnis, einem Schriftsteller zuzuhören, der mit der Ernsthaftigkeit, mit der ein Ärztekonzil über eine schwierige Diagnose sprechen mag, über Fragen des Theaters, über Fragen der Verbindung der Theaterarbeit mit der revolutionären Arbeit diskutierte.

In der Emigration bekam ich Gelegenheit, seine Werke zu veröffentlichen. Das Wort „Werke“ stieß bei ihm zunächst auf Ablehnung. Er nannte seine Stücke ja Versuche. Ich war jedoch der Ansicht, es sei an der Zeit, sie nicht unter diesem Leitbegriff herauszubringen, weil ich auf Grund meiner Verlegererfahrung befürchtete, man verstehe darunter etwas, das eigentlich nur in den Kreis von Fachleuten gehöre, so wie etwa technische Versuche. Es gelang mir, ihn zu überzeugen. Tatsächlich sind damals zwei Bände, sehr umfangreiche Bände, seiner „Gesammelten Werke“ erschienen, zwei weitere



Bände waren fast fertig, als sie den in die Tschechoslowakei einmarschierenden Hitlertruppen in die Hände fielen und vernichtet wurden.

Wir debattierten auch über die Frage des Klein- und Großschreibens der Substantive. Es gab damals – ich weiß nicht, ob ausgehend von Stefan George, aber jedenfalls bei ihm besonders auffällig – das Prinzip, nur noch in kleinen Buchstaben zu schreiben, so wie es in anderen Sprachen üblich ist. Ich sah darin ein weiteres Mittel, literarische Produktion von den Lesern fernzuhalten. Es war nicht leicht, Brecht zu überzeugen. Ihm waren die großen Buchstaben zu aufgebläht. In seinen Briefen hat er die Eigenart beibehalten. Selbst seinen Namen schrieb er in der Regel mit kleinem b. Hier stellt sich die Frage ein: War Brecht krampfhaft modern? Lange Zeit, vor allem bevor ich ihn kennenlernte, schien es mir, als neigte er dazu, so zu schreiben, daß er damit vor den Kopf stieß. Das galt ja auch schon vor Brecht als modern. Ich habe aber beobachten müssen, daß in seinem Falle etwas anderes vorlag. Man hatte ihn, schon als er noch Schüler war, vor den Kopf gestoßen, das hatte Kopfschmerzen gemacht; nun tat er auf seine Weise, was anderen Kopfschmerzen machte. Es lag eine große Distanz zwischen den Menschen, die er repräsentierte, und jenen, die nur wenig älter waren als er oder sich als Schriftsteller in der Form- und Empfindungswelt der Älteren bewegten. Diese Distanz erkläre ich mir so: Im Jahre 1914 gab es junge Menschen, für die, als man sie ins Feld schickte, die Jugend abrupt aufhörte. Sie lagen mit wehmütiger Erinnerung an ihre in der Vorkriegszeit versunkene Jugend im Felde. Wer aber nur ein Jahr oder wenige Jahre jünger war, ging weiter in die Lehre oder in die Schule und erlebte den plötzlichen Wandel der Zeit nicht als Absturz, dachte daher auch nicht an seine Jugend als an ein Stück alter Zeit zurück. Ilja Ehrenburg sagte einmal, die Tragik seiner Generation sei es, mit einem Fuß noch im 19. Jahrhundert zu stehen, mit dem anderen schon im 20. Das ist es, was ich meine. Ehrenburg und auch meine Generation standen noch ein wenig im vergangenen Jahrhundert. Brecht dagegen stand – ebenso wie Anna Seghers – schon ganz in unserem Jahrhundert. Und es gingen ihm daher gewisse Eigenheiten der älteren Generation völlig ab. Dagegen besaß er zwei Eigenschaften, die mich stets als außerordentlich jung berührten und in mir ein Gefühl des Staunens, fast des Neides hervorriefen: er war gänzlich unsentimental, und er blickte niemals mit Bedauern in die Vergangenheit zurück. Es gab da nicht irgendeine alte Zeit, sondern es gab für ihn nur eine unvernünftige und ungerechte, bössartige und kriegerische Welt, die es zu verändern galt. Er sagte nicht wie Leonhard Frank: „Der Mensch ist gut“, sondern:

*Sorgt doch,  
daß ihr,  
die Welt verlassend,*

*nicht nur gut wart,  
sondern verlaßt  
eine gute Welt.*

Kein Wunder, daß schon der junge Brecht auf die Lehre stieß, deren Forderung die Veränderung der Welt ist. Aber er hat den Marxismus als eine besonders weite und tiefe, den ganzen Menschen und all sein Tun fordernde Aufgabe verstanden, nicht nur als eine Anweisung zum politischen Denken und Handeln, sondern zum Denken und Handeln überhaupt. Brechts Stil, seine Art zu beobachten und zu schreiben, waren durch die Erkenntnis bestimmt, daß jegliche Entwicklung sich dialektisch vollzieht. Er nahm die Widersprüchlichkeit von Vorgängen nicht nur wahr, sondern versuchte, die gesellschaftlichen Wurzeln der Widersprüche bloßzulegen und zu ergründen, was aus ihnen hervorging. Hierfür zwei Beispiele: In einem Kreis politisch interessierter Menschen stritt man über die Frage, welches Land das modernere sei, Deutschland oder die Vereinigten Staaten. Man konnte sich nicht einigen. Da kam Brecht hinzu, er sollte Schiedsrichter sein. Ohne Zögern antwortete er, Amerika sei moderner, und begründete seine Meinung wie folgt: Wenn Deutschland sich auf dem Boden des Kapitalismus weiterentwickle, so werde es erst in Jahrzehnten den amerikanischen Tiefstand erreicht haben. Ein andermal behauptete er zum Erstaunen der Anwesenden, die besten Soldaten der Welt seien die Russen und die Italiener. Das war zur Zeit der italienischen Niederlagen in Albanien. Befragt, wieso auch die Italiener, die ergriffen doch bei jeder Gelegenheit die Flucht, antwortete er, sie wüßten eben auch, für wen und für was man sie in den Kampf geschickt habe. Die besten Soldaten waren für ihn – denkende Soldaten.

Der phantasievolle Dichter und gute Kämpfer Brecht war Lehrer und Erzieher. Das Hauptprinzip dieser Erziehung war die Ablehnung des Phrasenhaften und Nur-Dekorativen. Auch ihn machte „ein Geschwätz nicht satt“. Er wollte Klarheit, und er wußte, daß Klarheit nicht zu erreichen ist durch deklamatorische Behauptungen. Wenn er Behauptungen aufstellte, ohne sie zu begründen, so nur mit der provokatorischen Absicht, das Suchen nach den Gründen herauszufordern. Seine theoretische Terminologie, wie man ihr zum Beispiel in seinen Essays „Über reimlose Lyrik und unregelmäßige Rhythmen“, „Kleines Organon für das Theater“ und in den Anmerkungen zu seinen Stücken begegnet, ist teilweise von ihm selbst geschaffen worden, mußte es auch sein, denn er hatte Dinge zu sagen, für die es noch keine literaturwissenschaftliche Terminologie gab. Dem entsprang manches Mißverständnis.

In seiner Dichtung hingegen ist das bildhafte Moment das Entscheidende, und die Bildhaftigkeit ist es, die es auch dem Nichtfachmann, auch dem nicht mit Literatur und Theater beschäftigten Menschen – ihm manchmal sogar

eher als dem literarisch Gebildeten – möglich macht, Brecht zu folgen. Wie charakteristisch es für Brecht ist, durch ein Bild komplizierte Zusammenhänge anschaulich zu machen, geht schon aus einer seiner frühesten Dichtungen hervor, der „Ballade vom toten Soldaten“. Darin stehen die Zeilen:

*Man konnte, wenn man keinen Helm aufhatte,  
die Sterne der Heimat sehn.*

Helme im allgemeinen und der deutsche Stahlhelm des ersten Weltkrieges im besonderen haben wirklich die Eigenschaft, die Sicht nach oben zu versperren. Wenn Brecht sagt, daß man „die Sterne der Heimat sehn“ konnte, dann wird durch die kleine Einschränkung „wenn man keinen Helm aufhatte“ deutlich, daß die Sterne der Heimat erlöschen, wenn ihre Söhne nicht über den Rand des Helms hinauszublicken vermögen. Er hat damit schon 1918 ausgesprochen, was er mit anderen Worten, mit anderen Bildern bis in die jüngste Vergangenheit immer wieder gesagt hat.

Es ist über Brecht manches Unzutreffende behauptet worden. Er soll, bevor er Gorkis „Mutter“ dramatisierte, zum Anarchismus geneigt haben. In Wirklichkeit hatte er stets ein außerordentlich starkes Gefühl für revolutionäre Autorität. Es war einer seiner frühen Pläne, dem Kommunistischen Manifest dichterische Form zu geben. Im „Einheitsfrontlied“ findet sich ein Beispiel dafür: *Es kann die Befreiung der Arbeiter nur  
Das Werk der Arbeiter sein.*

Auch die Sprache, der alles Barocke und Gezierte fehlt, ist bezeichnend für den strengen und bauenden Willen bei Brecht, dafür, daß Ordnung zwischen den Empfindungen und Gedanken die Voraussetzung für die Grazie, den Humor und die Leichtigkeit seiner Verse ist. In der „Kinderhymne“ fordert Brecht:

*Anmut sparet nicht noch Mühe,  
Leidenschaft nicht noch Verstand.*

Dinge, die ins Gebiet des Gefühlsmäßigen und des Ästhetischen gehören, Anmut und Leidenschaft, paart er mit scheinbar so entgegengesetzten Begriffen wie Verstand und Mühe. Ich glaube kaum, daß je ein Dichter so konsequent und bewußt die Verbindung zwischen Denken und Fühlen, die ja in der Wirklichkeit immer existiert, in seiner Dichtung betont hat. Das Beisammenwohnen des Leichten und des Schweren, des Ernsten und des Heiteren ist für seine Dichtung und war für seinen Charakter und seine Lebensart kennzeichnend. Nie herrschte bei ihm, weder zu Hause noch auf den Theaterproben, eine dumpfe oder lustlose Atmosphäre, stets aber eine verpflichtende, die Zeit nicht zu vertun, sondern etwas zu leisten. Das galt auch fürs Zwiegespräch. Er liebte es sehr, und es lief bei ihm stets darauf hinaus, nicht nur Eindrücke und Ansichten auszutauschen, sondern Schlußfolgerungen dar-

aus zu ziehen für weiteres Verhalten, für weitere und womöglich gemeinsame Tätigkeit.

Brecht schätzte Sachkunde ungemein hoch. Er war für ernsthafte, konkrete Kritik dankbar und maß ihr große Wichtigkeit bei. Nichts, was er geschaffen hatte, betrachtete er als endgültig und abgeschlossen. Seine Verleger hatten es nicht leicht mit ihm. Bis zur Drucklegung nahm er immer wieder Änderungen und Ergänzungen vor. Wie sein Galilei versuchte er, das Neue auf neue Weise sichtbar zu machen. Darum wohl hat er seine Arbeiten als Versuche bezeichnet.

Menschen, die mit ihm zu tun hatten, begannen erstaunlich schnell, sich zu verändern. Es strahlte von ihm ein Zwang zur durchdachten Wahrheit und zur Konzentration auf das Wesentliche aus und beherrschte diejenigen, die ihn umgaben. Natürlich zeigen sich, wo eine solche Durchleuchtung stattfindet, auch Schwächen. In diesem Sinne war Brecht tatsächlich, wie Karl Kleinschmidt in seinem Nachruf geschrieben hat, ein unbequemer Mensch. Er lebte auch nicht allzu bequem. Er konnte nicht träge sein und es an anderen Menschen nicht ertragen. Es war an ihm nichts, was man mit dem Wort gemütlich bezeichnen könnte. Um so mehr hatte er allerdings – was er wohl niemals mit dem Wort bezeichnet hätte, mit dem ich es bezeichnen möchte –, um so mehr hatte er Gemüt. Wie war er besorgt um alle Menschen, die ihm lieb waren, die mit ihm arbeiteten! Und alle, die mit ihm arbeiteten, waren ihm lieb. Sie zu beschützen, ihnen beizustehen, wurde er nie müde. Er war aber nicht nachgiebig oder weichlich, ja, er konnte gnadenlos sein, wenn es sich darum handelte, wertvolle Aktivität gegen Störung oder Mißinterpretation zu verteidigen. So empfindsam und hilfreich Brecht war, so hielt er doch nichts davon, zu klagen oder sich Klagen nur anzuhören. Er zog es vor, schnell, energisch und mit seiner ganzen Autorität einzugreifen, wo immer ein ernsthafter Anlaß zur Klage bestand. Man konnte zu ihm leichter als zu irgendeinem anderen Freund gehen, wenn man bedrückt war. Schon der Blick in dieses kluge, unweinerliche, aufmerksame Gesicht genügte, um zuversichtlich zu werden. Ich glaube, das war es, was ihm ermöglichte, so vieles zu leisten. Er zog die Menschen an, und sie vergaßen bei ihm ihre persönlichen kleinen oder auch größeren Sorgen, nicht zuletzt, weil sie Arbeit bei ihm vorfanden, an der er sie, ehe sie sich dessen recht bewußt wurden, teilnehmen ließ. Er gewann Menschen als Freunde, indem er sie zu seinen Mitarbeitern machte. Die Namen von Mitarbeitern finden sich in vielen seiner Bücher. Umgekehrt wurde Brecht auch zuweilen zum Mitarbeiter seiner Freunde. Er interessierte sich sehr für die Tätigkeit anderer Menschen und verbrachte manche Stunde damit, sich mit ihren Arbeiten zu beschäftigen.

So belastet, ja überlastet Brecht als Schriftsteller und Regisseur war und als ein unentwegter Teilnehmer an den politischen Auseinandersetzungen



und Kämpfen der Jahrzehnte, die er durchlebt hat, so fand er doch noch die Kraft, ein Freund zu sein, auf den man (wenn auch in der „Ballade vom armen B.B.“ das Gegenteil steht) bauen konnte.

Brecht war, wie jeder Künstler, für Schönheit empfänglich. In früheren Jahren betonte er Kargheit und Zweckmäßigkeit, zuletzt aber hatte er in seiner Wohnung manches schöne alte Möbelstück, manche moderne Zeichnung, Bühnenentwürfe zu seinen Stücken, interessante Plakate, exotische, vor allem chinesische Kunstwerke. Anlässlich seines Eingreifens in die Debatte um die Barlach-Ausstellung in der Akademie der Künste sagte er zu mir: „Wer hätte gedacht, daß ausgerechnet ich, der immer auf die ‚Kunscht‘ schimpfte, die Kunst noch einmal verteidigen würde.“ Er hatte eine sehr persönliche Vorstellung von Schönheit. Wenn er etwas schön nannte, so benutzte er das Wort in einem umfassenden Sinn. Es besagte auch, daß die Sache *richtig* war. Menschen, die man auf den ersten Blick als häßlich bezeichnet hätte, konnte er schön finden, wenn sie eine bestimmte Tätigkeit in einer beinahe klassischen Vollkommenheit verrichteten. Etwa einen Sackträger zu beobachten, von dem sich sagen ließ, an ihm könne man erkennen, wie ein Sack getragen werden muß, das war für Brecht ein ästhetisches Vergnügen. Er empfand es als schön, wenn ein Vorgang durch Haltung und Geste in seiner absolut eigentümlichen Weise sichtbar wurde. Und die Wirklichkeit auf so eigentümliche Weise sichtbar zu machen, daß sie eindringlicher und unvergeßlicher wirkte als ihr gewohnter Anblick, das war eines der Geheimnisse seiner Dichtung wie auch seiner Regiekunst.

Man muß sich nachträglich wundern, wie Brecht dem Druck von Verpflichtungen, die er sich selbst auferlegt hatte, standhalten konnte. Ich kann es mir nur so erklären: er dachte wenig – vielleicht zu wenig – an sich selbst. Es gibt schwerlich einen zweiten Dichter, in dessen gesamtem Werk das Wort „ich“ so selten vorkommt und von persönlichen Dingen so wenig die Rede ist wie bei Brecht. Es gehörte zu seiner Natur und zu seiner eigentümlichen Begabung, nicht so sehr bei Tatsachen zu verweilen als bei der Frage: Was tun? Er hat es selbst formuliert:

*Wirklicher Fortschritt  
ist nicht Fortgeschrittensein,  
sondern Fortschreiten.  
Wirklicher Fortschritt ist,  
was Fortschreiten ermöglicht  
oder erzwingt.*

Wenn wir das Wort vom neuen Menschen gebrauchen und das Bedürfnis empfinden, uns dabei einen wirklichen Menschen vorzustellen, so können wir an Brecht denken. Er war ein neuer, ein wirklicher Mensch.

## ER WIRD BLEIBEN

**M**eine Bekanntschaft mit Brecht begann 1944, als die Schwärme der Bomber, die dem heimkehrenden Sohn vorauseilten, auch München erreichten. Im Sommersemester jenes Jahres las Professor Arthur Kutscher für die Studenten der Ludwig-Maximilian-Universität über „Das Drama seit dem Impressionismus“. Kutscher hatte selten einen so vollen Hörsaal wie bei dieser Vorlesung. Der tote Expressionismus, die versunkenen zwanziger Jahre – und darüber mußte Kutscher ja lesen, wenn er sich an sein Thema hielt – schlugen die zweite Generation in ihren Bann, nicht zuletzt deshalb, weil sie von den Nazis in Acht und Bann getan worden waren.

Weshalb Kutscher damals über dieses heikle Thema las, weiß ich heute noch nicht. War es einfach deshalb, weil er im vorangegangenen Wintersemester über „Das Drama des Naturalismus und Impressionismus“ gelesen hatte und nun wie ein echter Schulmeister fortfuhr, wo er stehengeblieben war? Tat er es aus Opposition gegen die Nazis, denen es unwillkommen genug sein mußte, daß allein die Namen der von ihnen Verbrannten und Verfeimten den Studenten zu Ohr gebracht wurden, selbst wenn sich Kutscher an die offizielle Bewertung hielt? Tat er es aus Opportunismus, an die Zeit nach dem damals schon verlorenen Kriege denkend, wo es sich nicht schlecht machen mußte, sagen zu können: Ich habe das wahre Deutschland nicht vergessen? Oder war es ganz einfach ein großer Rest alter Liebe zu jener Zeit, zu jenen Dichtern, mit denen er, das war bekannt, auf vielfache Weise verbunden gewesen war?

Sei dem wie immer, massig, vom Alter schon gebeugt, stützte er sich auf das Pult, gab mit verquollener Stimme, manchmal wegen seiner Schwerhörigkeit zum Brüllen neigend, einen Überblick über Wilhelm von Scholz, Erwin Guido Kolbenheyer, Hanns Johst, über die „völkischen“ und „nationalen“ Dichter bis zum letzten Baumann. Kämpften, um das zu hören, die Studenten in dem zu kleinen Hörsaal um die Plätze? Aber Kutscher enttäuschte nicht. Nach Herbert Eulenberg, Karl Schönherr, Hermann Bahr, Anton Wildgans kam er auf Klabund, Franz Werfel, Ernst Barlach, August Stramm, Paul Kornfeld, Walter Hasenclever, Ernst Toller, auf die expressionistische und die ihr folgende Generation von Dramatikern zu sprechen, deren Werke 1933 auf den Scheiterhaufen flogen und aus den Bibliotheken

verbannt wurden, während sie selbst von den Nazis vertrieben oder umgebracht wurden. Kutscher stand nicht an, sie mit den Verdikten der Mörder zu belegen, seine Würdigungen waren häufig albern und gemein. So sagte er über Eulenberg: „Das Verantwortungsgefühl ist ihm unbekannt.“ Ernst Barlach war für ihn „das Produkt einer chaotischen Zeit und zeitgenössischer Kritiker“, August Stramm ein „Triumph der Ungeistigkeit“. Ferdinand Bruckner unterstellte er, daß er auf die „billigste Pöbelwirkung“ ausgehe. Trotzdem hatte jede Vorlesung eine fast magisch zu nennende Wirkung, dann nämlich, wenn Kutscher zu den neben dem Pult liegenden Büchern griff und die Texte der von ihm heruntergemachten Dichter vorlas. Es kam immer wieder vor, daß Hörer verständnislos lachten oder sich entrüsteten. Aber dennoch übte die „verbotene und verbrannte Literatur“ einen starken Eindruck auf die jungen Menschen aus.

In dieser Vorlesung wurde ich zum erstenmal mit dem dramatischen Werk Brechts bekannt. Kutscher versäumte nicht, Brecht als Halbjuden einzuführen. Aber dann gab er einen ausführlichen Überblick über seine frühen Stücke und dramaturgischen Theorien. In meinem Kollegheft steht über „Trommeln in der Nacht“: „Kriegsgefangener findet sein Mädchen in den Armen eines Kriegsgewinners wieder. Wird Spartakist.“ Zu „Mann ist Mann“ bemerkte Kutscher: „Wie ein Marktschreier richtet Brecht immer wieder eine Erklärung an den Zuschauer.“ Die „Dreigroschenoper“ sah er seinem ehemaligen Schüler nach, nicht aber die „Heilige Johanna der Schlachthöfe“. Zu diesem Werk führte er aus: „In diesem Stück ist die Auflösung des Dramas vollzogen. Sogar vier Schweine treten auf und singen. Rotglühender Fanatismus, kältester Zynismus. Verknüpfung von Christen und Ochsen. Bolschewistische Gotteslästerung. Feindschaft gegen abendländische Kultur.“ Und dann folgte jene Verdammung Brechts, die mich seitdem immer lachen macht, obwohl sie nicht originell ist, weil sie eine Abwandlung eines Verdikts von Wieland auf Heinse darstellt: „Bert Brecht ist das apokalyptische Tier in der deutschen Literatur.“

Der Zufall wollte, daß ich im selben Sommer von einem verstorbenen Onkel sämtliche Jahrgänge der katholischen Zeitschrift „Hochland“ erbt. Beim Durchblättern der literarischen Teile stieß ich im Februarheft des Jahrganges 1932 auf einen Aufsatz von Karl Thieme, der überschrieben war: „Des Teufels Gebetbuch?“ Darin konnte ich lesen, „schlichter, geradliniger, unzweideutiger“ seien noch nie christliche Grundwahrheiten gestaltet worden als von dem Atheisten Brecht. Ich las die absonderlich erscheinende Anekdote, Brecht habe auf eine Rundfrage der „Dame“, welches Buch ihm am meisten bedeutet habe, erwidert: „Sie werden lachen: die Bibel.“ Ich las: „Wir kennen auch keinen, der den kältesten, ewigkeitsfeindlichsten Bolschewismus in steinerne Formeln gegossen hätte, wie eben er in seiner „Maß-

nahme.“ Trotzdem, nein gerade deshalb sei Brecht der einzige, mit dem sich eine Auseinandersetzung lohne.

Aber weder Kutschers Verdammung noch Thiemes „Erhöhung“ konnten mich nur annähernd so beeindrucken wie die Auszüge aus Brechts Werken. Es war der Geist des Jahrhunderts, des neuen Zeitalters, der mich daraus ansprach. Ich machte mich auf die Suche nach Brechts Werken, auf die Suche nach der zu gewinnenden Zeit.

Kutscher sah mich erstaunt und mißbilligend von oben herab an, als ich ihn ersuchte, mir die Stücke Brechts auszuleihen. Das könne er, sagte er mit grollendem Unterton, nicht verantworten. In der Universitäts- und Staatsbibliothek stand Brecht in den „Giftschränken“, im Deutschen Seminar wurde er nicht geführt.

Der Krieg ging zu Ende. „Freiheit und Democracy“ hielten in meiner Heimat Einzug. Zeitungen und Zeitschriften druckten gelegentlich Gedichte oder Szenen aus Werken von Brecht. Ich erfuhr, daß Brecht in Amerika lebte. Auf der Suche nach Menschen, die ihn kannten, stieß ich auf Jacob Geis, einen seiner Jugendfreunde. Eines Sonntags fuhr ich zu ihm an den Ammersee. Gegen Hinterlegung meiner Kennkarte bekam ich den ersten Band der gesammelten „Versuche“ ausgeliehen. Geis war so freundlich, mir auch „Die Hauspostille“ zu borgen. Er erzählte mir von Brecht, berichtete mit sichtlichem Stolz, daß er mit ihm in einem Kuhstall am Ammersee die Mahagonnygesänge ausgeheckt und daß er als erster in Darmstadt „Mann ist Mann“ inszeniert habe. Auf einem Ungeheuer von Buchungsmaschine, die ich mir ebenfalls erst ausleihen mußte, schrieb ich mir Seite für Seite der „Versuche“ ab, denn in der Staats- wie in der Universitätsbibliothek waren die Werke Brechts immer noch nicht ausleihbar. Ich faßte den Entschluß, über die frühen Stücke zu promovieren, setzte mich mit Kutscher in Verbindung. Es war ein regnerischer Tag, als ich ihn in seiner Behelfswohnung in Schwabing aufsuchte. Er hielt die Hand als Muschel ans Ohr, als ich ihm meinen Plan vortrug, schüttelte dann den Kopf. Nein, das könne er nicht machen, wehrte er ab. Er gab offen zu, daß er Bedenken hatte, sich für eine Arbeit über den Erzbolschewiken Brecht vor der Fakultät einzusetzen, da er selbst noch nicht durch die Entnazifizierung hindurch war. „Das ist eine zu politische Arbeit“, wies er mich ab, immer wieder bekümmert seine prekäre Lage unterstreichend. Ich gab meine Absicht nicht auf. Da ich nicht einmal alle Werke zur Verfügung hatte, die Brecht vor seiner Emigration geschrieben hatte, wandte ich mich an Brecht selbst, nachdem ich seine Adresse in Santa Monica erfahren hatte. Ich bekam niemals eine Antwort.

Als ich Brecht später bei unserem ersten Zusammentreffen in Berlin von all dem erzählte, lachte er. Aber es war kein herzliches, kein spöttisches, es war ein bedrücktes, wissendes Lachen. „Ja, ja“, sagte er dann, „ja, ja, so ist



das also.“ Er ging nachdenklich auf und ab, zog an seiner Zigarre. Vielleicht ist darin die Erklärung zu finden, warum er mir anschließend mit beispielloser Geduld und Langmut alle meine Fragen beantwortete, Fragen, so viele, wie sie in keinem der damals gängigen Fragebogen zu finden waren, Fragen, die ihm ab und zu den bedauernden und leicht ironischen Seufzer abnötigten: „Ja, wenn ich das noch wüßte!“ In späteren Unterhaltungen wurde mir bewußt, daß Brecht die Germanisten, auch die marxistischen, mit einem gewissen mitleidigen Kummer betrachtete, weil sie „halt gar so gescheit sind und so selten ein Ei legen“. Aber in jener abendlichen Stunde in dem Haus am Weißen See schien er von der tragikomischen Suche, die dieser unbekannte Student aus seiner engeren Heimat nach ihm veranstaltet hatte, beeindruckt. Vermutlich betrachtete er sein Stillhalten und Antwortgeben als Beitrag zu jener „Ideologiezetrümmerung“, die er bei einer Diskussion mit Studenten im Februar 1948 in Leipzig als wichtigste Aufgabe des Theaters und der Stückeschreiber bezeichnet hatte.

Ich will im folgenden nicht über seine menschliche Art sprechen, nicht über seine gleichbleibende Bereitschaft, mir Auskünfte zu geben, seine Gastfreundlichkeit, seine Anteilnahme an persönlichen Dingen. Andere, die mit ihm zusammengelebt haben, engere Kontakte besaßen, mit ihm tagtäglich arbeiteten, sind berufener, über seine menschenfreundliche Grundhaltung zu berichten. Ich möchte einige seiner Ansichten über Kunst und Literatur in unserem Zeitalter hervorheben, die er in Gesprächen äußerte und die mir charakteristisch für ihn, bedeutend für uns erscheinen.

Im September vergangenen Jahres hatte sich Brecht die Einstudierung des „Guten Menschen von Sezuan“ in Frankfurt angesehen und war dann nach München gekommen, um mit Hans Schweikart die Aufführung desselben Stückes in den Kammerspielen zu besprechen. Er ließ mir mitteilen, er habe am Nachmittag vor seiner Abreise noch einige Stunden Zeit; ich möge ihn, falls ich Zeit und Lust hätte, im Hotel aufsuchen. Das Gespräch bezog sich sofort auf die nächsten Pläne Brechts. Er sagte, er wolle jetzt doch das „Leben des Galilei“ mit Ernst Busch in der Hauptrolle vorbereiten. Ich hatte kurze Zeit vorher das Buch von Antonina Vallentin „Das Drama Albert Einsteins“ gelesen. Nach meiner Meinung hätte die Autorin nicht nur von einem Drama, sondern von einer Tragödie des Forschers sprechen müssen, die darin bestand, daß seine Formel der „Harmonie der Welten“ einer der Schlüssel zur Zerstörung der Welt wurde; daß aus dem Vorkämpfer der Antikriegsbewegung und der internationalen Kriegsdienstverweigerung der Befürworter der Atombombe wurde, der erleben mußte, daß die furchtbare Waffe wider seinen Einspruch ohne Ankündigung auf eine offene Stadt geworfen wurde; daß Einstein dem militaristischen Deutschland entflohe, um schließlich, wie er selber sagte, Potsdam in den USA wiederfinden zu müs-

sen. Dieses Leben scheine mir, so bemerkte ich, ein nicht weniger bedeutender Vorwurf für einen Dramatiker zu sein als das Leben des Galilei, ja, so fuhr ich fort, es wäre nur folgerichtig, wenn sich Brecht damit beschäftigte.

Brecht hatte aufmerksam zugehört, war im Zimmer auf und ab gegangen, hatte seine Zigarre geraucht und beim Zuhören in der für ihn typischen Weise ab und zu den Kopf etwas hochgeworfen und geschrägt. Ich wußte, daß ihn das Phänomen Einstein schon lange bewegte und daß er sich stark für theoretische Physik interessierte. Er ließ zu dieser Stunde offen, ob er ohne große Worte schon darangegangen war, diesen Stoff zu bearbeiten. (Kurze Zeit später bat er mich, ihm den Bericht Leopold Infelds über seine Zusammenarbeit mit Einstein zu besorgen, der in der „Deutschen Woche“ in Fortsetzungen erschienen war; wiederum etliche Zeit später hieß es in der Presse, Brecht arbeite an einem Einsteindrama.) Er wandte ein, es sei sehr schwierig, die Gegenwart in einem Drama zu behandeln. Er neige dazu, die Probleme der Gegenwart in die Vergangenheit zu verlegen, wie es Shakespeare getan habe. Der Grund sei einfach: die Probleme ließen sich in der Distanz zeigen, erleichterten damit das Verständnis und böten sich in einer ungewohnten, das Interesse weckenden Form dar.

Ich entgegnete, „Furcht und Elend des Dritten Reiches“ und „Die Gewehre der Frau Carrar“ seien starke Beweise gegen seine These. Er widersprach sofort: „Aber die Wirkung ist viel geringer als die von Stücken der anderen Form, etwa des ‚Kreidekreises‘.“ Er fuhr fort: „Die wirkliche Beeinflussung muß in einer größeren Tiefe vor sich gehen, zeitlich ungehemmter. Die Probleme von heute“, so spitzte er seine These zu, „sind vom Theater nur soweit erfaßbar, als sie Probleme der Komödie sind. Alle anderen entziehen sich der direkten Darstellung. Die Komödie läßt Lösungen zu, die Tragödie, falls man an ihre Möglichkeit überhaupt noch glaubt, nicht.“ Er erinnerte an seinen „Puntila“. Die Komödie ermögliche, ja erzwingen die Distanz und damit die Einsicht in die Zusammenhänge. Die Ironie gestatte die Entblößung, damit das Durchschauen und Erledigen eines Problems. Er gab zu bedenken: „Wie wollen Sie das Leben der Rosa Luxemburg, ihren tragischen Kampf und Untergang darstellen? Ich habe es versucht, aber ich bin über ein Vorspiel nicht hinausgekommen. Ich habe mich mit anderen besprochen. Wir sind zu der Meinung gelangt, daß eine wahrheitsgetreue Bearbeitung nur den Zwiespalt in der Arbeiterbewegung vertiefen, alte Wunden wieder aufreißen würde. Das war angesichts der Reaktion, angesichts der Notwendigkeit, die eigenen Reihen zu festigen, nicht zu verantworten. Der Kampf zwischen Rosa und Lenin um den besseren Parteitypus, um die Spontaneitätstheorie war doch nicht vergessen. Ich hätte in bestimmter Weise gegen die Partei argumentieren müssen. Aber ich werde doch den Fuß nicht abhacken, nur um zu beweisen, daß ich ein guter Hacker bin.“

Ich machte geltend, diese taktischen Überlegungen bewiesen noch nicht, daß die Gegenwart nicht auch außerhalb der Komödie behandelt werden könne. Ich erinnerte an „Die Mutter“. Brecht gab zurück, die „Mutter“ sei bereits historisch verfremdet. Er ging aber auf meinen Einwand ein: „Gut, nehmen wir an, Sie haben einen großen Vorwurf aus der Gegenwart und nichts spricht gegen seine Bearbeitung, keine Erwägung wegen der Wirkung, keine Bedenken wegen der Linie. Aber ein großer Vorwurf der Gegenwart wird notwendig das Arbeiterelement einbeziehen müssen, ob mehr aktiv oder passiv, ist egal. Da haben Sie gleich eine enorme Schwierigkeit. Die Arbeiterschaft ist im Gegensatz zum Bürgertum nicht als Typus in Erscheinung getreten, sondern als Masse, und sie wird immer Masse bleiben, ich sage auch bleiben, weil eben darin eine Hauptkraft liegt. Sie brauchen aber auf dem Theater gerade den Typus; die besondere Form der Qualität, die Quantität, die Masse, ist nur sehr schwer darzustellen, obwohl doch gerade sie für unsere Gesellschaft charakteristisch ist.“

Brecht ging dann das Problem von einer anderen Seite an: „Es gibt marxistische Ästhetiker, die behaupten, die geeignetste Kunstform, um die Phänomene unserer Zeit zu bewältigen, sei der Roman. Er ermögliche es, sowohl das Individuum als auch die Masse darzustellen. Aber weswegen sind dann unsere Romane gegenüber denen des Bürgertums so dürftig? Ich glaube, es liegt nicht daran, daß unsere Romanschreiber keine Fabeln, die Hand und Fuß haben, erfinden können. Es liegt daran, daß eben der proletarische Held ungleich stärker Kollektiv, ungleich stärker Masse ist, als es der bürgerliche Held je sein konnte. Aktionen dieser Masse können aber auch im Roman höchstens beschrieben, nicht gestaltet werden, wie man so schön sagt. Darum haben wir in unseren Romanen lauter Überhelden und keine Helden, die uns beeindrucken. Der positive Typ unseres Jahrhunderts kann eben nicht mehr in der alten Form, nach alten Gesichtspunkten dargestellt werden. Die neuen Formen aber müssen erst entwickelt werden. Ob es sie geben wird, ohne Her-einnahme ‚betriebsfremder Mittel‘, etwa des Films in das Theater, muß sich erst zeigen.“

Eine Unterhaltung im vergangenen Winter bestätigte, wie Brecht sich mit diesem Problem herumschlug. Brecht sagte: „Sie haben in Ihrem Buch über meine dramatischen Versuche bis 1933 festgestellt, daß die ‚Heilige Johanna der Schlachthöfe‘ einen gleichwertigen Gegenspieler im Kapitalisten Mauler, aber nicht in einem der auftretenden Arbeiter hat. Diese träten nur als Masse auf, agierten nur im Chor, besäßen kein Gesicht. Ich habe darüber nachgedacht. Aber wie kann man es ändern? Wenn ich aus dem anonymen Arbeiterführer den Gewerkschaftsfunktionär Joe oder den Kommunisten Bill mache, ihm also ein scharfes Profil gebe, wird dann aus meinem Drama der Sozialreformerin und Kleinbürgerin nicht plötzlich ein ganz anderes Stück?

Und wie kann ich die Massen anders darstellen als chorisch? Natürlich kann es nicht so bleiben, wie es ist, wenn wir das Stück aufführen wollen. Die Vertreter der Arbeiterschaft müssen wenigstens ein Gesicht haben, das ist klar. Ich werde noch darüber nachdenken müssen.“

Bei jener erwähnten Unterhaltung in München sagte Brecht weiter, natürlich sei er absolut dafür, daß man versuche, Stoffe der Gegenwart in aktueller Form zu bearbeiten, ja es sei eine Lebensnotwendigkeit für das Drama, in diesem Sinne zu experimentieren. Aber er schien diesem Bemühen im Grunde nur die Chancen einer „Verschleißkunst“ zu geben, wie man etwa in der Industrie Zerreißproben nur deshalb durchführt, um theoretische Analysen zu bestätigen.

Einmal mit der „Verthesung“ des Gedankens beschäftigt, bereitete es ihm Vergnügen, ihn zu überspitzen. Er setzte sich nämlich für das Parabelstück als die beste aller Möglichkeiten ein: „Wenn man das falsche Bewußtsein zerschmettern und das richtige formen will, dann muß man die Menschen vor sich selbst, wenn Sie wollen, zu sich selbst bringen. Das kann man nicht, indem man ihnen ihresgleichen vorsetzt. Josef kennt Josef so gut, daß ihm alle Josefe schnuppe sind. Mit dem Besitzer eines Hauses, das brennt, können Sie nicht reden, aber mit dem Feuerwehrhauptmann. Mit einem Wort, die Angelegenheiten müssen verfremdet werden. Je einfacher sich das machen läßt, um so besser ist es. Darum ist die Gleichnisform noch immer am geeignetsten. Glauben Sie, daß Lenin umsonst von dem Besteigen hoher Berge gesprochen hat? Das hat all die Schwierigkeiten, vor denen damals ein Teil der sozialistischen Bewegung stand, allen so einleuchtend gemacht, daß sie das Theoretische mitgefressen haben.“

Nehmen wir an“, so erhartete Brecht seine Deduktion, „Der gute Mensch von Sezuan“ wäre nicht in Parabelform geschrieben worden. Wie wäre das? Ich würde einen Proleten zu zeigen haben, der Bürger oder Kleinbürger wird und dann natürlich auch andere Seiten aufziehen muß, um Bürger oder Kleinbürger bleiben zu können, einen negativen Helden also. Der Bourgeois würde sagen: Wir sind ja gar nicht so böse, und würde ganz andere Probleme aufwerfen, als mir lieb sein kann, etwa im Sinne von ‚Der Bürger als Edelmann‘. (Majakowski hat in ‚Die Wanze‘ den Proleten als Bürger gezeigt.) Es würde eine Komödie im Stile von ‚Puntila‘ entstehen, etwa nach dem Motto ‚Reichtum verpflichtet‘. Um den Helden und Händlern diesen Ausweg zu verbauen, blieb nur die Parabelform, die ohne Mühe und ohne Ausweichmöglichkeit enthüllt, wie schäbig und unvollkommen eine Gesellschaft ist, in der der Mensch nur gut und anständig sein kann, wenn er regelmäßig schlecht ist. Ohne daß es ausgesprochen wird, drängt sich jedem die Folgerung auf, daß diese Gesellschaft es verdient, geändert zu werden, ja daß sie geändert werden muß. Im Bereich des ‚direkten Realismus‘ wäre das

nur schwer zu machen gewesen. Wie plump würde ein solches Stück gegen die Parabelform wirken, wie wenig lustig und amüsant! Ich bin fest überzeugt, daß bei zunehmender Zivilisation im Kommunismus gerade die Parabel eine große Zukunft hat, weil sie Wahrheit so elegant zu servieren vermag.“

Ich wandte ein, daß die Parabelform aber auch die Gefahr des Undialektischen in sich berge. Sie sei zu allgemein und könne in einer besonderen historischen Situation so falsch sein wie manche Sprichwörter. Ich erinnerte ihn an „Die Spitzköpfe und die Rundköpfe“. In Parabelform erscheinen hier die gesellschaftlichen Vorgänge in Hitlerdeutschland so, daß sich die Nazis schließlich doch mit den reichen Juden auf Kosten der armen Juden und armen Arier verständigen. In Wirklichkeit sei der Rassismus um vieles brutaler gewesen: auch die reichen Juden wurden seine Opfer. Brecht verteidigte sich, in bestimmter Weise habe er trotzdem recht gehabt. Der Ausgang des Krieges und die darauffolgende Periode habe bewiesen, daß das „arische“ Finanzkapital in Deutschland, das Hitler getragen habe, während und nach dem Kriege mit dem „jüdisch versippten“ der USA auf Kosten der Ausgebeuteten in beiden Ländern gemeinsame Sache gemacht habe. Er wolle jedoch nicht widersprechen, wenn man sagt, daß „die Parabel hinkt“. Dafür biete sie den Vorteil des Einfachen und Eingängigen, die Möglichkeit, auf indirekte Weise die Wahrheit an den Mann zu bringen, was in unserem Jahrhundert immer noch sehr wichtig sei, sie ermögliche es, ohne Pathos, das immer sehr problematisch, weil oberflächlich sei, Kräfte zu mobilisieren. „Die Parabel ist um vieles schlauer als alle anderen Formen. Lenin hat die Parabel doch nicht als Idealist, sondern als Materialist gebraucht. Die Parabel gestattete ihm, das Komplizierte zu entwirren. Sie stellt für den Dramatiker das Ei des Kolumbus dar, weil sie in der Abstraktion konkret ist, indem sie das Wesentliche augenfällig macht.“

Er fuhr dann fort: „Ich habe Sie doch meine ‚Turandot‘-Bearbeitung, den ‚Kongreß der Weißwäscher‘ lesen lassen. Sie erinnern sich an die Befragung der Intellektuellen, weswegen der Reis so teuer geworden sei und im Staat so große Unordnung herrsche. Der eine Intellektuelle kommt mit seiner Weisheit der Wahrheit ziemlich nahe, aber siehe, da steigt der vor ihm hängende Brotkorb immer weiter in die Höhe. Das ist so augenfällig, daß jeder-mann versteht, in welch Konflikte Intellektuelle in bestimmten Situationen geraten, wenn sie den Kopf auf der Zunge tragen.“

Augenfällig und verständlich, das war für Brecht gleichbedeutend mit Genuß. In einem Gespräch in Buckow – es folgte meiner Lektüre des oben- genannten Stückes – beklagte er den sichtlichen Verlust der Genußfähigkeit. „Weswegen ist etwas Kunst?“ fragte er. „Natürlich weil ich einen Genuß dabei empfinde. Wir haben aber keinen richtigen, kräftigen Appetit mehr,



uns schmeckt es nicht. Statt Geschmack haben wir merkwürdig überzüchtete Zungen mit jämmerlichen Geschmackswärzchen. Die Drüsen funktionieren nicht mehr, das Wasser läuft uns nicht mehr zusammen beim Anblick des Fleisches.“

Er jedenfalls wollte seine Speisen so zubereiten und servieren, daß sie den verkümmerten Geschmack belebten. Er wünschte ein Theater zu machen, das zu betrachten ein Genuß sei. Das konnte freilich nur ein Theater der „wohltemperierten Sinnlichkeit“ sein, des verdichteten Realismus. Über den platten Realismus sagte er: „Da bekommt man zuviel vorgesetzt, es wird einem zugemutet, sich mit Wirklichkeit zu überfressen. Zuviel Üppigkeit, immer die Nase im Fleisch, da kommt man gar nicht zum Kosten. Alles so echt, daß es gespenstisch wirkt. Ich bin absolut für den Luxus, aber er ist immer noch etwas Rares, man muß ihn also zu schätzen wissen; das erfordert die Anstrengung des Lernens. Wenn er einmal nicht mehr rar ist, dann muß man sich die Freiheit vor ihm erhalten. Man muß mit Bewußtsein genießen und genießen können.“

Nichts haßte er mehr als die Verführung zur Bewußtlosigkeit, zum „Sich-versinkenlassen“. Die Verführung dazu war ihm widerwärtiger als die nachgiebige Schwachheit selbst. „Die Einkuller“ nannte er einmal jene Theatermacher, die ihre Stücke nur auf Einfühlung anlegen. „Die Wissenschaft *setzt sich gegenüber*. Ein Zoologe versetzt sich nicht in eine Heuschrecke, er stellt sie höchstens dar. Wir auf dem Theater können nicht einfach so tun, als lebten wir noch immer im vorwissenschaftlichen Zeitalter. Außerdem ist es unverschämt und zugleich gefährlich und unverantwortlich, vom Zuschauer zu verlangen, er möge seinen Verstand in der Garderobe zurücklassen.“

Sein Episches Theater sollte das Theater des wissenschaftlichen Zeitalters sein, das auf sinnliche Weise Einsicht und Wissen vermittelt und für dessen Besucher Begreifen und Genießen ein und dasselbe ist. Anstöße dazu gaben ihm, das betonte er wiederholt, das Spiel des Schauspielers Steinrück, dem jede „Gemütlichkeit“ fehlte; „das politische Theater“ Erwin Piscators; der amerikanische Behaviorismus, der seine Aufmerksamkeit auf das Studium des Verhaltens der Menschen lenkte; die Schriften des wissenschaftlichen Sozialismus, die ihm dieses Verhalten als klassenbedingt begreiflich machten; die Gestik Charlie Chaplins; das ostasiatische Theater, das ihm die Bedeutung der Distanz und der gediegenen Einfachheit zeigte; die Agitpropbühne der Kommunistischen Partei, die ihm zur Einsicht in Mittel und Methoden verhalf, wie das Theater zu einem Instrument der Veränderung der Welt werden kann; das bayrische und das skandinavische Volkstheater, das ihm Sinnlichkeit vermittelte; die ständige praktische Zusammenarbeit mit Schauspielern wie Helene Weigel, Ernst Busch, Charles Laughton, durch die die Theorie zur Praxis wurde, und, so sonderbar es klingen mag, die Lektüre

von Kriminalromanen, die ihm Entspannung, aber gleichzeitig Übung seines Intellekts bedeutete.

Er versäumte freilich bei keiner Gelegenheit, auf die enormen Schwierigkeiten hinzuweisen, die dem Epischen Theater im Wege standen und stehen. Auf die Mißverständnisse eingehend, die allein aus dem Begriff Episches Theater erwuchsen, sagte er im letzten Sommer: „Ich muß zugeben, daß es mir nicht gelungen ist, klarzumachen, daß das Epische meines Theaters eine Kategorie des Gesellschaftlichen und nicht des Ästhetisch-Formalen ist. Ich bin gerade mit einer Ergänzung des ‚Kleinen Organons‘ beschäftigt und frage mich ernstlich, ob es nicht am zweckmäßigsten wäre, den Begriff des Epischen Theaters überhaupt fallenzulassen.“ Spöttisch fuhr er fort: „Mit dem Epischen Theater verhält es sich fast so wie mit der katholischen Kirche: bis sie mit den Häresien fertig wurde, war sie schon wieder reif zum Abtreten, weil eine neue Zeit angebrochen war.“ Ich entgegnete: „Der Unterschied besteht aber darin, daß die katholische Kirche überflüssig wurde, während die Hauptelemente Ihres Theaters für die neue Zeit selbstverständlich und unentbehrlich sein werden.“ Darauf Brecht: „Ja, in gewisser Weise mögen Sie recht haben, weil heute zum Beispiel überhaupt noch nicht episch gespielt werden kann. Die Schauspieler müßten Marxisten sein und die Zuschauer auch. Woher nehmen, wenn nicht stehlen? Die einen kommen nicht ohne Einfühlung, die anderen nicht ohne Suggestion aus. Das Lampion der Illusion, der große Mond der Täuschung müssen leuchten! Ich bin ja nicht gegen den schönen Schein, in den alle Wirklichkeit auf dem Theater immer geraten muß. Aber weder die Schauspieler noch das Publikum sollten vergessen, daß der Zauber zur Enthüllung, der magische Schein zur Durchleuchtung der wirklichen Welt dienen muß. Ach, das Epische Theater . . .“

Für einen Augenblick schien sich Brecht der Phantasie hinzugeben. Er hatte vor seinen Augen eine Welt, die sein Theater als so selbstverständlich betrachten wird wie die bürgerliche das ihrige. Aber er fing seine flüchtigen Gedanken sofort ein. Scheinbar abrupt fuhr er fort: „Und von den Verfremdungseffekten bleiben meistens nur die Effekte übrig, losgelöst von ihrer gesellschaftlichen Bezogenheit, losgelöst von ihren Zwecken.“ Ich brachte dagegen vor, daß sie selbst dann noch die Funktion erfüllten, die „Einlullung“ zu erschweren. Er meinte: „Ach, wissen Sie, die menschliche Natur versteht sich nicht weniger als die übrige organische darauf, sich anzupassen. Die Menschen, die sogar den Krieg mit Atombomben als normal zu betrachten vermögen, warum sollen sie nicht mit so kleinen Sachen wie den Verfremdungseffekten fertig werden, nur um nicht die Augen aufschlagen zu müssen? Ich kann mir vorstellen, daß sie eines Tages sogar ihre alte Form des Genusses nur zu haben vermögen, wenn die Verfremdungseffekte geboten werden. Es

ist nur gut, daß das neue Bewußtsein, das ich mit meinem Theater im Auge habe, von den objektiven Umständen erzwungen werden wird.“

Ich erwiderte: „Sie schätzen Ihre Mitwirkung an der Veränderung dieses Bewußtsein zu gering ein.“ Wie bei so mancher Unterhaltung reizte es ihn, auf den Widerspruch mit einem eigenen zu antworten, überzeugt, daß selbst die Überspitzung noch etwas Nützlicheres zutage bringen werde als das Einverständnis. Zu einer anderen Stunde hätte er ohne weiteres mit einer ironischen Attacke auf den „einzigartigen Wert der Kunst“ geantwortet, der darin bestehe, wie alles vergänglich zu sein. Zu dieser Stunde versagte er sich eine solche Polemik. Etwas versonnen antwortete er: „Georg Kaiser folgte Gerhart Hauptmann auf dem Thron der deutschen Dramatik nach. Seit Kaiser tot ist, sitze ich ganz einfach oben, ob es gefällt oder nicht. Aber wird meine Wirkung größer sein als die ihrige, wird meines Bleibens als lebendige Wirk-samkeit länger sein?

Sicher“, sagte er, umkippend in die Ironie, „schon weil ich den Satz geschrieben habe: ‚Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral!‘ So etwas ist dauerhaft.“

Ich aber bin überzeugt, daß Brechts Wirkung, sein „Da-Bleiben“, nicht nur wegen dieses Satzes Dauer haben wird.

*Die sozialistische und realistische Schreibweise, die wir für unsere neuen Leser, die Erbauer einer neuen Welt, entwickeln, kann für den großen Kampf in vielfacher Weise dichterisch ausgebaut werden, nach meiner Meinung besonders durch das Studium der materialistischen Dialektik und das Studium der Weisheit des Volkes. Bauen wir doch unseren Staat nicht für die Statistik, sondern für die Geschichte, und was sind Staaten ohne die Weisheit des Volkes!*

Bertolt Brecht

# DIE RUNDKÖPFE UND DIE SPITZKÖPFE

oder

## REICH UND REICH GESELLT SICH GERN

Ein Greuelmärchen

### Vorspiel

*Vor den kleinen Vorhang treten sieben Spieler: der Direktor des Theaters, der Statthalter, der aufständische Pächter, der Pachtberr, seine Schwester, der Pächter Callas und seine Tochter. Die letzten vier sind im Hemd. Der Statthalter, im Kostüm, aber ohne Maske, trägt eine Waage mit zwei spitzen und zwei runden Schädelformen\*, der aufständische Pächter trägt eine Waage mit zwei noblen und zwei zerlumpten Kleidern, er ist ebenfalls im Kostüm, aber nicht in Maske.*

#### DER DIREKTOR DES THEATERS:

Geehrtes Publikum, das Stück fängt an.

Der es verfaßte, ist ein weitgereister Mann.

(Er reiste übrigens nicht immer ganz freiwillig.) In dem Stück da zeigt er Ihnen, was er sah.

Um es Ihnen mit zwei Worten zu unterbreiten:

Er sah furchtbare Streitigkeiten.

Er sah den weißen Mann mit dem schwarzen ringen.

Einen kleinen Gelben sah er einen großen Gelben niederzwingen.

Ein Finne schmiß nach einem Schweden einen Stein [nase ein.

Und ein Mann mit einer Stupsnase schlug auf einen Mann mit einer Haken-

Unser Stückeschreiber erkundigte sich, worin ihr Streit besteht.

Da erfuhr er: durch die Länder geht

Jetzt der große Schädelverteiler

Das ist der Allerweltsheiler

Der hat allerhand Nasen in seiner Tasche und verschiedenfarbige Haut

Damit trennt er den Freund vom Freund und den Bräutigam von der Braut.

Denn er schreit aus auf dem Land und in der Stadt:

---

\* Die Bevölkerung jener Stadt Luma, in der das Stück spielt, besteht aus Tschuchen und Tschichen, zwei Rassen, von denen die erste *runde* und die andere *spitze* Köpfe aufweist. Diese spitzen Köpfe müssen mindestens 15 cm höher sein als die runden. Aber die runden Köpfe müssen nicht weniger abnormal sein als die spitzen.

Es kommt an auf den Schädel, den ein Mensch hat.  
Darum, wo der große Schädelverteiler war  
Schaut man dem Menschen auf Haut, Nase und Haar  
Und jeder wird geschlagen krumm und lahm  
Der den falschen Schädel von ihm bekam.  
Und überall wurde unser Stückeschreiber verhört  
Ob ihn der Unterschied der Schädel nicht auch stört  
Oder ob er unter den Menschen gar keinen Unterschied sieht.  
Da sagte er: ich seh einen Unterschied.  
Aber der Unterschied, den ich seh  
Der ist größer als der zwischen den Schädeln nur  
Und der hinterläßt eine viel tiefere Spur  
Und der entscheidet über Wohl und Weh.  
Und ich will ihn euch auch nennen gleich:  
Es ist der Unterschied zwischen arm und reich.  
Und ich denke, wir werden so verbleiben  
Ich werde euch ein Gleichnis schreiben  
In dem beweis ich es jedermann  
Es kommt nur auf diesen Unterschied an.

Dieses Gleichnis, meine Lieben, wird jetzt hier aufgeführt. Dazu  
Haben wir auf unserer Bühne ein Land aufgebaut namens Jahoo.  
In dem wird der Schädelverteiler seine Schädel verteilen  
Und einige Leute wird sogleich ihr Schicksal ereilen.  
Aber der Stückeschreiber wird dafür sorgen dann  
Daß man auch unterscheiden kann armen und reichen Mann.  
Er wird verschiedene Kleider verteilen lassen  
Die zu dem Vermögen der Leute passen.  
Schließt also jetzt die Türen!  
Der große Schädelverteiler wird gleich seine Schädel vorführen.

DER STATTHALTER (*tritt vor und demonstriert unter Blechlärm seine Schädelwaage*):

Hier habe ich zweierlei Schädel, wie jeder sieht.  
Sie sehen den gewaltigen Unterschied  
Der eine ist spitz, der andre ist rund.  
Der ist krank. Der ist gesund.  
Gibt es wo Elend und Ungerechtigkeit  
So ist der im Spiel allezeit.  
Gibt es wo Ungleichheit, Fettleibigkeit und Muskelschwund  
So ist der der Grund.



Wer mit meiner Waage wiegt

Der wird sehen, wo das Recht und wo das Unrecht liegt.

*(Mit dem Finger drückt er die Schale nieder, auf der die Rundköpfe liegen.)*

DER DIREKTOR *(den aufständischen Pächter vorführend):*

Und nun zeig du Kleiderverteiler deine Kleider her

Die du auf deiner Waage trägst

Und die du den Menschen in ihre Wiegen legst.

DER AUFSTÄNDISCHE PÄCHTER *(zeigt seine Kleiderwaage):*

Den Unterschied zu sehen, ist, denk ich, nicht schwer,

Das sind die guten und das sind die schlechten.

Darüber kann man, denk ich, nicht rechten.

Wer in solchen Kleidern wandelt

Wird für gewöhnlich nicht so behandelt

Wie der, der solche Kleider anhat.

Mir scheint, das weiß man in Dorf und Stadt.

Wer mit meiner Waage wiegt

Der kann sehen, wer auf der Welt den Kuchen kriegt.

*(Mit dem Finger drückt er die Schale nieder, auf der die noblen Kleider liegen.)*

DER DIREKTOR:

Ihr seht, der Stückeschreiber benutzt zwei Waagen mit verschiedenen Normen.

Auf einer wiegt er Kleider, fein und abgetragen.

Und mit der anderen wiegt er Schädelformen.

Dann kommt sein Witz: er wiegt die beiden Waagen.

*(Er hat eine der Waagen nach der andern in die Hand genommen, dann beide gegeneinander abgewogen. Jetzt gibt er sie zurück und wendet sich an seine Schauspieler.)*

Ihr, die ihr Spieler der Parabel seid

Wählt vor dem Publikum jetzt Kopf und Kleid

Wie es euch vorgeschrieben ist im Stück.

Und hat der Stückeschreiber, wie wir glauben, recht

Dann wählt ihr mit dem Kleide das Geschick

Nicht mit der Schädelform. Auf zum Gefecht!

DER PÄCHTER *(nach zwei Rundköpfen greifend):*

Wir nehmen uns den Rundkopf, liebe Tochter.

DER PACHTHERR: Den Spitzkopf tragen wir.

DIE SCHWESTER DES PACHTHERRN:

Auf Wunsch Herrn Bertolt Brechts . . .

DIE TOCHTER DES PÄCHTERS:

Die Tochter eines Rundkopfs ist ein Rundkopf.

Ich bin ein Rundkopf weiblichen Geschlechts.

DER DIREKTOR: Und hier die Kostüme.

*(Die Schauspieler wählen sich die Kleider.)*

DER PACHTHERR: Ich mach den Pachtherrn.

DER PÄCHTER: Ich den Pächter nur.

DIE SCHWESTER DES PACHTHERRN: Des Pachtherrn Schwester ich.

DIE TOCHTER DES PÄCHTERS: Und ich die Hur.

DER DIREKTOR *(zu den Schauspielern)*: So, das Problem ist hoffentlich verstanden?

DIE SCHAUSPIELER: Ja.

DER DIREKTOR *(noch einmal prüfend)*:

Rundkopf und Spitzkopf, erstens: ist vorhanden.

Der Unterschied von arm und reich: ist da.

Und jetzt Kulisse her und Praktikabel

Und frisch die Welt gezeigt in der Parabel!

Wir hoffen, es gelingt uns und Sie sehn

Welch Unterschiede vor den andern gehn.

*(Sie geben alle hinter den kleinen Vorhang.)*

## I

### Palais des Vizekönigs

*Der Vizekönig von Jahoo und sein Staatsrat Missena sitzen übernächtigt im Zimmer des Vizekönigs vor Zeitungen und Sektflaschen. Mit einem großen Rotstift streicht der Staatsrat dem Vizekönig bestimmte unangenehme Stellen in den Zeitungen an. Nebenan im Vorzimmer sitzt ein zerlumpter Schreiber neben einer Kerze, und mit dem Rücken zum Zuschauer steht ein Mann.*

DER VIZEKÖNIG:

Genug, Missena.

Der Morgen kommt und unser ganzes Forschen  
mit hin und her und noch einmal von vorn  
das Ganze durch ergab zu jeglicher Minute  
doch immer nur, was wir nicht wissen wollten  
und was, selbst wenn wir Monde rechneten  
doch stets herauskäm: völlige Zerrüttung  
des Staats. Zerfall.

MISSENA:

Spricht das nicht aus!

DER VIZEKÖNIG:

Bankrott.

Da scheinen stärkere Hände nötig als die meinen.

*(Missena schweigt.)*

DER VIZEKÖNIG *(mit einem Blick auf die Zeitungen)*:

Vielleicht sind ihre Zahlen falsch?

MISSENA:

So falsch nicht.

DER VIZEKÖNIG:

Von Zeit zu Zeit les ich die Zeitung gern,  
erfahr ich draus den Zustand meines Lands doch.

MISSENA:

Der Überfluß ist's, Herr, der uns verzehrt.  
Denn unser Land Jahoo lebt durch Getreide  
und stirbt auch durch Getreide. Und jetzt stirbt's.  
Und am Zuviel stirbt's. Denn in solchem Unmaß  
trug unser Acker Korn, das den Beschenkten  
dieses Geschenk begrub. Der Preis sank so  
daß er die Fracht nicht aufwiegt. Das Getreide  
bringt nicht soviel ein, wie das Mähen kostet.  
Gegen die Menschen wuchs das Korn herauf.  
Der Überfluß erzeugte Not. Die Pächter  
verweigerten die Pacht. In seinem Grundgefüg  
wankte der Staat. Die Pachtherren kommen schreiend  
der Staat soll ihre Pacht eintreiben! Sie zeigen  
die Pachtverträge. Und im Süden des Lands  
sammeln die Pächter sich um eine Fahne  
auf der groß eine Sichel steht: das Zeichen  
des Bauernaufstands. Und der Staat zerfällt.

*(Der Vizekönig seufzt. Eine Saite ist in ihm zum Erklängen gebracht  
worden: er ist selber Gutsbesitzer.)*

DER VIZEKÖNIG: Wenn wir die Bahnen noch verpfändeten?

MISSENA: Sie sind's. Und zweimal.

DER VIZEKÖNIG: Und die Zölle?

MISSENA: Sind's auch.

DER VIZEKÖNIG:

Die Großen Fünf? Vielleicht gewähren die  
uns eine Anleihe, die uns weiterhilft?  
Über ein Drittel allen guten Lands-  
besitzen sie allein. Die könnten's.

MISSENA: Die könnten's.

Nur: sie verlangen, daß man erst den Aufruhr  
der Sichel bricht, der alle Pacht gefährdet.

DER VIZEKÖNIG: Das wäre freilich gut.

MISSENA: Die Großen Fünf  
sind gegen uns. Sie sind enttäuscht und wütend.  
Wir sind ihnen zu lasch im Pachteintreiben.

DER VIZEKÖNIG: Sie setzen kein Vertrauen mehr in mich.

MISSENA:  
Nun, unter uns: Ihr selbst seid schließlich  
noch immer unser größter Pachtherr.

*(Das Wort ist gefallen.)*

DER VIZEKÖNIG *(sich ereifernd)*: Ja!  
Und ich könnt selbst mir nichts mehr anvertraun.  
Als Pachtherr muß ich mir, dem Vizekönig  
heut sagen: Freund, dir keinen Peso mehr!

MISSENA:  
Es gab wohl eine Lösung, aber die  
ist blutig und gefährlich auch . . .

DER VIZEKÖNIG: Nicht das!  
Sprich das nicht aus!

MISSENA: Hier hört uns niemand. Krieg  
könnt neue Märkte schaffen für dies schreckliche  
Zuviel an Korn und manche Fundgrub bringen  
für das, was wir entbehren.

DER VIZEKÖNIG *(ist ein einziges, großes Kopfschütteln)*:  
Krieg geht nicht.

Der erste Tank, der uns durch Luma rollte  
möcht einen solchen Aufruhr uns erregen, daß . . .

MISSENA:  
Der innre Feind ist's, der uns daran hindert  
den äußern uns zu langen. Welch ein Zustand!  
Was einen Stahlhelm trägt, muß sich verkriechen  
als wär's Geschmeiß! Ein General kann schon  
bei Tage nicht mehr auf die Straße! So als  
wär er ein Mörder, wird er angesehen.  
Gäb's diese Sichel nicht, wär alles anders.

DER VIZEKÖNIG: Es gibt sie aber.

MISSENA: Man kann sie zerbrechen.

DER VIZEKÖNIG:  
Wer kann das, wer? Denn ich kann's nicht. Ach du  
fändst du da einen, der das könnt, ich schriebe  
dir gleich die Vollmacht aus für den.

MISSENA: Ich wüßte  
 wohl einen, der es könnt.

DER VIZEKÖNIG (*stark*): Den will ich nicht.  
 Dies ein für allemal, den will ich nicht. (*Schweigen.*)  
 Du übertreibst die Wichtigkeit der Sichel!

MISSENA:  
 Ich fürcht, ich kränkte Euch. Vielleicht, Ihr wünscht  
 allein zu sein. Vielleicht, Ihr kommt allein  
 auf einen Einfall, der die Rettung bringt.

DER VIZEKÖNIG: Auf morgen denn ...

MISSENA (*verabschiedet sich*):  
 Ich hoff, ich kränkt Euch nicht,  
 (*Zum Zuschauer:*) Zeigt ihm den Teufel noch nicht sein Verstand  
 dann mal ich ihm den Teufel an die Wand!  
 (*An der Tür bleibt er stehen. Mit einem Rotstift malt er plötzlich hastig  
 etwas an die Wand.*)

MISSENA: Halt, was ist das?

DER VIZEKÖNIG: Was gibt's?

MISSENA: Ach, nichts.

DER VIZEKÖNIG: Warum  
 bist du erschrocken?

MISSENA: Ich erschrocken?

DER VIZEKÖNIG: Ja.  
 Du bist erschrocken.  
 (*Er steht auf.*)

MISSENA:  
 Kommt nicht hierher. Hier  
 ist nichts.  
 (*Der Vizekönig geht auf ihn zu.*)

DER VIZEKÖNIG: Tritt auf die Seite!  
 (*Er holt vom Tisch eine Lampe.*)

MISSENA: Herr, ich weiß nicht  
 wie dieses Zeichen hierher kommen konnt!  
 (*Der Vizekönig sieht erschüttert eine große Sichel an der Wand.*)

DER VIZEKÖNIG: Soweit ist's also schon. Selbst hier gibt's Hände ...  
 (*Pause.*)

DER VIZEKÖNIG:  
 Ich träte gern ins Dunkel einige Zeit  
 um manches zu bedenken ...  
 (*Plötzlich:*) Ich schreib eine Vollmacht.



MISSENA: Das dürft Ihr nicht!

(Pause.)

MISSENA: Für wen?

DER VIZEKÖNIG: So darf ich doch?

Schön. Also wem?

MISSENA:

's müßt einer sein, der erst uns  
die Pächter duckt. Solang die Sichel steht  
gibt's keinen Krieg. Nun ist zwar diese Sichel  
der reine Abschaum, der nichts zahlen will.  
Der kleine Kaufmann, Handwerker, Beamte  
mit einem Wort: der Durchschnitt meint jedoch  
daß uns der Pächter nichts mehr zahlen k a n n.  
Man ist für den Besitz, doch zögert man  
dem blassen Hunger ins Gesicht zu treten.  
Drum kann den Aufruhr dieser Pächter uns  
bekämpfen nur ein unverbrauchter Mann  
der nur auf den Bestand des Staats bedacht ist  
uneigennützig – wenigstens als so bekannt.  
Es gibt nur einen ...

DER VIZEKÖNIG (*überraunisch*): Sag schon: Iberin.

MISSENA:

Der selbst dem Mittelstand entstammt, so weder  
Pachtherr noch Pächter ist, nicht reich, doch auch  
nicht grade arm. Drum ist er einfach gegen  
den Kampf der armen und der reichen Klasse.  
Reichen wie Armen wirft er Habsucht vor  
niedrigen Materialismus. Er verlangt  
Gerechtigkeit und Strenge gegen Arme  
und gegen Reiche. Denn für ihn ist unser  
Zusammenbruch ein seelischer.

DER VIZEKÖNIG: So. Ein seelischer.

Und der da?

(*Er macht die Gebärde des Geldzählens.*)

MISSENA: Kommt von jenem.

DER VIZEKÖNIG: Schön. Und jener?

Woher kommt der? Was ist der Grund für den?

MISSENA:

Herr, dieser Grund ist eben unseres Iberins  
große Entdeckung!

DER VIZEKÖNIG: Ei des Kolumbus?

MISSENA: Ja!

Und zwar ist dieser Grund zweibeinig.

DER VIZEKÖNIG: Wie?

MISSENA:

Zweibeinig. Dieser Iberin weiß: das Volk nicht sehr geübt in Abstraktion, durch Not auch ungeduldig, sucht die Schuld für solchen Zusammenbruch als ein gewohntes Wesen mit Mund und Ohr und auf zwei Beinen laufend und auf der Straße jedermann beegend.

DER VIZEKÖNIG: Und einen solchen hat der Mann entdeckt?

MISSENA: Hat er entdeckt.

DER VIZEKÖNIG: Und wir sind's nicht?

MISSENA:

Durchaus nicht.

Er hat entdeckt: in diesem Land Jahoo gibt es zwei Völkerstämme, die's bewohnen die voneinander ganz verschieden sind auch äußerlich, durch ihre Schädelform: rund ist der einen Kopf und spitz der andern und jedem Kopf entspricht ein andrer Geist: dem platten platte Ehrlichkeit und Treue dem spitzen ein spitzfindig Wesen, auch List und Berechnung, Neigung zu Betrug. Den einen Stamm, den mit dem runden Kopf nennt Iberin Tschuch und sagt von ihm, er sei der Scholl Jahoos von Anbeginn verwachsen und guten Bluts. Der andere, am spitzen Kopf erkennbar ist fremdes Element, hat sich ins Land gedrängt selbst ohne Heimat, und wird Tschich genannt. Der tschichische Geist nun ist's, nach Iberin, der an allem Unglück dieses Lands die Schuld trägt. Dies, Herr, ist Iberins große Entdeckung.

DER VIZEKÖNIG: Sie ist sehr lustig. Doch was will er damit?

MISSENA:

Er setzt an Stell des Kampfs von arm und reich den Kampf der Tschuchen gegen die Tschichen.

DER VIZEKÖNIG: Hm.

Das ist nicht schlecht, wie?

- MISSENA: 's ist Gerechtigkeit  
 die er erstrebt, so gegen arm und reich.  
 Auch gegen die Reichen will er vorgehn, wenn  
 das Übergriffe sind: die nennt er tschichisch.
- DER VIZEKÖNIG: Die nennt er tschichisch . . . Was ist mit der Pacht?
- MISSENA:  
 Von solchen Dingen spricht er nicht. Und wenn  
 dann undeutlich. Doch er ist für Besitz.  
 Er spricht von „tschuchischer Freude am Besitz“.  
*(Der Vizekönig lächelt. Auch Missena lächelt.)*
- DER VIZEKÖNIG:  
 Der Mann ist gut! Die Übergriffe – tschichisch  
 die Griffe tschuchisch. Wer steht hinter ihm?
- MISSENA:  
 Hauptsächlich stehn die Mittelständler hinter ihm  
 der kleine Kaufmann, Handwerker, Beamte  
 die ärmeren Leute mit der höheren Bildung  
 die Kleinrentner. Kurz: der verarmte Mittelstand.  
 Das sammelt er in seinem Iberinbund  
 der übrigens ganz gut bewaffnet sein soll.  
 Wenn einer uns die Sichel zerbricht, ist's der.
- DER VIZEKÖNIG:  
 Doch müßt das Heer ganz aus dem Spiel mir bleiben.  
 Stahlhelm und Tank sind nicht beliebt.
- MISSENA: Das Heer.  
 ist für Herrn Iberin nicht nötig.
- DER VIZEKÖNIG: Gut.  
 Ich schreib dir eine Vollmacht aus für ihn.  
 Die Nacht vergeht, der Himmel färbt sich schon.  
 's ist recht; ich will's mit ihm versuchen. Soll er  
 sein Bestes tun, der Mann. Du kannst ihn rufen.
- MISSENA *(klingelt)*:  
 Der Mann ist hier. Seit sieben Stunden wartet  
 er schon im Vorraum.
- DER VIZEKÖNIG *(doch noch getroffen)*:  
 Freilich, ich vergaß:  
 du bist sehr tüchtig. Halt! Die Großen Fünf!  
 Sind sie für ihn? Sonst ist es Essig mit ihm.
- MISSENA:  
 Er wurd von einem hergebracht, der ihn  
 auch heimlich finanziert.

DER VIZEKÖNIG (*die Vollmacht unterschreibend, Hut auf, Mantel an, Stock im Arm*):

Ich aber will dann  
für einige Zeit dies alles abtun und  
nur ein paar Reiseschecks als Wegzehrung bei mir  
und ein paar Bücher, die ich lange gern  
einmal gelesen hätt, mich wegbegeben von hier  
auch ohne Ziel. Mich mischend ins Gewühl  
der buntbewegten Straßen, sehend des Lebens  
erstaunlich Schauspiel. So auf irgendeiner Treppe  
gelassen sitzend, werd ich dieses Mondes  
lautlosen Wechsel sehn.

MISSENA:

Das wird die Zeit sein, wo  
die Sichel Luma stürmt, wenn nicht ...

(*Mit großer Geste auf die Türweisend:*) Herr Iberin!

(*Der wartende Mann im Vorzimmer hat sich, vom zerlumpten Schreiber aufmerksam gemacht, erhoben. In die Tür tretend, verneigt er sich tief.*)

## II

### Gasse der Altstadt

*Aus dem Kaffeehaus der Frau Cornamontis hängen Mädchen eine große weiße Fahne heraus, auf der der Kopf des Iberin aufgedruckt ist. Unten steht Frau Cornamontis und dirigiert das Aufhängen. Bei ihr stehen ein Polizeiinspektor und ein Gerichtsschreiber, beide barfuß und zerlumpt. Ein Viktualienladen links ist durch Rolläden geschlossen. Vor dem Tabakladen steht der Tabakhändler Palmosa, die Zeitung lesend. In einem Fenster dieses Hauses sieht man einen Mann sich rasieren, es ist der Hausbesitzer Callamassi. Vor einem Viktualienladen rechts stehen eine dicke Frau und ein Soldat der Iberinmiliz mit weißer Binde und großem Strohhut, bis an die Zähne bewaffnet. Alle sehen dem Heraushängen der Fahne zu. Aus der Ferne hört man undeutlich den Marschtritt vorüberziehender Truppen sowie Zeitungsausrufer: „Kauft den Aufruf des neuen Statthalters!“*

FRAU CORNAMONTIS: Schieb die Fahnenstange weiter heraus, daß sich der Wind im Tuch fangen kann. Und jetzt mehr der Seite zu!

(*Durch große Gesten gibt sie an, wie die Fahne hängen soll.*)

NANNA: Mal nach links, mal nach rechts, aber ganz wie Sie wollen!



DER INSPEKTOR: Frau Cornamontis, wie denken Sie als Geschäftsfrau über den neuen Kurs?

FRAU CORNAMONTIS: Meine Fahne wird eben herausgehängt, das sagt doch genug. Und verlassen Sie sich darauf, daß ich in meinem Haus kein tschichisches Mädchen mehr beschäftigen werde.

*(Sie setzt sich auf einen Strohstuhl vor ihrem Haus und liest wie alle andern die Zeitung.)*

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI *(der Mann, der sich im Fenster rasiert)*: Der heutige Tag, der elfte September, geht in die Geschichte ein! *(Er blickt auf seine Fahne.)* Sie hat ein schönes Stück Geld gekostet.

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA: Wird es nun Krieg geben? Mein Gabriele ist gerade zwanzig geworden.

DER IBERINSOLDAT: Wo denken Sie hin? Kein Mensch will Krieg. Herr Iberin ist ein Freund des Friedens, wie er ein Freund des Volkes ist. Bereits heute früh wurde alles, was zum Heer gehört, aus der Stadt gezogen. Herr Iberin verlangte das ausdrücklich. Sehen Sie irgendwo einen Stahlhelm? Die Straße wurde vollständig uns, den Iberinsoldaten, überlassen.

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA: Ich lese auch eben in der Zeitung, Iberin, welcher ein großer Freund des Volkes sei, habe die Macht nur ergriffen, um der zunehmenden Bedrückung der ärmeren Schichten der Bevölkerung Einhalt zu gebieten.

DER IBERINSOLDAT: Ja, das ist die Wahrheit.

EINE DICKE FRAU *(die Besitzerin des Viktualienladens rechts)*: Dann muß er aber erst einmal dafür sorgen, daß in seiner so kleinen Straße nicht zwei Lebensmittelgeschäfte nebeneinanderliegen, wo kaum eines bestehen kann. Das Geschäft dort drüben ist meiner Meinung nach vollständig überflüssig.

DER SCHREIBER: Herr Inspektor, wenn die neue Regierung wieder keine Linderung für uns Beamte bringt, traue ich mich am nächsten Ersten nicht mehr nach Hause.

DER INSPEKTOR: Mein Gummiknüppel ist schon so brüchig, daß er an einem Spitzkopf zerschellen würde. Meine Signalpfeife, womit ich meine Leute herbeirufen muß, wenn ich in Bedrängnis bin, ist seit Monaten durchgerostet. *(Er versucht zu pfeifen.)* Hören Sie einen Ton?

DER SCHREIBER *(schüttelt den Kopf)*: Ich habe gestern aus dem Kübel eines Tünchers bei dem Neubau drüben Kalk entwenden müssen, um meinen Stehkragen zu weißen. Glauben Sie wirklich, Herr Inspektor, daß wir am Ersten unsere Gehälter bekommen?

DER INSPEKTOR: Das glaube ich so bestimmt, daß ich mir daraufhin heute morgen eine Zigarre genehmigen werde bei Herrn Palmosa.

*(Beide gehen in den Tabakladen binein.)*

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI (*zeigt auf den Inspektor und den Schreiber*): Das größte Glück wird sein, wenn jetzt endlich die Beamten abgebaut werden. Es gibt zu viele und sie werden zu hoch bezahlt.

FRAU CORNAMONTIS: Das müssen Sie Ihrem Mieter sagen, daß Sie seine letzten Kunden abbauen wollen!

DER IBERINSOLDAT: Was sagen Sie zu meinen neuen Stiefeln? Solche bekommt jetzt jeder!

*(Liest dem Hausbesitzer und der dicken Frau vor:)*

Schon die Art, wie Iberin die Macht ergriff, zeigt den ganzen Mann. Mitten in der Nacht, als im Regierungsgebäude alles schläft, dringt er mit einer Handvoll todesmutiger Männer dort ein und verlangt mit vorgehaltener Pistole den Vizekönig zu sprechen. Er soll ihn nach kurzem Wortwechsel einfach abgesetzt haben. Der Vizekönig soll schon auf der Flucht sein.

DIE DICKE FRAU: Dann ist es aber doch mehr als merkwürdig, daß es in dieser Straße, wo alle Häuser geflaggt haben, ein Haus gibt, wo man es nicht für der Mühe wert hält zu flaggen.

*(Sie zeigt auf den Viktualienladen gegenüber.)*

DER IBERINSOLDAT (*erstaunt*): Tatsächlich, er flaggt nicht.

*(Er sieht alle der Reihe nach an. Alle schütteln den Kopf.)*

DER IBERINSOLDAT: Da kann man vielleicht nachhelfen, wie?

DIE DICKE FRAU: Der Mann hat es ja auch nicht nötig! Er ist ja auch ein Tschiche!

DER IBERINSOLDAT: Dann ist es aber wirklich der Gipfel der Frechheit. Also Frau Tomaso, dem Schweinekerl werden wir beibringen, wie man den Regierungsantritt Iberins feiert. Da sind schon meine Kollegen. Das sind die Huas, die gefürchtete Hutabschlägerstaffel des blutigen Zazarante, Lagerkommandanten vom Heilig Kreuz. Keine Furcht! Sie schauen unter die Hüte, aber wenn sie da keinen Spitzkopf entdecken, sind es die besten Menschen.

*(Man hört schreien: „Hut ab! Kopfkontrolle!“ Hinten in der Straße tauchen die drei Hutabschläger – die „Huas“ – auf. Sie bauen einem Passanten den Hut vom Kopf.)*

ERSTER HUA: Mein Herr, der Hut ist Ihnen heruntergefallen.

ZWEITER HUA: Starker Wind heute, was?

DER PASSANT: Entschuldigen Sie!

DIE DREI HUAS: Keine Ursache!

DIE DICKE FRAU: Meine Herren! Herr Kopfkontrollör! Wenn Sie einen echten Spitzkopf, aber schon einen ganz spitzigen, sehen wollen, dann klopfen Sie mal bei dem Viktualienladen dort drüben an!

DER IBERINSOLDAT (*meldet*): Tschichischer Viktualienhändler. Zeigt seine Mißachtung der Iberinregierung durch demonstratives Nichtflaggen.

(*Aus dem Viktualienladen tritt bleich ein Spitzkopf mit einer Leiter und einer Fahne. Alle sehen ihn an.*)

ERSTER HUA: Ich traue meinen Augen nicht. Er flaggt!

ZWEITER HUA: Die Iberinflage in den schmierigen Pfoten eines Vollbluttschichen!

(*Der Hua sieht alle der Reihe nach an. Sie schütteln den Kopf.*)

DER IBERINSOLDAT: Das ist der Gipfel der Frechheit!

(*Die drei gehen auf den Spitzkopf zu.*)

DRITTER HUA: Sautschich! Du gehst sofort hinein und holst deinen Hut! Meinst du, wir wollen deinen Spitzkopf sehen?

DIE DICKE FRAU: Der Tschich glaubt wohl, der Iberin ist für die Tschichen! Wenn der eine Fahne heraushängt, so will er doch damit sagen, daß er sich freut, daß der Iberin an die Regierung gekommen ist. Das bedeutet doch ganz sonnenklar, daß er die Regierung beleidigt, indem er sagt, daß sie für die Tschichen ist.

(*Der Spitzkopf wendet sich, seinen Hut zu holen.*)

ERSTER HUA (*auf ihn deutend*): Fluchtversuch!

(*Sie schlagen auf ihn ein und schleppen ihn weg.*)

ERSTER HUA: Widerstand leistet er auch noch. Ich hau ihm ins Auge, und er hebt den Arm. Das muß ich doch als Absicht zur Widersetzlichkeit auffassen!

ZWEITER HUA (*während er immerfort auf den Spitzkopf einprügelt*): Der kommt in den Schutzkamp. Da schützen wir solche Elemente vor unserer gerechten Empörung.

DIE DICKE FRAU: Heil Iberin!

(*Der dritte Hua hängt an dem Viktualienladen links ein Plakat „Tschichisches Geschäft“ auf.*)

DRITTER HUA (*zu der dicken Frau, während er ein Plakat aus der Tasche zieht*): Liebe Frau und Volksgenossin, Sie sehen, daß man in diesen Zeiten gut tut, es schwarz auf weiß zu haben, wo man rassenmäßig steht. Das Plakat kostet dreißig Pesos. Aber das Geld verzinst sich mit dreihundert Prozent, das kann ich Ihnen versichern!

DIE DICKE FRAU: Geht es nicht für zehn? Ich verkaufe doch nichts.

DER IBERINSOLDAT (*drohend*): Es gibt auch Leute, die den Spitzkopf im Herzen haben!

DIE DICKE FRAU: Geben Sie her! (*Sie zahlt aufgeregt.*) Können Sie auf fünfzig herausgeben?

(*Sie hängt das Plakat „Tschichisches Geschäft“ auf.*)

DRITTER HUA: Jawohl. Zwanzig Pesos zurück. Treu im Kleinen.

*(Aber er geht weg, ohne zurückzugeben.)*

DIE DICKE FRAU: Er hat überhaupt nicht herausgegeben! *(Der Iberinsoldat sieht sie drohend an.)* Wenigstens mußte der Tschiche dort drüben heraus! Vor zwei Wochen hat er noch gesagt, der Iberin werde das Kraut auch nicht fett machen.

FRAU CORNAMONTIS: Das ist ein echt tschichischer Standpunkt! Eine Nation wacht auf, und er redet von Krautfettmachen.

DER IBERINSOLDAT: Der Tschiche ist eben von niedrigem Materialismus beherrscht. Nur nach seinem Vorteil strebend, verleugnet er sein Vaterland, in das er überhaupt nicht hineingehört. Der Tschiche kennt keinen Vater und keine Mutter. Das kommt vielleicht daher, daß er keinen Humor hat. Sie haben es eben gesehen. Da der Tschiche von krankhafter Sinnlichkeit besessen ist, ist er andererseits ganz hemmungslos. Dabei steht ihm nur sein Geiz im Wege, eben der Tschichische Materialismus, Sie verstehen.

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA *(ruft in den ersten Stock hinauf zu dem Mann, der sich im Fenster rasiert, dem Hauswirt Callamassi)*: Mit dem Materialismus ist es jetzt aus! Herr Callamassi, Sie sind sich wohl darüber klar, daß es mit dem Zahlen von Ladenmieten jetzt vorbei sein muß!

DER IBERINSOLDAT: Sehr richtig!

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI: Im Gegenteil, mein Lieber! Die Ladenmieten werden in Zukunft pfändbar sein. Hören Sie den Marschtritt der Bataillone? Das sind die Kampfstaffeln des Iberinbundes. Sie marschieren, um die aufständischen Pächter, die ihre Pachten nicht zahlen wollen, niederzuwerfen! Überlegen Sie sich das, Herr Palmosa, der Sie Ihre Ladenmiete nicht bezahlen wollen!

DER IBERINSOLDAT: So ist es.

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA: Sie haben wohl vergessen, Herr Callamassi, daß mit diesen Truppen mein Sohn marschiert! *(Zu der dicken Frau:)* Ich sagte zu ihm heute morgen, als er sich von mir verabschiedete, um nach dem Süden zu marschieren: Mein Sohn, bring mir eine erbeutete Sichel-  
fahne, und ich werde dir das Rauchen erlauben! Die Bankiers, heißt es, werden die Schulden der bis gestern noch ruinierten Handwerker und Ladeninhaber übernehmen und neue Kredite bewilligen, besonders an die schlechtgehenden Unternehmungen.

DER IBERINSOLDAT: Hoch Iberin!

DIE DICKE FRAU *(zu ihrer Hausbesitzerin, Frau Cornamontis)*: Haben Sie gehört, die Mieten sollen jetzt gesenkt werden!

DER IBERINSOLDAT: Ja, das ist richtig.

FRAU CORNAMONTIS: Nein, meine Liebe, ich habe gehört, sie sollen erhöht werden.

DER IBERINSOLDAT: Ja, das stimmt auch.

DIE DICKE FRAU: Das kann nicht stimmen. Höchstens die der Tschichen. Ich jedenfalls zahle Ihnen sobald keine Miete mehr.

FRAU CORNAMONTIS: Sehr bald, Frau Tomaso, sehr bald! Und zwar eine höhere! (*Zu den Iberinsoldaten:*) Diese einfachen Leute haben von Politik keine Ahnung.

DIE DICKE FRAU: Noch höhere Mieten?

DER IBERINSOLDAT (*unterbrechend*): Für heute sollen noch große Tschichenverfolgungen angesetzt sein. (*Liest aus der Zeitung vor:*) Iberin sagt ausdrücklich, das einzige Ziel ist: Ausrottung der Spitzköpfe, wo immer sie nisten!

(*Der Marschtritt der Truppen hinten wird stärker. Man hört Singen.*)

DER IBERINSOLDAT: Achtung! Iberin-Choral! Alles mitsingen! Spontan!

(*Alle singen, dirigiert vom Iberinsoldaten.*)

#### HYMNE DES ERWACHENDEN JAHOO

1

*Bittet den Iberin, daß er die Mieten uns senke!  
Und sie zugleich  
Auch noch erhöb in sein'm Reich  
So auch des Hauswirts gedenke!*

2

*Mög er dem Landvolk den höheren Brotpreis bewilligen!  
Aber zugleich  
Mög er uns Städtern im Reich  
Doch auch das Brot recht verbilligen!*

3

*Mög er dem Kleinhandel helfen aus drückenden Schulden!  
Aber zugleich  
Mög er für die, so nicht reich  
Doch auch das Warenhaus dulden!*

4

*Lobet den Führer, den jeder durch Mark und durch  
Dort ist der Sumpf [Bein spürt!  
Und hier erwarten wir dumpf  
Daß uns ein Führer bineinführt!*



FRAU CORNAMONTIS (*zum Iberinsoldaten*): Kommen Sie unsere ruhmreichen Kämpfer ansehen, welche dieses Holzschuhvolk mit seiner Sichel ausrotten werden!

*(Sie und der Iberinsoldat ab.)*

DIE DICKE FRAU UND DER TABAKHÄNDLER PALMOSA (*gleichzeitig*): Ich kann doch das Geschäft nicht im Stich lassen; gesetzt, da kommt ein Kunde.

*(Sie kehren in ihre Läden zurück.)*

NANNA CALLAS (*kommt mit einem Brief in der Hand aus dem Kaffeehaus der Frau Cornamontis*): Eben ging der Herr de Guzman die Straße hinunter. Er macht seinen Spaziergang vor dem Essen und muß sofort zurückkommen. Ich muß mit ihm sprechen. Meine Mutter schreibt mir, daß mein Vater, der Pächter, weil er die Pacht wieder nicht bezahlen kann, auf unrechte Wege gerät. Er hat sich schon dem Bund der Sichelbahnen angeschlossen, der einen gewaltsamen Aufstand aller Bauern plant. Da will ich lieber bei Herrn de Guzman um Pachterlaß nachsuchen! Hoffentlich empfindet er für mich noch genug, um meiner Bitte Gehör zu schenken. Es sind jetzt fast drei Jahre her, daß ich ihm näherstand. Er war mein erster Liebhaber und eigentlich der Anlaß, daß ich, eine einfache Pächtertochter, in das gutgehende Haus der Frau Cornamontis kam. Meine Familie hatte damals so manchen Vorteil von ihm. Daß ich ihn jetzt wieder um etwas bitten soll, ist mir nicht angenehm. Aber so etwas geht ja schnell vorüber. (*Sie singt.*)

#### NANNAS LIED

##### 1

*Meine Herren, mit siebzehn Jahren  
Kam ich auf den Liebesmarkt  
Und ich habe viel erfahren.  
Böses gab es viel  
Doch das war das Spiel.  
Aber manches hab ich doch verargt.  
(Schließlich bin ich ja auch ein Mensch.)  
Gott sei Dank geht alles schnell vorüber  
Auch die Liebe und der Kummer sogar.  
Wo sind die Tränen von gestern abend?  
Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?*

##### 2

*Freilich geht man mit den Jahren  
Leichter auf den Liebesmarkt*

Und umarmt sie dort in Scharen.  
Aber das Gefühl  
Wird erstaunlich kühl  
Wenn man damit allzuwenig kargt.  
(Schließlich geht ja jeder Vorrat zu Ende.)  
Gott sei Dank geht alles schnell vorüber  
Auch die Liebe und der Kummer sogar.  
Wo sind die Tränen von gestern abend?  
Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?

3

Und auch wenn man gut das Handeln  
Lernte auf der Liebesmess':  
Lust in Kleingeld zu verwandeln  
Wird doch niemals leicht.  
Nun, es wird erreicht.  
Doch man wird auch älter unterdes.  
(Schließlich bleibt man ja nicht immer siebzehn.)  
Gott sei Dank geht alles schnell vorüber  
Auch die Liebe und der Kummer sogar.  
Wo sind die Tränen von gestern abend?  
Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?

NANNA: Da kommt er. Leider sind drei Herren bei ihm, unter ihnen der reiche Herr Peruiner. Ich kann ihn kaum ansprechen.

(Sie winkt Herrn de Guzman, der auf sie zutritt. Seine drei Freunde bleiben wartend stehen.)

HERR DE GUZMAN: Guten Tag, Nanna.

NANNA: Ich muß Ihnen etwas sagen. Treten Sie hier in den Hauseingang. (Es geschieht.) Mein Vater schreibt mir, daß er die Pacht wieder nicht zahlen kann.

HERR DE GUZMAN: Leider ist es diesmal nötig. Meine Schwester tritt in das Kloster San Barabas ein und braucht ihre Mitgift.

NANNA: Sie werden doch nicht wollen, daß deswegen meine Eltern hungern.

HERR DE GUZMAN: Liebe Nanna, meine Schwester ist im Begriffe, sich bei den Bedürftigen Schwestern von San Barabas einem jungfräulichen Leben zu weihen. Das sollten auch Sie achten. Denn wenn es auch nicht nötig ist, daß alle Mädchen keusch leben, so ist es doch nötig, daß sie hoch davon denken.

NANNA: Wenn ihr dem jungen Ding einen Liebhaber und nicht einen Titelhalter zum Mann geben würdet, dächte sie nicht daran, ins Kloster zu gehen. Aber ihr verheiratet ja nicht Menschen, sondern Landgüter.

HERR DE GUZMAN: Du hast dich sehr zum Schlechteren verändert, Nanna; ich erkenne dich nicht wieder.

NANNA: Dann hat es wohl auch keinen Wert, Ihnen zu sagen, daß meine Leut schon darum keine Pacht mehr zahlen können, weil sie unbedingt endlich einen Gaul brauchen, da das Dorf zu weit von der Bahnstation entfernt liegt.

HERR DE GUZMAN: Sie können sich einen Gaul vom Gutshof ausleihen.

NANNA: Aber dann kostet er Geld.

HERR DE GUZMAN: So ist es auf der Welt, mich kostet mein Gaul auch Geld.

NANNA: Du liebst mich also gar nicht mehr, Emanuele?

HERR DE GUZMAN: Das hat mit uns beiden nichts zu tun. Ich werde dich heute nachmittag besuchen. Dann wirst du schon sehen, daß meine Gefühle für dich unverändert sind.

NANNA: Bleiben Sie noch einen Augenblick hier. Es kommen Leute, die Sie als Tschichen belästigen könnten.

*(Die drei Huas kommen wieder die Straße herunter.)*

ERSTER HUA: Immer ist man, wohin man auch trat, auf einen Tschichen getreten. Jetzt auf einmal ist weit und breit keiner mehr zu sehen.

ZWEITER HUA: Nur die Hoffnung nicht sinken lassen!

NANNA: Wenn ich es mir richtig bedenke, Emanuele, so hast du mich immer wie ein Handtuch benützt. Du könntest dir ruhig einen Stoß geben und bezahlen, was du an mir verübt hast!

HERR DE GUZMAN: Um Gottes willen, sei still!

NANNA: Du willst also nicht bezahlen?

DRITTER HUA: Ich höre etwas.

NANNA: Wenn ich mich jetzt an diese Herren wenden würde, würden sie mir sicher recht geben. Es ist nichts Unbilliges, was ich fordere.

ERSTER HUA: Da spricht doch jemand!?

NANNA *(laut)*: Meine Herren, sagen Sie selbst, kann ein armes Mädchen erwarten, daß der Mann, der sie auf die schiefe Bahn gebracht hat, sich erkenntlich zeigt? Oder kann sie das nicht?

HERR DE GUZMAN: Ich muß mich über dich wundern, Nanna!

NANNA: Das hätten Sie nicht nötig gehabt.

*(Die drei Huas treten heran.)*

ERSTER HUA: Das ist ein feiner Herr, schaut mal her, was der für eine Schale anhat!

ZWEITER HUA: Ihr Hut gefällt mir, Herr, so einen möchte ich auch kaufen. Zeigen Sie mir den mal innen, damit ich die Firma sehen kann.

*(Er schlägt ihm den Hut ab und zeigt auf de Guzmans Spitzkopf. Die drei Huas erheben ein tierisches Gebrüll.)*

DIE DREI HUAS: Ein Tschich!

ERSTER HUA: Haut ihn auf seinen Spitzkopf! Obacht, daß er nicht wegläuft!

DER REICHE HERR SAZ: Wir müssen eingreifen, unser Freund de Guzman hat Schwierigkeiten.

DER REICHE HERR PERUINER *(hält ihn zurück)*: Erregen Sie kein Aufsehen! Ich bin selber Tschiche!

*(Die drei reichen Pachtherren gehen eilig weg.)*

DRITTER HUA: War's mir doch gleich, als ob's hier nach einem Tschichen gerochen hätte.

ZWEITER HUA: Ein Tschich! Der muß vors Gericht!

*(Zwei Huas schleifen Herrn de Guzman weg. Der dritte bleibt bei Nanna stehen.)*

DRITTER HUA: Sagten Sie nicht etwas von Geld, das er Ihnen schuldet, Fräulein?

NANNA *(mürrisch)*: Ja, er will nicht bezahlen.

DRITTER HUA: So sind diese Tschichen!

*(Der dritte Hua ab. Nanna geht langsam in das Kaffeehaus der Frau Cornamontis. Auf den Lärm hin ist wieder der Hauswirt Callamassi im Fenster und die dicke Frau in der Ladentür aufgetaucht. Auch der Tabakhändler ist wieder unter die Tür getreten.)*

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI: Was ist denn los?

DIE DICKE FRAU: Sie haben eben einen offenbar sehr wohlhabenden tschichischen Herrn erwischt, wie er eine der Kellnerinnen der Frau Cornamontis angesprochen hat.

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA: Ja, ist denn das jetzt verboten?

DIE DICKE FRAU: Sie sagten, es sei ein tschuchisches Mädchen. Der Herr soll einer der Großen Fünf sein.

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI: Was Sie nicht sagen!

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA *(in seinen Laden zurückkehrend)*: Herr Inspektor! Hier ist einer der Großen Fünf überfallen und weggeschleppt worden!

DER INSPEKTOR *(mit dem Schreiber weggehend)*: Das geht uns von der Polizei nichts an.

DIE DICKE FRAU: Jetzt geht es den Reichen an den Kragen!

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI: Meinen Sie?

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA: Die Pachtherren werden nichts zu lachen haben!

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI: Aber gegen die Pächter, die die Pacht nicht zahlen wollen, geht es auch!

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA: In der Zeitung steht heute morgen: jetzt beginnt eine neue Zeit!

### *Zwischenspiel*

*Auf einem großen Karton ist die Gasse der Altstadt aufgemalt. Die Iberinsoldaten kommen gelaufen mit Töpfen und Bottichen voll Tünche. Mit lang- und kurzstieligen Bürsten streichen sie die Sprünge und Risse der Häuser mit weißer Tünche zu.*

### DAS LIED VON DER TÜNCHEN

*Ist wo was faul und rieselt's im Gemäuer  
Dann ist's nötig, daß man etwas tut  
Und die Fäulnis wächst ganz ungeheuer.  
Wenn das einer sieht, das ist nicht gut.  
Da ist Tünche nötig, frische Tünche nötig!  
Wenn der Saustall einfällt, ist's zu spät!  
Gebt uns Tünche, dann sind wir erbötig  
Alles so zu machen, daß es noch mal geht.  
Da ist schon wieder ein neuer  
Häßlicher Fleck am Gemäuer!  
Das ist nicht gut. (Gar nicht gut.)  
Da sind neue Risse!  
Lauter Hindernisse!  
Da ist's nötig, daß man noch mehr tut!  
Wenn's doch endlich aufwärtsginge!  
Diese fürchterlichen Sprünge  
Sind nicht gut! (Gar nicht gut.)  
Drum ist Tünche nötig! Viel Tünche nötig!  
Wenn der Saustall einfällt, ist's zu spät!  
Gebt uns Tünche, und wir sind erbötig  
Alles so zu machen, daß es nochmal geht.  
Hier ist Tünche! Macht doch kein Geschrei!  
Hier steht Tünche Tag und Nacht bereit.  
Hier ist Tünche, da wird alles neu  
Und dann habt ihr eure neue Zeit!*



### III

*Kommst du mit fischen? fragte der Fischer den Wurm.*

#### An einem dörflichen Ziehbrunnen

*Der rundköpfige Pächter Callas, seine Frau und seine Kinder und der spitzköpfige Pächter Lopez, seine Frau und seine Kinder bei der Bewässerungsarbeit.*

#### DIE PÄCHTER CALLAS UND LOPEZ:

Wir schufteten mit dem Schaum vorm Maul.  
Weil der Pachtherr uns keine Gäule gibt  
ist jeder von uns sein eigener Gaul.

FRAU LOPEZ: Horcht, jetzt gehen sie auch von unserem Dorf zur Sichel.  
*(Man hört das Klappern vieler Holzschube. Ein rundköpfiger Pächter tritt auf mit zwei Gewehren unterm Arm.)*

DER DRITTE PÄCHTER: In der furchtbaren Lage, in der wir uns alle befinden, seit die Kornpreise so gefallen sind, haben wir Pächter Jahoos, alles, was in Holzschuhen läuft, uns in heimlichen und in letzter Zeit offenen Versammlungen zusammengetan und beschlossen, zu den Waffen zu greifen und lieber unter der Sichel Fahne zu kämpfen, als die Pacht weiterzuzahlen. Es ist Zeit, Callas und Lopez, hier sind die Gewehre.

*(Er gibt ihnen die Gewehre und geht ab.)*

DER PÄCHTER LOPEZ: Du wolltest noch warten, Callas, ob nicht eine günstige Nachricht für dich aus der Stadt von deiner Tochter eintreffen würde.

DER PÄCHTER CALLAS: Die Hilfe ist nicht eingetroffen, und ich bin einverstanden, mit euch zu kämpfen.

DER PÄCHTER LOPEZ: Gib mir die Hand, Callas, ihr, gebt euch die Hand, auch die Kinder! Es ist heute der elfte September, ein Tag, den ihr euch merken müßt, denn an ihm greifen die Pächter zu den Waffen, um für alle Zeiten die Unterdrückung der Pachtherren abzuschütteln oder zu sterben.

*(Sie geben sich alle die Hand und singen das Sichel lied.)*

#### SICHELLIED

*Bauer, steh auf!  
Nimm deinen Lauf!  
Laß es dich nicht verdrießen  
Du wirst doch sterben müssen.  
Niemand kann Hilf dir geben  
Mußt selber dich erheben  
Nimm deinen Lauf!  
Bauer, steh auf!*

ALLE: Immer für die Sichel!

*(In diesem Augenblick beginnen die Glocken zu läuten.)*

FRAU LOPEZ: Horcht! Was sind das für Glocken?

FRAU CALLAS *(schreit nach hinten)*: Was ist los. Paolo?

STIMME VON HINTEN: Soeben kommt die Nachricht aus der Stadt, daß eine volksfreundliche Regierung das Ruder ergriffen habe.

FRAU CALLAS: Ich will hingehen und Genaueres in Erfahrung bringen.

*(Sie geht weg. Die andern warten. Man hört vom Radio den „Aufruf des neuen Statthalters an die Landbevölkerung“.)*

STIMME DES IBERIN:

Tschuchisches Volk! Befallen ist seit langem  
dies Land Jahoo, ob arm, ob reich, von fremdem  
niedrigem Geist, der's zu vernichten droht:  
dem Geist der Habsucht und des Bruderzwists.  
Tschuchisches Volk, das du im Elend lebst!  
Bedrückt und ausgesaugt! Wer saugt dich aus?  
Und wer bedrückt dich? Unter dir geht um  
ein schlimmer Feind, den du nicht kennst: Der Tschiche!  
An allem Elend dieses Landes trägt er  
allein die Schuld. Ihn mußt du drum bekämpfen.  
Wie aber kennst du ihn heraus? Am Kopf!  
Am spitzen Kopf erkennst du ihn! Der Spitzkopf  
ist's, der dich aussaugt! Und drum habe ich  
Angelo Iberin, mich jetzt entschlossen, das Volk  
neu einzuteilen in Rund- und Spitzkopf und  
was tschuchisch ist, zu sammeln gegen alles  
was tschichisch ist! Und unter Tschuchen gibt's  
von heut an nicht mehr Zwist noch Habsucht! Tschuchen!  
Eint unter Iberins weißer Fahne euch  
jetzt gegen euren Feind, den tschichischen Spitzkopf!

*(Während dieses Aufrufs haben die Anwesenden mehr oder minder  
offen an ihre Köpfe gelangt. Die rundköpfigen Kinder zeigen einander  
grinsend die Spitzköpfe.)*

DER PÄCHTER LOPEZ: Das sind wieder nur Worte! Sie erfinden alle  
naselang etwas anderes. Ich will wissen, ob gegen die Pachtherren vorgegan-  
gen wird, sonst gar nichts.

DER PÄCHTER CALLAS: Das stimmt.

*(Frau Callas ist zurückgekehrt. Sie sieht die Lopez nicht an und gruppiert  
ihre Kinder enger um sich.)*

DER PÄCHTER LOPEZ: Gute Nachrichten, Frau Callas?

FRAU CALLAS: Unser Pachtherr Herr de Guzman ist verhaftet!

DER PÄCHTER LOPEZ: Warum?

DER PÄCHTER CALLAS: Lopez, ich glaube, wir brauchen nicht nach dem Warum zu fragen, weil das klar ist. Der Grund ist Pachtwucher.

FRAU LOPEZ: Frau Callas, dann sind wir gerettet.

DER PÄCHTER CALLAS: Das klingt schon besser, wie, Lopez? Die Zeiten des Elends, Kinder, haben ein Ende!

*(Er stellt sein Gewehr an den Ziebrunnen.)*

FRAU LOPEZ: Das ist ein großer Tag!

FRAU CALLAS: Freuen Sie sich nicht zu sehr, Frau Lopez! Leider sind die Nachrichten für Sie nicht so gut. Angelo Iberin ist ans Ruder gekommen, und ihr seid Tschichen! In der Hauptstadt sollen schon große Tschichenverfolgungen im Gange sein. Auch Herr de Guzman ist verhaftet worden, weil er Tschiche ist.

DER PÄCHTER LOPEZ: Das sind schlechte Nachrichten und ein großes Unglück.

FRAU CALLAS: Nur für Sie!

DER PÄCHTER CALLAS: Für uns, die wir Tschuchen sind, ist diese Nachricht sogar sehr gut.

FRAU CALLAS: In dieser Minute bewegt uns eine Hoffnung, die Sie, Herr Lopez, nicht verstehen können. Sie sind vielleicht eine andere Art Mensch, ich sage nicht, eine schlechtere.

DER PÄCHTER LOPEZ: Bisher war dir mein Kopf nicht zu spitz, Callas.

*(Callas schweigt. Die beiden Familien haben sich getrennt, auf der einen Seite stehen die Spitzköpfe, auf der anderen die Rundköpfe.)*

DER PÄCHTER LOPEZ: Unsere Abgaben waren gleich. Noch vor fünf Minuten wolltest du mit uns unter der Sichelfahne kämpfen, welche den Pachtzins abschaffen wird, was doch nur mit Gewalt geht. Nimm du das Gewehr, Frau.

*(Frau Lopez nimmt zögernd das Gewehr an sich.)*

DER PÄCHTER CALLAS: Die Aussicht ist zu gering! Wenn es ginge, wäre es das beste. Aber es geht nicht.

DER PÄCHTER LOPEZ: Warum davon reden, daß die Aussicht gering ist, wenn es die einzige ist, die es für uns gibt?

DER PÄCHTER CALLAS: Vielleicht ist sie für mich nicht die einzige?

FRAU CALLAS: Wir rechnen natürlich jetzt damit, daß die Pacht für uns wegfällt.

DER PÄCHTER LOPEZ: Ich verstehe, was die kleinste Aussicht für dich bedeutet. Aber du wirst dich täuschen. Niemals habe ich gehört, daß von diesen Leuten jemand etwas herschenkt um der Form eines Kopfes willen.

DER PÄCHTER CALLAS: Genug, Lopez, ich habe keinen Grund, an dieser Regierung zu zweifeln. Sie ist erst fünf Stunden im Amt, und mein Pachtherr ist schon verhaftet.

FRAU CALLAS: Ich habe auch im Dorf sagen hören, man solle jetzt nicht mehr zur Sichel gehen.

*(Fünf Pächter, darunter der Pächter Parr, kommen aufgeregt. Es sind alles Rundköpfe. Einer trägt eine Fahne mit dem Sichelzeichen, alle tragen Gewehre.)*

DER PÄCHTER PARR: Was macht ihr? Wir wollten heute abend alle zur Sichel, wie es ausgemacht ist. Aber jetzt ist dieser Aufruf und die Nachricht über Verhaftungen von Pachtherren gekommen. Sollen wir jetzt noch kämpfen?

DER PÄCHTER CALLAS: Ich gehe in die Stadt Luma und melde mich bei dem Iberin. Wenn er mir Ackergäule verschafft und die Pacht erläßt, brauche ich nicht mehr zu kämpfen. Der de Guzman ist ein Tschiche und muß das Maul halten.

ERSTER PÄCHTER: Ja, Euer Pachtherr ist ein Tschiche, aber unserer ist ein Rundkopf!

DER PÄCHTER PARR: Aber vielleicht kann auch der unsrige uns die Pacht nachlassen, wenn die Tschichen weg sind. Er hat Schulden bei einer tschichischen Bank, die ihm wohl jetzt erlassen werden.

DER PÄCHTER LOPEZ: Sie werden ihm vielleicht erlassen werden. Aber er wird die Pacht doch einfordern.

DRITTER PÄCHTER: Hinter dem Iberin stecken doch nur die Pachtherren.

DER PÄCHTER PARR: Das soll nicht wahr sein. Ich habe gehört, er lebt ganz einfach, trinkt nicht, raucht nicht und ist selber Sohn eines Pächters. Er ist uneigennützig, das steht in der Zeitung. Er sagt auch, das Parlament kann nichts, und das ist die Wahrheit.

ERSTER PÄCHTER: Ja, das ist die Wahrheit.

*(Stille.)*

DRITTER PÄCHTER: Also sollen die Pächter jetzt nicht mehr gegen die Pachtherren vorgehen?

DER PÄCHTER PARR: Doch: Die tschuchischen Pächter gegen die tschichischen Pachtherren.

DER PÄCHTER LOPEZ: Und die tschichischen Pächter, sollen die auch gegen die tschuchischen Pachtherren vorgehen?

DER PÄCHTER PARR: Tschichische Pächter gibt es wenige. Der Tschich arbeitet ungern.

FÜNFTER PÄCHTER: Aber tschuchische Pachtherren gibt es viele.

DER PÄCHTER PARR: Das ist diese Zwietracht: Tschuchen gegen Tschuchen, die aufhören muß.

DER PÄCHTER LOPEZ: Daß der Regen durch unsere Dächer läuft, muß auch aufhören.

DER PÄCHTER CALLAS: Unser Tschich ist auch schon verhaftet.

VIERTER PÄCHTER: Aber durch mein Dach regnet es auch und mein Pachtherr ist ein Tschuch.

DRITTER PÄCHTER: Das ist alles Schwindel! Ich will jetzt wissen: wird euer Iberin die Pachtherren zum Teufel jagen, und zwar alle?

DER PÄCHTER PARR: Er wird die tschichischen zum Teufel jagen und die tschuchischen zwingen, den Pflock etwas zurückzustecken.

DRITTER PÄCHTER: Das hilft nichts: Tschuch oder Tschich, Pachtherr ist Pachtherr! Sie müssen zum Teufel gejagt werden. Ich geh zur Sichel. Ich traue keinem mehr, als mir selber. Wer aus seinem Elend heraus will, der kommt mit zur Sichel. Es ist ein Schwindel mit diesem Iberin.

*(Zum Publikum:)*

Pachtherr und Pächter sollen einig sein  
Weil ihre Köpfe rund sind und nicht spitz!  
Ich zahl die Pacht und jener steckt sie ein!  
Und beide sind wir einig! 's ist ein Witz!  
Was soll das, daß wir beide tschuchisch sind?  
Dann soll er mich nur von der Pacht befreien!  
Sonst trennt uns eben Hunger, Frost und Wind.  
Das teilt uns mächtig in zwei Teile ein!

DER PÄCHTER CALLAS: Denkt, wie ihr wollt: ich werde es mit dem Iberin versuchen!

DIE PÄCHTER: Her zu uns, Lopez! Rund- oder Spitzkopf, das ist für uns gleich! Bei uns gilt immer nur: arm oder reich!

*(Sie reichen ihm die Hand und gehen weg.)*

FRAU LOPEZ: Ich glaube, es ist besser, wenn wir jetzt auch heimgehen.

FRAU CALLAS: Nein, das werden Sie nicht können, Frau Lopez. Als ich vorhin am Dorfteich vorüberkam, hörte ich ein paar Leute sagen, daß man mit Ihnen abrechnen müsse. Und als ich in die Richtung Ihres Hauses sah, sah ich einen roten Schein.

FRAU LOPEZ: O Gott!

DER PÄCHTER LOPEZ: Ich bitte dich, meine Familie bei dir zu verstecken, Callas, bis die erste Zeit der Verfolgungen vorüber ist.

*(Schweigen.)*



DER PÄCHTER CALLAS: Es wäre mir lieber, wenn ihr diese Nacht und die nächste Zeit nicht unter meinem Dach zu finden wäret . . .

DER PÄCHTER LOPEZ: Könntest du wirklich nicht meine Kinder wenigstens für diese ersten Tage bei dir verstecken?

DER PÄCHTER CALLAS: Vielleicht könnte ich es. Aber da du einer von der Sichel bist, ist es für meine eigene Familie gefährlich, wenn irgend jemand von euch bei mir verkehrt.

DER PÄCHTER LOPEZ: Wir gehen also, Callas.

*(Callas schweigt.)*

DIE BEIDEN FRAUEN:

Durch unsere Not bisher vereint  
sind wir durch unseres Kopfes Form uns nunmehr Feind.  
*(Die Familie Lopez geht zögernd weg.)*

FRAU CALLAS: Du aber, Mann, geh jetzt schleunigst nach Luma und nütze die günstige Zeit! Bezahle keine Pacht, und laß es dir bescheinigen, daß du keine zahlen mußt!

DER PÄCHTER CALLAS: Das kann ich euch sagen: ich komme nicht ohne Bescheinigung zurück!

#### IV

#### Palais des Vizekönigs

*Im Hof findet eine Gerichtssitzung statt. Als Parteien stehen einander gegenüber die Oberin von San Barabas und der Abt von San Stefano. Leuchtschrift:*  
*„Die Sichel im Vormarsch auf die Reichshauptstadt.“*

DER RICHTER: In dem Prozeß der Barfüßigen Bettelmönche von San Stefano gegen die Bedürftigen Schwestern von San Barabas wird von den Barfüßigen Bettelmönchen der Schadensanspruch auf sieben Millionen festgelegt. Worin erblicken die Brüder einen Schaden von solcher Höhe?

DER ABT VON SAN STEFANO: In dem Bau einer neuen Wallfahrtskirche durch das Stift San Barabas, wodurch die Gläubigen unseres Sprengels abgezogen werden.

DIE OBERIN VON SAN BARABAS: Wir stellen dem Gericht anheim, durch Einblick in die Bücher der neuen Wallfahrtskapelle von San Sebastian, um die es sich hier handelt, festzustellen, daß die Einnahmen nicht sieben Millionen, wie die Brüder behaupten, sondern nur knappe vier Millionen betragen.

DER ABT VON SAN STEFANO: Ja, in den Büchern! Ich weise darauf hin, daß die Bedürftigen Schwestern von San Barabas schon einmal hier vor dem Hohen Gerichtshof gesessen haben, wobei es sich um eine Steuerhinter-

ziehung von eineinhalb Millionen gehandelt hat und wo sich die Schwestern ebenfalls auf ihre „Bücher“ gestützt haben.

*(Sie schütteln gegeneinander die Fäuste. Ein Gerichtsschreiber taucht auf.)*

DER RICHTER: Was ist los? Ich wünsche bei der Verhandlung, die um hohe Werte geht, nicht gestört zu werden.

DER SCHREIBER: Euer Gnaden, auf das Gerichtsgebäude zu bewegt sich eine Menge, die den Pachtherrn de Guzman vor Gericht schleift. Die Leute behaupten, durch den de Guzman sei ein tschuchisches Mädchen vergewaltigt worden.

DER RICHTER: Lächerlich. Herr de Guzman ist einer der fünf größten Pachtherren des Landes. Er ist bereits vor drei Tagen aus seiner ungesetzlichen Haft entlassen worden.

*(Die Menge dringt ein. Sie stößt de Guzman vor den Richtertisch. Auch Frau Cornamontis und Nanna werden hereingeschoben. Während der Richter erregt läutet, wird de Guzman von der Menge betastet und bespien.)*

STIMMEN: Was allein der Anzug kostet, davon kann eine sechsköpfige Familie einen Monat leben. – Schau mal diese feinen Händchen an, der hat auch noch nie eine Schippe in der Hand gehabt. – Den hängen wir mit einem Seidenstrick.

*(Die Huas beginnen, um die Ringe des Pachtherrn zu würfeln.)*

EIN MANN: Herr Richter, das Volk von Jahoo verlangt, daß das Verbrechen dieses Menschen bestraft wird.

DER RICHTER: Liebe Leute, der Fall wird untersucht werden. Aber wir verhandeln hier gerade einen Fall von großer Dringlichkeit.

DER ABT VON SAN STEFANO *(zu dem die Oberin getreten ist, aufgeregt)*: Wir halten es nicht für notwendig, unsere kleinen Differenzen vor der großen Öffentlichkeit zu verhandeln. Wir wären mit einer Vertagung einverstanden.

RUFE: Schluß mit dem Verschieben! – Wir haben gleich gesagt, diese Bude muß man unten anzünden! – Der Richter muß auch aufgehängt werden! – Man muß das ganze Pack aufhängen, ohne Verhandlung!

EIN MANN *(zu der Menge draußen)*:

Dies ist die wahre Milde, die hier spricht:

Sie ist mild für das Opfer und für die Verbrecher nicht!

Der spricht für die Betroffenen mitleidsvoll

Der sagt, daß man die Betreffter ohne Mitleid treffen soll.

EIN ANDERER MANN: Auch das Gericht soll wissen, daß für das Land Jahoo eine neue Zeit und eine neue Gerechtigkeit angebrochen ist!

*(Leuchtschrift: „Der Statthalter bezeichnet in einer Rede vor den Schul Lehrern den Kampf im Süden als einen Kampf des Rechts gegen das Unrecht.“)*

DIE MENGE: Setzt euch alle nieder und geht nicht weg, bevor hier ein gerechtes Urteil gefällt und der Pachtherr gehängt ist!

*(Sie setzen sich auf den Boden, rauchen, entfalten Zeitungen, spucken und schwatzen.)*

DER INSPEKTOR *(kommt und bespricht sich mit dem Richter)*: Der Statthalter läßt Ihnen sagen, sie müssen der Menge nachgeben und die Verhandlung führen. Das Gericht hat sich nicht mehr an die trockenen Buchstaben des Gesetzes zu halten, sondern dem natürlichen Rechtssinn des Volkes Rechnung zu tragen. Die Schlacht im Süden steht sehr schlecht für die Regierung, und die Hauptstadt wird immer unruhiger.

DER RICHTER *(zum Zuschauer)*: Diese Aufregungen sind zuviel für mich. Ich bin körperlich geschwächt und besonderen Anforderungen nicht mehr gewachsen. Seit zwei Monaten haben wir hier kein Gehalt bekommen. Die Lage ist recht unsicher, ich muß an meine Familie denken. Heute habe ich in der Frühe eine Tasse dünnen Tee getrunken und ein altes Brötchen verzehrt. Mit leerem Magen kann man nicht Recht sprechen. Einem Mann, der nicht gefrühstückt hat, glaubt man nicht, er hat keinen Schwung. Da wird das Recht glanzlos.

*(Die de Guzmanschen Anwälte kommen mit fliegenden Roben ins Vorzimmer gestürzt, hinter ihnen einige Pachtherren.)*

DER TSCHUCHISCHE ANWALT *(im Vorzimmer zum zweiten)*: Bleiben Sie im Anwaltszimmer. Es ist besser, wenn Sie als Tschiche hier nicht auftreten.

DER TSCHICHISCHE ANWALT: Sehen Sie zu, daß Sie ihn für acht Tage ins Gefängnis bringen. Ich wollte, ich wäre auch dort.

*(Der tschuchische Anwalt und die Pachtherren in den Hof.)*

RUFE: Fangt endlich an! – Es ist jetzt schon fast zu dunkel, wenn wir den Mann noch aufhängen wollen!

DER RICHTER: Die Leute sollen sich wenigstens hinsetzen, wie es sich gehört. Wir müssen den Fall zuerst klären. So wild geht es denn doch nicht. *(Zu Frau Cornamontis:)* Wer sind Sie?

FRAU CORNAMONTIS: Frau Cornamontis, Emma. Besitzerin des Kaffeehauses El Paradiso, Estrada 5.

DER RICHTER: Was wollen Sie hier?

FRAU CORNAMONTIS: Gar nichts.

DER RICHTER: Warum sind Sie denn hier?

FRAU CORNAMONTIS: Vor etwa einer halben Stunde gab es vor meinem Hause eine Ansammlung, und die Leute verlangten, daß eine meiner Kellnerinnen, hier ist sie, mit aufs Gericht geht. Da ich mich weigerte, sie wegzulassen, wurde auch ich gezwungen, mitzukommen. Ich komme in der ganzen Sache wie der Pontius ins Credo.

DER RICHTER (*zu Nanna*): Und Sie sind das Mädchen? Nehmen Sie hier auf der Anklagebank Platz.

(*Pfeifen aus der Menge.*)

RUFE: Oho, da gehören doch die anderen hin.

(*Leuchtschrift: „Regierungstruppen setzen dem Vormarsch der Sichel hartnäckigen Widerstand entgegen.“*)

DER RICHTER: Wer auf die Anklagebank kommt, entscheide ich. (*Zu Nanna:*) Sie haben den Herren auf offener Straße angesprochen. Sie wissen, daß darauf drei Wochen Arbeitshaus stehen. (*Als Nanna schweigt, zu Herrn de Guzman, sich verneigend:*) Bitte näher zu treten, Herr de Guzman. War es so?

HERR DE GUZMAN: Jawohl, Herr Richter. Ich wurde von ihr angesprochen, als ich meinen Vormittagsspaziergang machte. Sie ist die Tochter eines meiner Pächter und bat mich, ihrem Vater die Pacht zu erlassen. (*Leise:*) Ich bitte, mich in Haft zu nehmen, ich bin Tschiche.

DER ANWALT: Ich bin der Anwalt der Familie de Guzman und übernehme die Vertretung meines Klienten.

DER RICHTER: Sie haben Zeugen beigebracht?

DER ANWALT: Hier sind die Herren Saz, Duarte und de Hoz.

RUFE: Feine Herren gegen arme Leute als Zeugen!

(*Pfiffe.*)

DER RICHTER: Ruhe! (*Zu den Zeugen:*) Was haben Sie auszusagen? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie wegen Meineids belangt werden können.

RUFE: Das klingt schon besser!

DER REICHE HERR SAZ: Herr de Guzman wurde von dem Mädchen auf der Straße angesprochen.

DER ANWALT: Auch die soziale Stellung meines Klienten, der auf der andern Seite höchstens die Aussage einer gewöhnlichen Kellnerin eines Kaffeehauses gegenüberstehen könnte, verbürgt, denke ich, die Wahrheit.

EINE STIMME VON OBEN: Oho! Vielleicht umgekehrt! Nimm einmal deine Kappe herunter, mein Junge! Wir wollen sehen, was du für einen Kopf aufhast! Bei den Ansichten!

ZWEITE STIMME VON OBEN: Kappe herunter!

DER ANWALT (*nimmt die Kappe ab*): So rund wie Ihrer ist der meine noch lange!

DIE STIMME VON OBEN: Vielleicht fragst du deinen Klienten, wer von ihrem Vater so viel Pacht verlangt, daß sie sich verkaufen muß?

ZWEITE STIMME VON OBEN: Immer von vorn anfangen!

DER RICHTER (*zu Nanna*): Setzen Sie sich endlich auf die Anklagebank, damit wir anfangen können!

DIE STIMME VON OBEN: Du, setz dich nicht! Wir sind hierhergekommen, damit du recht kriegst, und nicht, damit du auf der Anklagebank sitzt!

DER ANWALT: Auf der Straße kann man nicht verhandeln. Es stehen so subtile Fragen zur Entscheidung. Hier sind Köpfe nötig.

DIE STIMME VON OBEN: Wohl spitze?

*(Gelächter.)*

ZWEITE STIMME VON OBEN: Da muß eben der Iberin her!

STIMMEN: Wir verlangen, daß folgende Personen auf der Anklagebank sitzen: der Pachtwucherer, die Kuppelmutter und der Rechtsverdreher!

DIE STIMME VON OBEN: Und daß der Iberin geholt wird. Der ist sich wohl zu gut?

STIMMEN: Iberin! Iberin! Iberin!

*(Iberin ist kurz zuvor unbemerkt eingetreten und hat sich abseits hinter den Richtertisch gesetzt.)*

ANDERE STIMMEN: Da ist ja der Iberin!

EINIGE: Hoch Iberin!

DER RICHTER *(zu Iberin)*: Exzellenz, ich stütze mich auf die Aussagen einiger der bedeutendsten Pachtherren des Landes.

IBERIN: Stützen Sie sich lieber auf die Meldungen vom Kriegsschauplatz! *(Leuchtschrift: „Die mangelhafte Ausrüstung der regierungstreuen Armee macht sich noch stark bemerkbar! Munitionsmangel und dürftige Verpflegung hemmen sichtbar den prächtigen Kampfgeist der Truppen.“ Es entsteht eine Unruhe. In einem Haufen Leute betritt der Pächter Callas den Hof.)*

DIE STIMME: Und hier ist der Vater des Mädchens.

NANNA: O je, mein Vater! Ich muß mich verstecken, damit er mich nicht sieht, denn diesmal hab ich eine Dummheit gemacht, die die zu Hause jetzt ausbaden müssen.

DER RICHTER *(zu Callas)*: Was suchen Sie hier?

DIE STIMMEN VON OBEN: Er sucht sein Recht!

BEGLEITER DES PÄCHTERS CALLAS: Wir haben den Mann auf der Straße getroffen. Er fragte uns, wann und wo der Fall de Guzman verhandelt würde. Wir sagten ihm, daß die Verhandlung eben jetzt stattfindet und er nur im Strom der Leute weiterzugehen brauche, denn sie gingen alle hierher.

DER PÄCHTER CALLAS: Das stimmt. Ich bin von meinem Pachthof hierhergekommen, um im Verfahren gegen meinen Pachtherrn, welcher wegen Pachtwucher vor Gericht steht, als Zeuge aufzutreten.

DER RICHTER: Es handelt sich nicht um Pachtwucher.

DER PÄCHTER CALLAS: Doch: ich kann bezeugen, daß die Pacht unerschwinglich war. Der Boden ist sumpfig, und die einzelnen Äcker liegen



weit auseinander, aber das Ackergerät ist primitiv, und für das Fuhrwerk mußten wir die Kuh verwenden. Wir arbeiteten den ganzen Sommer von drei Uhr früh an, auch die Kinder halfen uns. Die Getreidepreise konnten wir nicht bestimmen, sie waren jedes Jahr verschieden, aber die Pacht war die nämliche. Unser Pachtherr tat nichts und schob das Geld ein. Ich beantrage daher, daß die Pachtsumme ein für allemal gestrichen wird und der Getreidepreis so ist, daß wir von unserer Arbeit leben können.

DIE STIMME VON OBEN: Sehr richtig.

*(Klatschen.)*

DER MANN *(steht auf und spricht nach hinten zur Straße)*: Der Vater des belästigten Mädchens, der der Pächter des Angeklagten ist, verlangt die Streichung der Pacht und gerechte Getreidepreise.

*(Hinten Beifall einer großen Menschenmenge.)*

DER RICHTER *(zu Iberin)*: Exzellenz, wie wünschen Sie diesen Fall behandelt?

IBERIN: Tun Sie, was Sie für richtig halten.

*(Leuchtschrift: „Aus allen Teilen des Südens kommen Meldungen über widerrechtliche Aneignungen der Ländereien durch die Pächter.“)*

DER RICHTER: Nach den Paragraphen des Gesetzbuches hat allein das Mädchen sich schuldig gemacht. Sie darf außerhalb der Schankstätte, in der sie arbeitet, keinen Herren ansprechen.

IBERIN: Mehr haben Sie nicht zu sagen? Das ist wenig.

DIE STIMME VON OBEN: Bravo! Habt ihr gehört, wie der Statthalter dem Richter über das Maul gefahren ist? Er sagt ihm, das ist wenig.

DER MANN *(nach hinten zur Straße)*: Der Statthalter hat eingegriffen. Er hat dem Obersten Richter bereits einen Verweis erteilt. Er bezeichnete die Rechtskenntnisse des Richters als sehr gering. Es geht weiter.

IBERIN: Vernehmen Sie den Vater des Mädchens genauer! Und kommen Sie endlich auf den Kern der Sache.

DER RICHTER: Sie behaupten also, daß Ihr Pachtherr bei der Bemessung des Pachtzinses über das gesetzlich zulässige Maß hinausging?

DER PÄCHTER CALLAS: Sehen Sie, die Pacht konnte nie und nimmer hereinkommen. Wir lebten von Holzabfällen und Wurzeln, da wir das Getreide in der Stadt abliefern mußten. Unsere Kinder sind fast das ganze Jahr unbekleidet. Die Schäden am Haus können wir nicht reparieren, so daß es langsam über unseren Köpfen zusammenfällt. Die Steuern sind ebenfalls zu hoch. Ich beantrage auch die vollständige Streichung aller Steuern für diejenigen, die sie nicht bezahlen können.

*(Allgemeiner Beifall.)*

DER MANN *(nach hinten zur Straße)*: Der Pächter beantragt die voll-

ständige Streichung aller Steuern für die, die sie nicht zahlen können! Es geht aber noch weiter.

*(Ungebeurer Beifall hinten.)*

DER RICHTER: Wie hoch ist die Pachtsumme? Wie hoch ist die Steuer?

IBERIN *(steht so heftig auf, daß der Stuhl umfällt)*: Wissen Sie nichts Wichtigeres zu fragen? Sagt Ihnen keine innere Stimme, was das Volk wirklich braucht?

DER PÄCHTER CALLAS: Gäule! Zum Beispiel Gäule!

IBERIN *(streng)*: Ruhe! Was sind da Gäule? Hier geht's um mehr! *(Zum Richter:)* Sie können gehen. Verlassen Sie diesen Platz, den Sie auszufüllen nicht imstande sind. Diese Verhandlung führe ich zu Ende.

*(Der Richter packt seine Papiere zusammen und verläßt in schrecklicher Betretenheit den Richtertisch und den Hof.)*

DER MANN *(nach hinten zur Straße)*: Der Statthalter hat den Obersten Richter seines Amtes enthoben und übernimmt selbst die Führung der Verhandlung. Der Oberste Richter verläßt den Saal. Hoch Iberin!

DER PÄCHTER CALLAS: Habt ihr's gehört: was sind Gäule? Es geht um mehr!

DER MANN *(hinten)*: Jetzt, wo der größte Pachtwucherer, der Vizekönig, verjagt ist, warum soll da das Land nicht aufgeteilt werden? *(Beifall.)*

*(Leuchtschrift: „Auch aus den nördlichen Bezirken werden jetzt kleinere Aktionen aufständischer Pächter gemeldet.“)*

IBERIN: Da das Gericht den Kern der Sache nicht herausfinden konnte, übernehme ich den Fall. Im Namen des tschuchischen Volkes.

Als einfaches Beispiel tschuchischer Rechtspflege soll dieser Fall uns dienen. Ein bestimmter Geist soll hier bekämpft werden. So wie unsere Truppen den aufsässigen Pächter zügeln werden wird das Gericht den zügellosen Pachtherrn verweisen in die Schranken tschuchischen Rechts. Hier gilt nicht die Person, ob arm, ob reich: ist gleich der Übergriß, sei auch das Urteil gleich.

Auf der Anklagebank nehmen Platz: der Pachtherr de Guzman sowie *(auf Frau Cornamontis zeigend)* diese Person, und den Sitz des Klägers nehmen ein: dieses Mädchen und ihr Vater.

DER MANN *(nach hinten zur Straße)*: Der Statthalter will ein Beispiel tschuchischer Rechtspflege geben. Er bringt zunächst Ordnung in das Prozeßverfahren. Er weist Angeklagten und Klägern ihre Plätze zu.

IBERIN *(zu Callas)*: Treten Sie vor! Sehen Sie sich Ihre Tochter an!

DER PÄCHTER CALLAS: Ach, du bist hier, Nanna?

IBERIN: Erkennen Sie sie wieder?

DER PÄCHTER CALLAS: Natürlich.

IBERIN: Ich frage Sie deshalb, weil sie sich doch sicher verändert haben muß.

DER PÄCHTER CALLAS: Nicht besonders.

IBERIN: Sind das die Kleider, die Sie ihr gekauft haben?

DER PÄCHTER CALLAS: Nein, natürlich nicht.

IBERIN: Nicht wahr, das sind nicht die Kleider, die ein einfacher Bauer, der mit der schwieligen Hand die Scholle bearbeitet, seiner Tochter kauft.

DER PÄCHTER CALLAS: Das kann ich ja gar nicht. Bei der Pacht!

IBERIN: Und Sie würden es auch nicht, wenn Sie könnten? Ihrem einfachen und geraden Geschmack sind solche Fetzen zuwider. Wieso kann Ihre Tochter solche Kleider kaufen?

DER PÄCHTER CALLAS: Sie verdient doch ganz gut.

IBERIN (*schärfer*): Furchtbare Antwort! Ich frage Sie noch einmal, erkennen Sie in diesem nach der Mode des Tages gekleideten Mädchen das fröhliche Kind wieder, das an Ihrer Hand über die Felder ging? (*Der Pächter Callas glotzt verständnislos.*) Ahnten Sie, daß Ihre Tochter schon im zarten Alter von sechzehn Jahren mit Ihrem Pachtherrn sträfliche Beziehungen einging?

DER PÄCHTER CALLAS: Jawohl, die Vorteile, die wir davon hatten, waren aber ganz unbedeutend. Wir konnten einige Male die Pferde zum Holzfahren benutzen. Aber wenn Sie ... (*zu den Umstehenden:*) ... eine Pacht zahlen sollen, die zehnmal so groß ist, dann nützt es Ihnen gar nichts, wenn Ihnen hie und da ein Drittel erlassen wird. Und das noch unregelmäßig! Was ich brauche, das sind eigene Pferde.

IBERIN: Der Pachtherr mißbrauchte also seine wirtschaftliche Machtstellung, um Ihre Tochter ins Unglück zu stürzen?

DER PÄCHTER CALLAS: Unglück? Den ganzen Vorteil hatte das Mädchen! Sie bekam wenigstens anständige Kleider! Die hat nie gearbeitet. Aber wir! Pflügen Sie einmal ohne Gäule!

IBERIN: Wissen Sie, daß es jetzt mit Ihrer Tochter so weit gekommen ist, daß sie sich im Haus der Frau Cornamontis aufhält?

DER PÄCHTER CALLAS: Jawohl. Guten Tag, Frau Cornamontis.

IBERIN: Wissen Sie, was das für ein Haus ist?

DER PÄCHTER CALLAS: Jawohl. Ich möchte noch hinzufügen, daß sogar die Benutzung der Pferde des Gutshofs extra berechnet wurde. Und zwar ganz unverschämt. Und die Benutzung anderer Pferde war uns verboten.

IBERIN (*zu Nanna*): Wie kamen Sie in dieses Haus?

NANNA: Ich hatte keine Lust mehr zur Feldarbeit. Da ist man mit fünf- undzwanzig Jahren wie eine Vierzigjährige.

IBERIN: Das Wohlleben, das Sie durch Ihren Verführer kennenlernten, hat Sie dem einfachen Leben in Ihrem Elternhaus entfremdet. War der Gutsherr Ihr erster Mann?

NANNA: Jawohl.

IBERIN: Schildern Sie das Leben in dem Kaffeehaus, in das Sie kamen.

NANNA: Ich beklage mich nicht. Nur die Wäschegelder sind hoch und die Trinkgelder bleiben uns nicht. Wir sind alle sehr an die Besitzerin verschuldet, dabei mußte ich bis spät in die Nacht hinein servieren.

IBERIN: Aber Sie sagen, Sie beklagen sich nicht über die Arbeit. Wir alle müssen ja arbeiten. Aber es gab da anderes, worüber Sie sich beklagen müssen.

NANNA: Nun ja, es gibt auch Schankstätten, in denen es dem Personal freigestellt ist, bestimmte Gäste zu bevorzugen.

IBERIN: Aha! In diesem Haus waren Sie also gezwungen, die Umarmungen jedes bezahlenden Gastes zu erdulden?

NANNA: Jawohl.

IBERIN: Das genügt. (*Zum Pächter Callas:*) Was für eine Anklage erheben Sie als Vater gegen den Angeklagten?

DER PÄCHTER CALLAS: Pachtwucher.

IBERIN: Sie haben Grund, sich über mehr zu beklagen.

DER PÄCHTER CALLAS: Ich denke, das ist gerade genug.

IBERIN: Ihnen ist furchtbareres Unglück zugefügt worden als nur Pachtwucher. Sehen Sie das nicht?

DER PÄCHTER CALLAS: Jawohl.

IBERIN: Was ist Ihnen angetan worden? (*Der Pächter Callas schweigt. Iberin zu de Guzman.*) Geben Sie zu, daß Sie Ihre wirtschaftliche Macht mißbraucht haben, als Sie die Tochter Ihres Pächters verführten?

HERR DE GUZMAN: Ich hatte den Eindruck, daß es ihr nicht unangenehm war, als ich mich ihr näherte.

IBERIN (*zu Nanna*): Was sagen Sie dazu? (*Nanna schweigt. Iberin zum Inspektor:*) Führen Sie den Angeklagten hinaus! (*De Guzman wird hinausgeführt. Iberin zu Nanna:*) Wollen Sie sich jetzt darüber äußern, ob Ihnen die Annäherung des de Guzman angenehm war oder nicht?

NANNA (*unwillig*): Ich kann mich nicht erinnern.

IBERIN: Entsetzliche Antwort!

DER ANWALT (*zu Nanna*):

Vielleicht war's Liebe?

Herr, undurchsichtig ist der Menschen Handeln.

Sie selbst kaum kennen ihre Gründe meist

und jetzt erst andere. Auch der schärfste Blick

durchdringt oft nicht die unerklärliche Wirrnis

der menschlichen Natur. Hier steht ein Mann, beschuldigt  
daß er ein Mädchen einst verführt und dann bezahlt  
und so gekauft hab, was nicht käuflich ist.  
Herr, wer dies sagt, beschuldigt Mann und Mädchen.  
Denn wird von ihm gekauft, so wird verkauft von ihr.  
Nun frage ich: Ist nur durch Kauf und Verkauf  
erklärbar dieses dunkle, süße, ewige  
Spiel zwischen Mann und Weib? Kann's nicht auch Liebe  
und nichts als Liebe sein? Herr, in dem Fall,  
der uns beschäftigt hier, war's Liebe.

*(Setzt sich.)*

So.

IBERIN *(zum Inspektor)*: Man muß ihn wieder holen! *(De Guzman wird hereingeholt.)* Nun, wenn es Liebe war, hat dieser sie erregt!

*(Allgemeines Gelächter.)*

DER ANWALT:

Herr, was ist Liebe? Warum liebt der Mensch?  
Der eine findet einen Menschen und  
er liebt ihn. Und der andere will lieben  
und sucht sich einen Menschen dazu. So  
liebt einer den Geliebten und der andere  
das Lieben. Doch das eine nenn ich Schicksal  
das andere Brunst. Vielleicht war's in dem Fall  
der uns beschäftigt, niedere, trübe Brunst?

FRAU CORNAMONTIS *(steht auf)*: Ich möchte eine Aussage machen.  
*(Iberin nickt.)* Ich muß sagen, daß Nanna Callas eines meiner anständigsten  
Mädchen ist. Sie spart und schickt das Geld nach Hause.

IBERIN *(zum Anwalt)*: Sie können gehen. Eine gerechte Sache verteidigt  
sich selbst.

*(Der Anwalt packt seine Papiere zusammen und verläßt den Hof.)*

IBERIN *(zu de Guzman)*: Angeklagter, geben Sie zu, daß Sie Ihre wirtschaftliche  
Macht mißbraucht haben? *(De Guzman schweigt. Iberin plötzlich:)* Was sind Sie?

HERR DE GUZMAN: Pachtherr.

IBERIN: Was sind Sie?

HERR DE GUZMAN: Mitglied des Landadels.

IBERIN: Ich frage, was Sie sind?

HERR DE GUZMAN: Katholik.

IBERIN *(langsam)*: Was sind sie? *(De Guzman schweigt.)* Sie sind  
Tschiche, und Sie haben Ihre wirtschaftliche Macht mißbraucht, um ein tschichisches  
Mädchen zu verführen. *(Zu Frau Cornamontis:)* Und Sie, eine



Tschuchin, haben sich nicht entblödet, dieses tschuchische Mädchen an Tschichen zu verkaufen. Das ist der Kern der Sache. (*Zu de Guzman:*)

Seht ihn jetzt stehn mit seinem spitzen Kopf!  
Ertappt auf niederm Mißbrauch seiner Macht!  
Denn nicht die Macht ist schlecht; der Mißbrauch ist's.  
Ihr, die ihr kauft, was da nicht käuflich ist  
und nicht entstand durch Kauf; ihr, die nur kennt  
was Wert hat, wenn's entäußert wird, und nichts kennt  
was unveräußerlich ist, wie der Baum das Wachstum  
untrennbar von ihm wie die Form der Blätter;  
ihr, die ihr selber fremd, und uns entfremdet habt;  
das Maß ist voll!

(*Zu den andern:*)

Ihr aber seht, wie schwer dies ist, das Recht  
herauszuschälen aus dem Wust des Unrechts  
und zu erkennen unter all dem Schutt die  
einfache Wahrheit.

DER HUA: Heil Iberin!

IBERIN: Ich urteile so: Das Mädchen wird freigesprochen. Das Kaffeehaus der Frau Cornamontis wird, da in ihm ein tschuchisches Mädchen mit Tschichen verkuppelt wurde, geschlossen...

FRAU CORNAMONTIS (*halblaut*): Das kommt gar nicht in Frage.

IBERIN: ... für Tschichen. Der tschichische Verführer aber wird zum Tode verurteilt.

DER PÄCHTER CALLAS (*schreit*): Und die Pacht wird gestrichen! O Lopez, jetzt sage noch was gegen diesen großen Mann!

IBERIN:

Was redest du von Pacht? Das ist das kleinste  
was dir geschah. So nebensächlich ist's  
und du erhebst dich nicht zu mehr, wo mehr ist?  
Ein tschuchischer Vater du! Und du die tschuchische Tochter!  
bedrückt von Tschichen! Immerfort! Nun frei!

DER PÄCHTER CALLAS: Frei! Da hör her, Lopez!

IBERIN:

Dir gebe ich dein Kind zurück, das einst  
an deiner Hand auf tschuchischen Feldern ging.  
Ihr aber sagt: das ist ein tschuchisches Urteil.  
Dies ist der Sinn: hier teil ich Schwarz von Weiß  
und teil dies Volk jetzt in zwei Teile ein  
und rott den einen aus, damit der andere

genesen kann. Denn diesen andern heb ich  
empor wie diesen Pächter aus seiner Dumpfheit  
und seine Tochter, die ich aus dem Sumpf hol.  
So handelnd aber teil ich Tschuch von Tschich  
Unrecht von Recht! Mißbrauch von Brauch!

DIE MENGE: Hoch Iberin!

*(Die Menge klatscht wie besessen. Während Nanna auf den Schultern  
hinausgetragen wird, berichtet der Mann nach hinten zur Straße.)*

DER MANN: Der Statthalter hat gegen den Tschichen de Guzman wegen  
Verführung eines tschuchischen Mädchens das Todesurteil ausgesprochen.  
Das Mädchen, das Genugtuung erhielt, wird eben auf den Schultern aus dem  
Gerichtssaal getragen. Hoch Iberin!

*(Die Menge nimmt den Ruf auf, Iberin geht rasch weg.)*

DER ABT VON SAN STEFANO *(laut zu den Umstehenden)*: Das ist  
ein ungeheuerliches Urteil: die Familie de Guzman ist eine der vornehmsten  
in ganz Jahoo. Man wagt, sie dem Straßenpöbel preiszugeben! Und die  
Schwester des Verurteilten steht vor ihrem Eintritt ins Kloster!

*(De Guzman wird weggeführt. Er kommt an der Gruppe reicher Pacht-  
herren vorbei, welche wegschauen.)*

HERR DE GUZMAN:

Oh, Don Duarte, hilf mir! Und ihr Herren  
ihr müßt mir beistehn heut! Erinnert euch  
wie wir an manchem Tisch gemeinsam aßen.  
Alfonso, du kannst für mich sprechen! Du  
hast einen runden Kopf! Drauf kommt's heut an.  
Sag, daß du das, was ich getan, auch tatest!  
Was schaut ihr weg? Schaut nicht weg! Oh, nicht gut  
ist's, was ihr an mir tut! Schaut diesen Rock an!  
Wenn ihr mich preisgebt, kommt ihr morgen dran!  
Und euer runder Kopf hilft euch auch nichts mehr!

*(Die Pachtherren tun weiter, als kennen sie ihn nicht. Er wird abgeführt.)*

DIE IBERINSOLDATEN *(indem sie ihn schlagen)*: Ein alter Pacht-  
wucherer! Tschuchische Mädchen schänden! Haut ihn auf den Spitzkopf!  
Und betrachtet euch seine Freunde etwas genauer!

*(Die Pachtherren gehen eilig weg.)*

DER PÄCHTER CALLAS *(auf de Guzman zeigend)*: Und das war ein-  
mal mein Pachtherr! Frau Cornamontis, meine Tochter kündigt Ihnen! Sie  
hat in einem Hause wie dem Ihren nichts mehr zu schaffen.

DER TABAKHÄNDLER PALMOSA: So etwas ist nie dagewesen! Das  
ist die neue Zeit. Der Pachtherr muß hängen! Der Pächter steigt auf, Frau  
Cornamontis!

FRAU CORNAMONTIS: Herr Palmosa, ich höre Sie immer so gern reden: Sie haben sich Ihren reinen Kinderglauben bewahrt.

DER HAUSBESITZER CALLAMASSI: Meinen Sie nicht, Frau Cornamontis, daß auch einmal ein armer Mann im Kampf mit einem reichen siegen kann?

FRAU CORNAMONTIS: Ich werde euch meine Meinung über solche Fälle sagen.

*(Frau Cornamontis singt die Ballade vom Knopfwurf.)*

## DIE BALLADE VOM KNOPFWURF

### 1

*Kommt zu mir ein krummer Mann  
Und fragt schüchtern bei mir an  
Ob ihn wohl mein schönstes Mädchen liebt  
Sag ich ihm, daß es das manchmal gibt.  
Aber dann reiß ich ihm einen Knopf vom Kragen  
Und sag: laß uns, Freund, das Schicksal fragen!  
Wollen sehn:  
Wenn die Löcher aufwärts schauen  
Kannst du ihr vielleicht nicht trauen  
Und mußt ein Haus weiter gehn.  
Laß mich sehen, ob du ohne Glück bist!  
Und ich werf den Knopf und sag: du bist es.  
Sagen sie dann: aber diese Löcher  
Gehn doch durch! Dann sage ich: so ist es.  
Und ich sag: das Glück hat gegen dich entschieden!  
Siehst du's ein, ersparst du dir nur Qualen.  
Dir wird Liebe nicht geschenkt hienieden  
Wenn du Liebe brauchst, mußt du bezahlen.*

### 2

*Kommt zu mir ein dummer Mann  
Und fragt zweifelnd bei mir an:  
Ob sein Bruder ehrlich teilen mag  
Sage ich: das gibt es. Ohne Frag.  
Aber dann reiß ich ihm einen Knopf vom Kragen  
Und sag: Laß uns, Freund, das Schicksal fragen!  
Wollen sehn:  
Wenn die Löcher oben liegen  
Wird er dich vielleicht betrügen  
Und nach seinem Vorteil gehn!  
Laß mich sehen, ob du ohne Glück bist!*

*Und ich werf den Knopf und sag: du bist es.*

*Sagen sie dann: aber die Löcher*

*Gehn doch durch! Dann sage ich: so ist es.*

*Und ich sag: das Glück hat gegen dich entschieden!*

*Wenn du zweifelst, gibt's für dich nur Qualen.*

*Wenn du Ruhe willst und halbwegs Frieden*

*Mußt du deinem Bruder das bezahlen.*

*(Sie nimmt den Pächter Callas beim Arm und führt ihn einige Schritte nach vorn. Daraufhin demonstriert sie an ihm die dritte Strophe:)*

3

*Kommt zu mir ein armer Mann.*

*Meldet zornig bei mir an:*

*Reicher Mann zerstört mir Heim und Herd*

*Ob ich wohl dafür was kriegen werd?*

*Reiß ich ihm zuerst mal einen Knopf vom Kragen*

*Und sag: laß uns, Freund, das Schicksal fragen!*

*Wollen sehn:*

*Wenn die Löcher oben liegen*

*Wirst du vielleicht gar nichts kriegen*

*Und brauchst nicht herumzustehn!*

*Laß mich sehen, ob du ohne Glück bist.*

*Und ich werf den Knopf und sag: du bist es!*

*Sagen sie dann:*

EINIGE ZUSCHAUER (*bücken sich nach dem Knopf und sagen aufschauend*):

*Aber diese Löcher*

*Gehn doch durch!*

FRAU CORNAMONTIS:

*Dann sage ich: So ist es!*

*Und ich sag: das Glück hat gegen dich entschieden*

*Und das wirst du sehn zu vielen Malen.*

*Was du immer anfängst, Freund, hienieden*

*Unrecht oder Recht: du wirst bezahlen!*

DER PÄCHTER CALLAS: Sie haben wohl Dreck in den Ohren, liebe Frau. Der Statthalter hat ausdrücklich betont, die Pacht ist nebensächlich! Jetzt noch Gäule und ich bin gerettet!

*(Frau Cornamontis bricht in ein schallendes Gelächter aus und zeigt mit dem Finger auf den Pächter Callas, der sich genauso benimmt, wie man es von einem mit Blindheit geschlagenen Mann erwarten kann.)*

*(Leuchtschrift: „Die Schlacht im Süden tobt mit unverminderter Heftigkeit.“)*

## Das Kloster San Barabas

*Als zwei Parteien sitzen einander gegenüber zwei Klosterfrauen von den Bedürftigen Schwestern von San Barabas und Isabella de Guzman mit ihrem tschubischen Anwalt.*

DER ANWALT: Das Fräulein de Guzman wünscht, bevor die Verhandlung über ihren Eintritt in das Kloster aufgenommen wird, einige Fragen an Sie zu richten.

ISABELLA (*liest von einem Zettel Fragen ab*): Ob dieses Kloster auch streng ist?

DIE OBERIN: Das strengste, Kind. (*Zum Anwalt:*) Doch auch das teuerste.

DER ANWALT: Das ist uns bekannt.

DIE OBERIN: Also das feinste.

ISABELLA: Ob viele Fasttage sind? Wie viele?

DIE OBERIN: Zweimal die Woche, vor den vier Hochzeitsfesten je eine ganze Woche und an den Quatembertagen.

ISABELLA: Ob auch wirklich keine Männer Zutritt haben? Ob zum Beispiel kein Ausgang möglich ist?

DIE OBERIN: Niemals.

ISABELLA: Ob die Speisen einfach, das Lager hart und die geistlichen Übungen ausgiebig sind?

DIE OBERIN: Die Speisen sind einfach, das Lager ist hart und die geistlichen Übungen sind ausgiebig, Kind.

ISABELLA:

Die ich so oft sah: die fleischliche  
 Begier und sinnlich Gehabe der Mägte  
 es widert mich an. Selbst meines Bruders Aug war  
 nicht klar von solcher Schwäche. Hinter den Türen  
 hörte ich oft Gebalge. Ich hasse dies Lachen.  
 Reinlich wünsch ich mein Lager und unberührt meine Schulter.  
 O Keuschheit, unablässbares Gut, du königliche Armut!  
 Auch sei die Zelle karg mir und ärmlich die Speise  
 aber still die Mauer, welche mich abschließt.  
 Jung noch an Jahren, sah ich doch gleichviel  
 Hoffart genug und unwillig getragene Armut.  
 Darum wünsch ich mir, keusch zu bleiben, demütig und arm.

DIE OBERIN:

So leben wir hier, Kind, und so wirst du leben  
 und so wie wir sind, so wirst du werden.



(*Zum Anwalt:*) Aber wir müssen uns zuvor über die Bedingungen einig werden, Herr Rechtsanwalt. Was bringt das Fräulein mit?

DER ANWALT: Nun, Sie werden uns schon nicht die Haut über den Kopf ziehen . . . Hier ist die Aufstellung.

DIE OBERIN (*liest*): Drei Dutzend Hemden, das wird nicht langen. Da sagen wir fünf Dutzend.

DER ANWALT: Nananana, vier sind auch schon allerhand.

DIE OBERIN: Und wo ist das Leinen?

DER ANWALT: Wozu denn Leinen?

DIE OBERIN: Wozu denn Leinen? So Gott will, wird das Fräulein bei uns achtzig Jahre alt. Fünfzig Meter Leinen. Handgewebt. Das Besteck ist aber Silber.

DER ANWALT: Nickel wird es nicht sein!

DIE OBERIN: Lieber Herr Rechtsanwalt, man muß immer vorher fragen. Und die Schränke haben wir nicht gern in Birke, sondern in Kirsch.

DER ANWALT: Daran wird es nicht scheitern. Wir kommen jetzt zu dem Wichtigsten, Frau Oberin.

DIE OBERIN: Ja, allerdings.

DER ANWALT: Aha, Sie sehen das auch als eine Schwierigkeit an!

DIE OBERIN: Leider.

DER ANWALT: Ja, die Abstammung des Fräuleins können wir nicht in Abrede stellen.

DIE OBERIN (*erleichtert*): Ach so, das meinen Sie? Ich meinte etwas anderes! (*Sie steht auf, geht auf Isabella zu und fährt ihr mit der Hand unter den Kopfputz. Sie lacht laut:*) Spitz, das ist nicht zu leugnen. Nun, das hat hier nichts auf sich. Das sind Äußerlichkeiten. Wenn sonst alles in Ordnung ist, hat das nichts zu sagen. Also jetzt das Wichtigste: der monatliche Zuschuß . . .

DER ANWALT: Sie kennen die Pachtsummen aus den de Guzmanschen Gütern.

DIE OBERIN: Die Pachteinnahmen sind ja nicht hoch, davon würde schon ein großer Teil dauernd an unser liebes Kloster fallen müssen. Wir haben uns gedacht: mindestens ein Viertel.

DER ANWALT: Das ist ja ganz unmöglich. Der Bruder des Fräuleins, Herr de Guzman, hat doch die ganzen Repräsentationskosten der Familie de Guzman zu tragen und lebt ausschließlich von den Pachteinnahmen.

DIE OBERIN: Soviel ich weiß, ist Herr de Guzman im Augenblick leider nicht mehr in der Lage, viel repräsentieren zu müssen.

DER ANWALT: Das Fräulein lebt doch hier sehr einfach, wie wir gehört haben.

DIE OBERIN: Einfach ist nicht billig.

DER ANWALT: Außerdem ist jetzt durch die neue Regierung die Möglichkeit gegeben, daß die Pachten nicht nur sicher hereinkommen, sondern auch noch erhöht werden.

DIE OBERIN: Das schon, aber darauf kann man sich nicht verlassen. Auf achttausend müssen wir im Monat rechnen können.

DER ANWALT: Ob man das aus den ohnehin schon überlasteten Pächtern herausquetschen kann, möchte ich dahingestellt sein lassen. Sie müssen sich das auch noch überlegen, Fräulein de Guzman.

DIE OBERIN: Ja, das müssen Sie sich überlegen, Kind, das kostet es.

ISABELLA: Ist es wirklich zu teuer, Herr Rechtsanwalt?

*(Der Anwalt nimmt das Mädchen in eine Ecke. Auf dem Weg dorthin fragt er nochmals die Schwestern.)*

DER ANWALT: Sechstausend?

*(Die Schwestern schütteln den Kopf und schauen starr vor sich hin.*

*Der Anwalt zu Isabella:)*

Das Leben, das Sie sich vorgestellt

Kostet eine Menge Geld.

ISABELLA *(weint, weil das schöne Leben so schwer zu haben ist)*: Was ich will, das will ich. Und es ist nichts Unrechtes.

DER ANWALT *(zur Oberin)*: Bedenken Sie, daß das Getreide dieses Jahr, da die Ernte zu reich war, nichts einbringt, so daß auch die Pachtherren sich manchen Luxus versagen müssen.

DIE OBERIN: Wir haben auch Felder. Und leiden also auch. Vielleicht denken Sie aber daran, daß das Fräulein nicht ohne Grund hier eintritt und die Familie sich allerhand Vorteile davon verspricht. Wir sprachen bereits von der Abstammung.

DER ANWALT: Gut, da hätte ich nur noch einige Fragen. *(Er liest von einem Zettel ab:)* Ob die Güter dann pro forma in die Obhut des Klosters übergehen? Ob die Bedürftigen Schwestern unter Umständen um sie auch Prozesse führen würden? Ob sie diesbezüglich sofort eine Verpflichtung eingingen?

DIE OBERIN *(hat immer genickt)*: Das wird alles in Ordnung gehen. Das Fräulein ist nicht der einzige Fall.

DER ANWALT: Dann sind wir einverstanden. Jetzt müssen wir nur sehen, daß wir das Geld auch herbeischaffen. Das ist nicht einfach, mitten im Bürgerkrieg. Hier sind die Grundbücher der de Guzmanschen Güter.

*(Er überreicht sie ihr. Sie schließt sie in den Tresor.)*

DIE OBERIN: Also, liebes Fräulein, wir freuen uns, Sie in unseren stillen Mauern begrüßen zu können. Sie werden in Frieden leben. Die Stürme des Lebens dringen nicht bis zu uns. *(Ein Stein zertrümmert das Fenster.)* Was

ist das? *(Sie läuft und öffnet das zweite Fenster.)* Was machen diese Leute mit den Armbinden in unserem Hof? *(Sie klingelt, eine Klosterfrau tritt ein.)*

DIE KLOSTERFRAU: Frau Oberin, im Hof . . .

DIE OBERIN: Was bedeutet das? Der Kutscher des Fräuleins de Guzman soll vorfahren.

DIE KLOSTERFRAU: Frau Oberin, auf dem Hof hat es einen schrecklichen Auftritt gegeben. Mit einem ganzen Haufen von lärmenden Leuten ist ein Mann am Kloster vorbeigekommen. Ein geschminktes junges Frauenzimmer war auch dabei. Er hat die Pferde gesehen und behauptet, es seien die seinen und er sei der Pächter und er brauche sie zum Ackern. Er hat den Kutscher über den Kopf geschlagen, die Pferde ausgespannt und weggetrieben. Und dann sagte er noch: Der Herr de Guzman könne zu Fuß zum Galgen gehen.

DIE OBERIN: Das ist ja schrecklich.

DER ANWALT: Frau Oberin, unter diesen Umständen möchte ich Sie bitten, das Fräulein sogleich unter Ihre Obhut zu nehmen. Die Straße scheint gewisse Gefahren zu bergen.

*(Die Oberin sieht die andern Klosterfrauen an.)*

DIE OBERIN: Ich glaube allerdings, daß für die Güter der Familie de Guzman mehr Gefahren bestehen dürfte als für die Familie selbst.

DER ANWALT: Soll das heißen, daß Sie dem Fräulein ein Asyl verweigern?

DIE OBERIN: Ich bin für diese stillen Mauern verantwortlich, mein Herr. Ich hoffe, Sie verstehen die Situation, ohne daß ich aussprechen müßte, was ich ungern ausspreche.

ISABELLA: Wir wollen gehen.

DER ANWALT: Und was wird aus den Abmachungen, die de Guzman'schen Güter betreffend?

DIE OBERIN: Wir stehen zu unserm Wort, wo wir irgend können.

*(Die Parteien verbeugen sich gegeneinander. Der Anwalt und Isabella verlassen das Zimmer.)*

## VI

*Was man hat, das hat man.*

### Kaffeehaus der Frau Cornamontis

*Nachmittag. An einem Tischchen sitzen die drei reichen Pachtherren Szaz, de Hoz und Peruiner zwischen großen Koffern. Im Hintergrund hinter einer Zeitung Herr Callamassi. Frau Cornamontis hinter dem Bartisch, bei einer Zigarre strickend.*

HERR SAZ: Ein guter Einfall, uns hier aufzuhalten  
bis unser Zug geht.

HERR PERUINER:

Wenn noch einer geht.

HERR DE HOZ:

Hier ist man unauffällig. Und darauf  
kommt's an in diesen Tagen. Weit gekommen!

HERR SAZ: Wie steht die Schlacht? Darauf kommt alles an.

HERR PERUINER: Und sie steht schlecht. Ich reise nicht gern ab.

HERR DE HOZ:

Der Vizekönig ist an allem schuld.  
Und der Duart', der ihm den Iberin brachte.  
Man reißt mit dieser Lehr von Rund- und Spitzkopf  
den Pächter von der Sichel nur, damit dann  
der Holzschuh uns im eigenen Lager klappert.

*(Von draußen Lärm.)*

HERR PERUINER: Was ist das für ein Lärm?

HERR SAZ *(ironisch)*:

Der Volksheld kommt.

Ganz Luma spricht seit gestern von den Gäulen  
des Pächters Callas.

HERR PERUINER:

Eine böse Sache.

HERR SAZ: Und sehr ansteckend so was.

HERR PERUINER:

Sehr ansteckend!

*(Die Straße herunter kommt der Pächter Callas mit seiner Tochter. Er führt zwei Gäule am Strick. Um ihn der Pächter Parr, die drei Huas und Leute von der Straße. Er zieht die Gäule ins Kaffeehaus und bindet sie an der Theke fest. Die Leute rufen „Hoch Iberin!“ und „Hoch Callas!“)*

EIN HUA: Vorwärts, Callas! Hinein mit dir, alter Sünder!

EIN ANDERER HUA: Liebe Leute, Sie sehen hier vor sich „Callas mit den Gäulen“, den Sieger des tschuchischen Urteils.

FRAU CORNAMONTIS: Guten Tag, Nanna. Willkommen als Gast in dem Kaffeehaus, wo du lange Kellnerin gewesen bist.

DER PÄCHTER CALLAS *(Parr vorstellend)*: Das ist mein Freund Parr, ebenfalls Pächter. – Ja, die Gäule! Sehen Sie, ich komme vor zwei Tagen die Straße herunter, meine Tochter begleitet mich. Der Prozeß ist gewonnen, der Pachtherr wird hängen. Aber persönlichen Vorteil hatte ich selbstverständlich davon nicht. Ich war sozusagen so bedürftig wie vorher, ausgenommen die Ehre. Man gab mir sozusagen nur meine Tochter zurück, und das bedeutet doch nur einen Fresser mehr. Da sehe ich vor dem Stiftstor der Faulenzerinnen von San Barabas die Gäule. Ah, sage ich zu meiner Tochter, unsere Gäule! Hat er dir nicht, sage ich, die Gäule versprochen, als er dich verführte? Das ist eigentlich wahr, sagte meine Tochter. Sie hatte nur Angst, ob man es uns glauben würde. Warum nicht, sage ich und treibe die Gäule weg. Es ist mir genug Unrecht geschehen.

DER PÄCHTER PARR (*bewundernd*): Er wartete einfach nicht ab, ob ihm der Statthalter die Gäule zusprach oder nicht.

DER PÄCHTER CALLAS: Nein, ich dachte, was man hat, hat man.  
(*Er singt das „Was-man-hat-hat-man-Lied“:*)

#### DAS „WAS-MAN-HAT-HAT-MAN-LIED“

##### 1

*Es war einmal ein Mann  
Der war sehr übel dran  
Da sagte man ihm: Warte!  
Da wartete der Mann.  
Das Warten war sehr harte.  
Heil Iberin! Aber  
Nur  
Was man hat, hat man!*

##### 2

*Der Mann war schon sehr schwach  
Da macht er einen Krach.  
Er war ein böser Knochen.  
Man gab ihm schleunigst nach:  
Man hat ihm was versprochen.  
Heil Iberin! Aber  
Nur  
Was man hat, hat man!*

##### 3

*Es war einmal ein Mann  
Dem schaffte man nichts ran.  
Da tat er's an sich reißen.  
Jetzt frisst er, was er kann  
Und kann auf alles scheißen.  
Heil Iberin! Aber  
Nur  
Was man hat, hat man!*

HERR SAZ: Das ist der nackte Aufruhr!

HUA: Vom tschuchischen Standpunkt aus ist das eine der größten Heldentaten. Zur Nachahmung empfohlen.

(*Frau Cornamontis, besorgt, daß es zu einem Skandal kommt, bringt Nanna eine Tasse Kaffee.*)



FRAU CORNAMONTIS: Vielleicht willst du eine Tasse Kaffee haben, Nanna?

NANNA: Nein, danke.

FRAU CORNAMONTIS: Trink ihn nur.

NANNA: Ich habe keinen bestellt.

FRAU CORNAMONTIS: Nein. Er ist umsonst. (*An Herrn Saz vorbeigehend, mit gedämpfter Stimme:*) Vorsicht!

HERR SAZ (*sie abwehrend, zu den Huas*): Meinen Sie wirklich, daß das im Sinne des Herrn Iberin ist?

HUA: Ja, lieber Herr, das ist im Sinne des Herrn Iberin. Sie denken wohl, einer, der in Holzschuhen läuft, ist weniger als Sie? Zum besseren Verständnis werden wir uns erlauben, den Herren hier unser neues Iberinlied vorzusingen.

(*Die Huas singen „Das neue Iberinlied“:*)

#### DAS NEUE IBERINLIED

##### 1

*Der Pachtherr grübelt Tag und Nacht  
Was er noch alles kriegen kann  
Und wenn er sich etwas ausgedacht  
Das Pächtervolk schafft es ihm ran.  
Auf den Tisch  
Stellt es ihm Suppe und Fisch  
Einen Bottich mit Wein  
gießt es ihm hinein.  
In sein Bett  
Bringt es noch ein Kotlett  
Mit Kartoffelsalat  
Und dann legt es ihn ins Bad.  
Wenn er zum Beispiel raucht  
Gibt's nur Virginia  
Alles was er braucht  
Steht einfach da.  
Der reiche Mann sagte: ja, so ist's fein.  
So ist's Gott sei Dank und so soll's immer sein.*

In dieser Lage, meine lieben Freunde, ging das Pächtervolk zu seinem lieben Herrn Iberin, und Herr Iberin ging zum Pachtherrn und zeigte ihm, was eine Harke ist. So klein wurde der Pachtherr, wie einen Bruder behandelte er hinfort das Pächtervolk.

*Auf den Tisch  
 Stellt er ihm Suppe und Fisch  
 Einen Bottich mit Wein  
 Gießt er ihm hinein.  
 In das Bett  
 Bringt er ihm ein Kotlett  
 Mit Kartoffelsalat  
 Und danach gibt's ein Bad.  
 Wenn es zum Beispiel raucht  
 Gibt's nur Virginia  
 Alles was es braucht  
 Steht einfach da.  
 Das Pächtervolk sagte: ja, so ist's fein.  
 So ist's Gott sei Dank und so hätt's immer solln sein.  
 Das Pächtervolk sinnt Tag und Nacht,  
 Was es alles noch kriegen kann  
 Und wenn es sich etwas ausgedacht  
 Sein Pachtherr, er schafft es ihm ran.*

*(Das Lied haben die Huas an dem Pächter Parr demonstriert. Sie haben ihn in der ersten Strophe vor den Pachtherrn geduckt, aber in der zweiten haben sie ihn auf den Tisch gehoben, ihm den Hut des Herrn Saz, die Zigarren und die Gläser der Herren de Hoz und Peruiner verliehen. Und der Pächter Parr hat mit einem kleinen Holzschubstap mitgewirkt.)*

HUA: Meine Herren, die Verteilung der Gäule und Ackergeräte an die Pächter steht unmittelbar bevor. Auch die der Äcker. Callas mit den Gäulen hat dem, was sowieso kommen wird, nur vorgegriffen.

DER PÄCHTER PARR (zu Callas): Es ist ganz dasselbe, was die Sichel will.

DER PÄCHTER CALLAS: Mehr. Bei der Sichel kriegt das Dorf die Gäule! Aber merk dir: sehr gut, vorgegreifen! Lieber Freund, du hast gehört, was ich gemacht habe. Alles Vertrauen in Herrn Iberin in Ehren – ich darf sagen, daß mein Vertrauen in ihn unbegrenzt ist –, aber wenn du dieser Tage irgendwie in den Besitz von Gäulen gelangen kannst, sagen wir zufällig, zum Beispiel wie ich, dann ist das sicher nicht schlecht. Ich möchte sagen, es ist sicherer.

DER PÄCHTER PARR: Ich verstehe. Heil Iberin! Aber nur was man hat, hat man. Callas, du hast mir die Augen geöffnet. Ich weiß jetzt, was ich zu tun habe.

*(Er geht eilig ab.)*

HUA: Jedenfalls bitte ich alle Anwesenden, auf die Gesundheit des Herrn Callas und seiner Gäule zu trinken.

*Die Huas stehen auf. Die reichen Pachtherren, außer Herrn Peruiner, bleiben sitzen.)*

HERR DE HOZ (*halblaut*): Ich trinke nicht auf die Gesundheit eines Pferdediebs!

HERR SAZ: Dann ist es besser, sofort wegzugehen.

• (*Die Herren zahlen, stehen auf und gehen weg.*)

HUA: Ich traue meinen Augen nicht! Sie haben nicht auf dein Wohl getrunken, Callas, das gefällt mir nicht. Nach ihrer Schale zu urteilen, wette ich, daß das Tschichen sind.

DER PÄCHTER CALLAS: Sie kommen mir so bekannt vor. Das sind die Leute, die vor Gericht aussagten, meine Tochter habe einen Tschichen belästigt. Das sind die Freunde des de Guzman und genau solche wie er.

DIE HUAS: Bleib nur ruhig sitzen, Callas! Wir werden mit den Herren noch eine sehr ernste Unterredung haben müssen in dieser Angelegenheit.

*(Die Huas gehen den Pachtherren nach.)*

FRAU CORNAMONTIS (*den Huas nacheilend*): Um Gottes willen, vergreifen Sie sich nicht an den größten Pachtherren des Landes!

DER PÄCHTER CALLAS (*zu seiner Tochter Nanna*): Könntest du nicht etwas Kleingeld verschaffen? Ich habe allerhand Hunger.

NANNA: Ich kann nichts mehr machen. Seit drei Tagen feiert mich Luma als das tschuchische Mädchen wie eine Königin. Man trinkt auf meine Gesundheit, man spricht von meinem Aufstieg. Seit drei Tagen bin ich jeder Belästigung entrückt. Ich kann nichts mehr verdienen. Anstatt begierig, blicken mich die Männer verehrungsvoll an. Das ist katastrophal.

DER PÄCHTER CALLAS: Jedenfalls mußt du nicht mehr ins Puff. Und Ackergäule habe ich auch schon. Und ohne, daß ich einen Finger rührte!

NANNA: Meiner Meinung nach hast du sie noch nicht.

*(Die zwei Rechtsanwälte der Familie de Guzman treten ein und geben mit ausgestreckten Armen auf Callas zu.)*

DIE ANWÄLTE: Ach, hier sind Sie ja, mein lieber Herr Callas! Wir haben Ihnen einen glänzenden Vorschlag zu machen. Die Sache rangiert sich jetzt.

*(Sie setzen sich zu ihm.)*

DER PÄCHTER CALLAS: So.

DIE ANWÄLTE: Wir können Ihnen jetzt mitteilen, daß eine gewisse Familie unter Umständen bereit wäre, Ihnen, was die zwei Gäule betrifft, entgegenzukommen.

NANNA: Wofür?

DER PÄCHTER CALLAS: Es handelt sich wohl um eine gewisse tschichische Familie?

DIE ANWÄLTE: Sie werden wissen, daß der Fall, von dem wir sprechen, in einem Prozeß noch einmal aufgerollt werden soll.

DER PÄCHTER CALLAS: Das weiß ich nicht.

DIE ANWÄLTE: Sie können sich vorstellen, daß von gewisser hochstehender Seite alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, daß das Urteil revidiert wird.

DER PÄCHTER CALLAS: Von tschichischer Seite.

DIE ANWÄLTE (*lachend*): Von tschichischer Seite. Wir haben ein Zeugnis an Eides statt in Händen, wonach Ihre Tochter, der damit übrigens nicht zu nahe getreten werden soll, schon vor ihrer Bekanntschaft mit dem betreffenden – tschichischen – Herrn eine Beziehung mit einem Mann unterhalten hat, so daß also der Vorwurf der Verführung in Wegfall käme.

NANNA: Das ist nicht wahr.

DIE ANWÄLTE: Wenn Sie es zugäben, könnte man sofort über eine Schenkung sprechen.

DER PÄCHTER CALLAS: Darauf habe ich Ihnen nur eine Antwort...

NANNA: Halt! (*Zu den Anwälten:*) Lassen Sie mich einen Augenblick mit meinem Vater allein.

DIE ANWÄLTE: Klipp und klar: Sie können jetzt zwei Pferde geschenkt bekommen, wenn Sie klug sind!

*(Die Anwälte gehen schlendernd zur Theke.)*

DER PÄCHTER CALLAS: Der Iberin ist für uns, darum sind sie so nachgiebig. Wir brauchen unsern guten Namen nicht für ein Butterbrot wegzuschenken. Was meinst du?

NANNA: Ich meine, daß wir die Gäule nehmen sollen. Es kommt nicht darauf an, wofür der Iberin ist. Es kommt alles darauf an, wie die Schlacht steht.

DER PÄCHTER CALLAS: Und wie steht die Schlacht?

NANNA (*aufgeregt in der Zeitung blätternd*): Hier stehen ja nur Lügen, aber es ist klar, daß die Sichel immer weiter vorrückt. Sogar hier steht, daß sie schon vor der Stadt Mirasonnore sind. Dort ist das Elektrizitätswerk für die Hauptstadt. Wenn sie das haben, können sie das ganze Licht abstellen.

DER PÄCHTER CALLAS: Liebe Tochter, ich leere mein Glas auf das Wohl unseres Freundes Lopez. Er kämpft wie ein Löwe. Die Pachtherren schenken schon ihre Gäule weg. Aber man muß hier sein, denn nur was man hat, hat man.

NANNA: Aber das Schlachtenglück kann ja jeden Augenblick umschlagen. Es sind zu wenige bei der Sichel, zu viele sind wie du weggelaufen.

DER PÄCHTER CALLAS: Ich bin anderer Ansicht. *(Er winkt den Anwälten.)* Meine Herren, meine Antwort an die Familie de Guzman lautet: Nein! Ich habe es nicht nötig, Zugeständnisse zu machen. Lesen Sie die heutigen Zeitungen. Ich brauche euch keineswegs mehr die Stiefel zu lecken!

DIE ANWÄLTE: Und die zwei Gäule?

DER PÄCHTER CALLAS: Ich habe ja die Gäule. Draußen stehen sie. Ich denke nicht daran, die Ehre meiner Tochter, eines tschuchischen Mädchens, preiszugeben.

DIE ANWÄLTE: Wie Sie wollen!

*(Die Anwälte ab.)*

CALLAMASSI *(der am Nebentisch gesessen hat)*: Haben Sie Ärger, Herr Callas?

DER PÄCHTER CALLAS: Im Gegenteil. Diese Tschichen sind ein dummes Pack. Jetzt wollen sie mich bestechen. Aber ich habe sie gleich festgenagelt. Sie wollten mir die Pferde eben schenken. Soweit habe ich sie also schon. Aber ich sollte eine unehrenhafte Handlung begehen. Das ist echt tschichisch. Sie glauben, daß man alles und jedes nur vom niedrigsten wirtschaftlichen Standpunkt aus behandeln kann. Oh, wie recht hatte der Statthalter! Mein Herr, die Zeit, wo ich meine Ehre verkaufen mußte, ist vorbei. Ich kann diese Dinge heute nicht mehr von einem so niedrigen Standpunkt aus behandeln. Das mögen sich diese Herren gesagt sein lassen! Wie dumm diese Tschichen sind, können Sie daraus entnehmen, daß ich jetzt die Gäule dafür habe, daß der Tschiche meine Tochter gehabt hat. Das macht mir nicht jeder nach. Meine Tochter sieht ebenso gut aus wie ein anderes Mädchen ihres Alters, aber sehen Sie sich einmal diese Gäule an! Ich habe sie draußen stehen. Selbstverständlich war, unter uns, niemals die Rede davon, daß ich für das Mädchen die Gäule bekommen sollte.

NANNA *(sieht, daß er betrunken ist)*: Wollen wir nicht lieber gehen, Vater?

DER PÄCHTER CALLAS: Das ist ja lächerlich! Herr de Guzman hat eben ein Auge zugeedrückt, wenn ich sie benutzt habe. Wer wird auch zwei solche Gäule für ein Mädchen anlegen? Sie müssen sich wirklich die Gäule anschauen!

CALLAMASSI: Herr Callas, es wird mir eine Ehre sein, Ihre Gäule betrachten zu dürfen.

*(Nanna zieht ihren Vater an den Rockschoßen hinaus. Callamassi folgt den beiden. Man hört eine Radiomeldung: „Das Elektrizitätswerk Mirasonnore ist von der Sichel bedroht. Wird die Hauptstadt heute nacht ohne Licht sein?“ Durch die Hintertür stürzen die reichen Pachtherren Saz, de Hoz und Peruiner. Sie sind verwundet. Ihnen nach Frau Cornamontis.)*



FRAU CORNAMONTIS: Ach, meine Herren, Sie hätten lieber aufstehen und auf das Wohl des Herrn Callas trinken sollen. Er ist nun einmal ein Volksheld.

HERR SAZ: Lassen Sie sofort die Rolläden herunter! Diese Huas sind hinter uns her!

HERR PERUINER: Wasser und Verbandstoffe!  
(*Frau Cornamontis bringt Wasser und Verbandstoffe. Die Herren fangen an, sich Verbände anzulegen.*)

HERR SAZ: Wenn erst die Sichel geschlagen ist, muß man diese Burschen alle aufhängen.

HERR PERUINER (*zu Frau Cornamontis*): Der Arm ist ganz lahm. Aber machen Sie mir auch einen Verband um den Kopf!

FRAU CORNAMONTIS: Ich sehe keine Wunde auf ihm, mein Herr.

HERR PERUINER: Aber einen Spitz, meine Liebe!

(*Es klopft. Ein Mann tritt ein.*)

DER MANN: Hier wird ein Arzt gebraucht. Ich bin Arzt.

HERR PERUINER (*brüllt*): Hut ab!

(*Der Arzt nimmt den Hut ab; er hat einen spitzen Kopf.*)

HERR PERUINER: Was sind Sie? Sie sind Tschiche!

DER ARZT (*brüllt*): Ich bin ein Arzt!

HERR SAZ: Und findet man Sie hier, erschlägt man uns.

(*Der Arzt ab.*)

HERR DE HOZ (*zu Peruiner*): Daß du ein Tschich sein mußt! Kein Mensch hätt uns verfolgt.

HERR PERUINER:

Ich bin nicht dieser Ansicht. Nicht mehr.

's ist unser Rock. Daß wir anständig aussehen.

Man gibt uns jetzt der Straße preis, das ist's!

Das sind die Folgen des de Guzman-Urteils!

Nie durften wir als Pachtherren einen Pachtherrn dem Mob preisgeben, weil er Tschiche war.

Wir lieferten den Tschichen aus, der Mob griff nach dem Pachtherrn!

HERR DE HOZ: Was jetzt tun? Den Bahnhof noch zu erreichen, ist unmöglich.

(*Es klopft. Frau Cornamontis öffnet vorsichtig. Missena tritt ein.*)

MISSENA (*eifrig*): Froh, euch zu finden!

HERR SAZ:

Sehr verbunden. Wirklich  
von oben bis unten sehr verbunden. Angefallen  
auf offener Straße und von euren Leuten!

HERR DE HOZ: Wie steht die Schlacht?

MISSENA: Nicht günstig.

HERR SAZ: Sag die Wahrheit!

MISSENA:

Sie ist verloren! Unsere Truppen räumen  
haltlos das Schlachtfeld.

HERR PERUINER: Und wo ist das Schlachtfeld?

MISSENA:

Der Kampf geht jetzt um Mirasonnore  
und um das Kraftwerk dort.

HERR SAZ: So nah? Verdammt!

MISSENA:

Seht ihr jetzt, was ihr müßt? Geld müßt ihr schaffen!  
Jetzt ist Geld nötig! Geld ist nötig! Geld!

HERR PERUINER:

Geld! Geld! Geld! Geld!

's ist leicht gesagt. Doch was geschieht damit?

HERR SAZ: Es waren Iberinleute, die uns stellten!

MISSENA:

Ja, dem ist nicht zu helfen, Freunde, der seinem  
Leibwächter nicht genug Essen vorsetzt. Das ist  
doch Iberins Einfall, nun die eine Hälfte  
des ärmeren Volkes zu mieten, daß sie uns  
die andere Hälfte eisern niederhält.  
Oh, rechne jeder, Tschuch und Tschich, jetzt aus  
was er an Geld aufbringt zu einer Anleihe, sonst  
ist jetzt alles hin!

*(Das Licht geht flackernd aus.)*

HERR SAZ: Was ist los mit dem Licht?

MISSENA *(feierlich)*: Mirasonnore ist gefallen, Freunde!

FRAU CORNAMONTIS *(bringt eine Kerze und leuchtet)*: Um Gottes  
willen, meine Herren, was wird jetzt werden? Wenn  
das so weitergeht, haben wir morgen die Sichel hier in Luma.

HERR DE HOZ: Was kann da helfen?

MISSENA: Geld kann helfen.

HERR SAZ: Geld

Kann nur auftauchen, wo Vertrauen herrscht.  
Und hier herrscht keins. Ich sprech nicht von den Prügeln.  
Solang man mir mein Hab und Gut schützt, kann man  
mir auch mal auf den Kopf haun aus Versehen.  
Doch darum geht's: wie ist es mit der Pacht?

MISSENA: Pacht? Pacht ist Eigentum und das ist heilig.

HERR PERUINER: Und wie ist's mit den Gäulen dieses Callas'?

MISSENA: Was wollt ihr?

HERR SAZ: Daß ihr eurem Volkshelden den

Prozeß macht! Öffentlich und gleich! Und ihm die  
zwei Gäule absprecht! Öffentlich und gleich!

MISSENA:

Schön, wenn ihr zahlt – wir machen den Prozeß.  
Ich weiß, Herr Iberin ist sehr bedrückt  
ob dieser niedern Raffgier mancher Pächter.  
Doch was hilft Jammern? Vor die Sichel nicht  
zerbrochen ist, kann der sich Pferde nehmen  
und jeder, was ihm fehlt. Helft Iberin  
die Sichel erst zerbrechen und es kehrt  
zurück de Guzmans Macht und auch de Guzmans Pferd.  
Kommt beim Prozeß nicht auf das Todesurteil!  
Erwähnt nur seine Gäule, nicht sein Leben,  
dies hängt von jenen ab, nicht umgekehrt!  
Kommt nun zu Iberin! Nur eines noch:  
seid mir behutsam, wenn man jetzt von Geld spricht!  
Sein hochfliegender Geist verträgt es kaum  
daß man mit niedern Dingen ihn behelligt.  
Er glaubt, der tschuchische Geist bezwingt aus sich  
ohn äußere Hilf den Feind. Doch bietet ihr ihm Geld  
– das ja doch nötig ist – vorsichtig an  
selbstlos, begeistert, opferwillig, nimmt er's!

HERR PERUINER: Ein Kopf wie der (*er zeigt auf seinen Spitzkopf*) ist  
dort nicht gern gesehn.

MISSENA: In schwerer Stund muß er euch schätzenlernen.

HERR PERUINER: Man nimmt kein Geld von Tschichen dort.

MISSENA (*lächelnd*): Man nimmt!  
Wollen wir wetten, daß man nimmt? Kommt eilig!

## VII

### Palais des Vizekönigs

*Wieder findet im Hof eine Gerichtssitzung statt. Aber der Hof ist sehr verändert. Ein großer Kronleuchter, ein Teppich, die neuen Kostüme der Beamten sprechen von Reichtum. Der alte Richter trägt eine neue Robe und raucht eine dicke Zigarre. Der Inspektor geht nicht mehr barfuß. Während*

*die Beamten unter der Aufsicht des Herrn Missena den Gerichtssaal auf-  
bauen, singt der Richter zu einer leisen Musik das Lied von der belebenden  
Wirkung des Geldes.*

## LIED VON DER BELEBENDEN WIRKUNG DES GELDES

### 1

*Niedrig gilt das Geld auf dieser Erden  
Und doch ist sie, wenn es mangelt, kalt  
Und sie kann sehr gastlich werden  
Plötzlich durch des Gelds Gewalt.  
Eben war noch alles voll Beschwerden  
Jetzt ist alles golden überhaucht.  
Was gefroren hat, das sonnt sich.  
Jeder hat das, was er braucht!  
Rosig färbt der Horizont sich  
Blicket hinan: der Schornstein raucht!  
Ja, da schaut sich alles gleich ganz anders an.  
Voller schlägt das Herz, der Blick wird weiter.  
Reichlich ist das Mahl. Flott sind die Kleider.  
Und der Mann ist jetzt ein andrer Mann.*

### 2

*Ach, sie geben alle in die Irre  
Die da glauben, daß am Geld nichts liegt.  
Aus der Fruchtbarkeit wird Dürre  
Wenn der gute Strom versiegt.  
Jeder schreit nach was und nimmt es, wo er's kriegt.  
Eben war noch alles nicht so schwer.  
Wer nicht grade Hunger hat, verträgt sich.  
Jetzt ist alles herz- und liebeleer.  
Vater, Mutter, Brüder: alles schlägt sich!  
Sehet der Schornstein, er raucht nicht mehr!  
Überall dicke Luft, die uns gar nicht gefällt.  
Alles voller Haß und voller Neider.  
Keiner will mehr Pferd sein, jeder Reiter  
Und die Welt ist eine kalte Welt. –*

### 3

*So ist's auch mit allem Guten und Großen.  
Es verkümmert rasch in dieser Welt  
Denn mit leerem Magen und mit bloßen*

*Füßen ist man nicht auf Größe eingestellt.  
Man will nicht das Gute, sondern Geld.  
Und man ist von Kleinmut angehaucht.  
Aber wenn der Gute etwas Geld hat  
Hat er, was er doch zum Gutsein braucht.  
Wer sich schon auf Untat eingestellt hat  
Blicke hinan: der Schornstein raucht!  
Ja, da glaubt man wieder an das menschliche Geschlecht.  
Edel sei der Mensch, gut und so weiter.  
Die Gesinnung wächst. Sie war geschwächt.  
Fester wird das Herz. Der Blick wird breiter.  
Man erkennt, was Pferd ist und was Reiter.  
Und so wird das Recht erst wieder Recht.*

*(Auf eine schwarze Tafel schreibt der Inspektor groß „Prozeß Kloster San Barabas gegen Pächter Callas. Streitobjekt: 2 Pferde.“ Leuchtschrift: „Die Regierungstruppen gehen mit frischen Reserven zum Gegenangriff gegen die Sichel vor.“ Aus dem Palais tritt Iberin.)*

IBERIN: Wie steht die Schlacht?

MISSENA:

Nun, eine große Wendung.

Der Sichel Vormarsch stockt seit heute nacht  
und heute früh begann der Gegenangriff  
mit neuen Truppen und in der neuen  
Ausrüstung, Herr. Die Stadt Mirasonnor'  
wird wohl den Ausschlag geben. Um das Kraftwerk  
das vor drei Tagen an die Sichel fiel  
tobt der Entscheidungskampf. – Ihr führt selbst den Prozeß?

IBERIN:

Ich denke nicht daran. Nichts ist entschieden.  
Wenn es ein Sieg ist, fälle ich den Spruch  
und nicht vorher.

MISSENA:

Wir fangen aber an.

IBERIN: Macht's wie ihr wollt.

*(Er geht ins Palais.)*

MISSENA:

Unschlüssig wie gewöhnlich!

Wir fangen an. Herr Richter, auf ein Wort!

*(Er nimmt den Richter beiseite und redet auf ihn ein, bis die Parteien auftreten. Dann geht er weg.)*

DER INSPEKTOR: Prozeß Kloster San Barabas gegen Pächter Callas.  
Streitobjekt zwei Pferde.

*(Der Pächter Callas, seine Tochter sowie Isabella de Guzman, die Oberin von San Barabas und die Anwälte werden in den Saal gelassen.)*

DER PÄCHTER CALLAS: Ich werde ihm schon ein Licht aufstecken, wie seine Ideen ausgeführt werden. Er wird schon sagen, ob ein Tschiche das Recht hat, einem Tschuchen die Gäule wegzunehmen, die er beim Ackern braucht.

NANNA: Da könntest du ja jeden Gaul wegnehmen, der irgendwo steht.

DER PÄCHTER CALLAS: Jeden tschichischen.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT *(laut)*:

Wie steht die Schlacht?

DIE OBERIN: Seit heute morgen günstig.

DER ANWALT: Sehr gut. Von ihrem Gang hängt alles ab.

ISABELLA:

Ach, Oberin, wenn dieser niedrige Streit  
um Hab und Gut nur schon vorüber wäre!

NANNA: Spitzer Kopf, unnützer Tropf. *(Pause.)* Aber fromm! Dabei hat sie einen Hintern wie eine Königin. Die ist gut genährt, die würde hübsch was aushalten. Aber das kommt ja nicht in Frage, daß so eine arbeitet. *(Zu Callas:)* Und du zahlst es.

DER PÄCHTER CALLAS: Ich? Ich zahle gar nichts. *(Zu den Frauen:)* Von mir kriegt ihr nichts mehr heraus.

DIE OBERIN: Liebes Kind, es wird gut für dich sein, wenn du in unserem stillen Stift sein kannst.

NANNA: Ja, das wird ihr gut tun. Die Ziege muß sich ja vom Nichtstun erholen.

DER PÄCHTER CALLAS: Tschichisches Pack!

NANNA: Der alte Richter ist wieder da. Das ist schlecht.

DER PÄCHTER CALLAS: Schlecht ist nur, daß heute keine Leute da sind. Aber das werden wir ja doch sehen, wer da recht bekommt heute.

DIE OBERIN: Ja, lieber Mann, das werden wir allerdings sehen.

NANNA: Jedenfalls wird erst einmal der Herr Bruder aufgeknüpft.

*(Isabella wird es übel.)*

NANNA *(schreit)*: Die braucht wohl zwei Gäule, damit sie ihren Nachtkasten ins Kloster schafft.

DIE OBERIN: Sie sind jetzt ruhig. *(Sie tritt auf Callas zu.)* Sie bilden sich wohl etwas darauf ein, daß Ihr Kopf rund ist? Sie meinen, dann brauchen Sie nicht mehr zu zahlen? Wissen Sie, an wen Sie zahlen werden?

DER PÄCHTER CALLAS: An Tschichen nicht.

*(Die Oberin nimmt seine Hand und legt sie sich auf den Kopf.)*



NANNA: Was meinen Sie damit?

DIE OBERIN: Das eben werden Sie sehen. Jedenfalls sind unsere Köpfe auch rund.

NANNA (*zu ihrem Vater*): Es scheint schlecht zu stehen mit der Sichel. Und hier sieht es auch anders aus als vor acht Tagen. Sie haben Zaster hereinbekommen. Das ist nicht gut für uns.

DER PÄCHTER CALLAS: Ich verlasse mich ganz auf Herrn Iberin.  
(*Leuchtschrift: „Das kürzlich ergangene Todesurteil gegen einen großen Pächtern wirkte stark auf die Pächter. Viele halten sich jetzt der Sichel fern und bleiben auf ihren Pächthöfen.“*)

DER RICHTER: Herr Iberin ist sehr beschäftigt, jedoch wird er es sich nicht nehmen lassen, in dem Rechtsfall selbst zu entscheiden, da er in unserer Hauptstadt viel besprechen wird und die Frage des Eigentums aufwirft.

DER PÄCHTER CALLAS: Ich möchte betonen, daß ich mich auf den Ausspruch des Herrn Statthalters stütze, die Pacht sei in Zukunft nebensächlich. Ferner auf den Ausspruch: Was sind zwei Gäule! Außerdem darauf, daß an mir ein Unrecht verübt worden ist.

DER RICHTER: Eins nach dem andern, Freund. Wir hören zunächst den Anwalt der Familie de Guzman.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Der Mann hat nicht den geringsten Anspruch auf die Gäule.

NANNA: Das Fräulein hat den Anspruch: sie muß zu Pferd beten.

DER RICHTER: Ruhe! – Sie können jetzt ausführen, warum Sie die Gäule an sich genommen haben.

DER PÄCHTER CALLAS: Als meine Tochter damals vom Pächtern mißbraucht wurde, wurde das ausgemacht, daß ich die Pferde bekommen sollte.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Dann war's ein Handel?  
(*Der Pächter Callas schweigt.*)

DER TSCHUCHISCHE ANWALT:

Also war's ein Handel.

Wir haben dir gesagt: gib uns die Tochter  
wir geben dir die Pferde dafür? Ganz unmöglich!  
Unmöglich auch, daß du die Tochter gäbest  
für die zwei Pferde. Oder nicht unmöglich?

DER PÄCHTER CALLAS: Es war kein Handel.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Was war es dann?

DER PÄCHTER CALLAS (*zu Nanna*): Was meint er?

NANNA: Du behauptest, du hast sie als Geschenk empfangen.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Wann?

DER PÄCHTER CALLAS: Was heißt das, wann?

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Nun, wann? Vor- oder nachher?

DER PÄCHTER CALLAS: Ich antwort keinem Tschichen.

*(Er sieht sich beifallbeischend um, begegnet aber nur steinernen Gesichtern.)*

DER PÄCHTER CALLAS: Es ist sicher eine Schlinge, Herr, in der ich mich fangen soll. Das sind so spitzfindige Fragen, die aus spitzen Köpfen kommen.

DER RICHTER:

Wenn du sie vorher ausbedungen hättest  
– auch ich beanstand diese Frage – wärest du  
der Kuppler deiner eigenen Tochter. Das Gericht  
nimmt an, es sei nachher geschehen, daß  
dein Pachtherr dir, damit du schweigst, die Pferde  
als Pflaster gab: ein Pflaster auf das Unrecht.

DER PÄCHTER CALLAS: Ja, es war nachher. Es war ein Pflaster. Als mir damals das Unrecht angetan wurde, waren die Gäule das Pflaster.

*(Leuchtschrift: „Günstiger Verlauf der Schlacht im Süden. Die Sichel beschränkt sich auf die Defensive.“)*

DER TSCHICHISCHE ANWALT *(leise zum andern)*: Amtlich kein Wort von Tschich und Tschuch heut!

DER TSCHUCHISCHE ANWALT *(zurück)*: Hab's bemerkt. *(Zum Gericht gewendet:)* Hoher Gerichtshof, auch wir stehen auf dem Standpunkt, daß unser Fall von grundlegender Bedeutung für das Land ist. Man könnte sagen: was spielen zwei Pferde mehr oder weniger für eine Rolle für einen der größten Gutsbesitzer der Insel? Es ist jedoch nicht so.

Wenn man die Pferde an den Pächter gibt  
dann nehmen alle Pächter alle Pferde.

NANNA: Und die Ziege kann nicht ins Kloster, wo sie sich vom Nichtstun erholen muß.

DIE OBERIN *(sehr laut)*:

Im Süden treibt der Pächter uns den Gaul  
aus unsren Ställen und den Pflug dazu.  
Und schreiend, ihm geschäh ein Unrecht, nimmt er  
den Acker weg und nennt's ein Unrecht, daß  
ihm Pferd und Acker gestern nicht gehört hat!

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Hoher Gerichtshof, im Gefängnis sitzt seit gestern ein Mann, ebenfalls Pächter. Ich bitte, ihn herholen zu lassen.

*(Der Richter nickt.)*

DER INSPEKTOR *(ausrufend)*: Pächter Parr!

NANNA: Was wollen die hier mit Parr?

DER PÄCHTER CALLAS: Darauf kommt es gar nicht an, das sind nur Tricks.

*(Hereingeführt wird in schweren Ketten der Pächter Parr.)*

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Sie sind mit Herrn Callas in das Kaffeehaus der Frau Cornamontis gekommen, als dieser die Gäule brachte?

DER PÄCHTER PARR: Jawohl.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Sie sind ebenfalls ein Pächter der Familie de Guzman?

DER PÄCHTER PARR: Jawohl.

DER TSCHICHISCHE ANWALT: Von dem Kaffeehaus sind Sie fünf Stunden zu Fuß in Ihren Heimatort zurückgegangen und haben vom Gutshof der Familie de Guzman zwei Pferde weggetrieben?

DER PÄCHTER PARR: Jawohl.

DER TSCHICHISCHE ANWALT: Mit welcher Begründung?

*(Der Pächter Parr schweigt.)*

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Sie haben keine Tochter, Herr Parr?

DER PÄCHTER PARR: Nein.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Es war also kein Geschenk der Familie de Guzman?

*(Der Pächter Parr schweigt.)*

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Warum haben Sie sich die Pferde angeeignet?

DER PÄCHTER PARR: Weil ich sie brauche.

*(Die Anwälte lächeln sich zu.)*

DER RICHTER: Aber das ist doch kein Grund, Mann Gottes!

DER PÄCHTER PARR: Für Sie vielleicht nicht, aber für mich! Da mein Acker eigentlich ein Sumpf ist, muß ich zum Pflügen Gäule haben, das kann doch jeder verstehen.

DER TSCHICHISCHE ANWALT: Herr Callas, ist Ihr Acker auch ein Sumpf?

*(Der Pächter Callas schweigt.)*

DER PÄCHTER PARR: Genauso.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Herr Callas, haben Sie die Gäule ebenfalls gebraucht?

DER PÄCHTER CALLAS: Jawohl, das heißt nein. Ich meine, ich habe sie nicht genommen, weil ich sie gebraucht habe, sondern weil sie mir geschenkt wurden.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Sie billigen also nicht das Vorgehen Ihres Freundes?

DER PÄCHTER CALLAS: Nein, das tue ich nicht. (*Zu Parr:*) Wie kannst du die Gäule einfach wegnehmen? Du hattest nicht das geringste Recht dazu.

DER PÄCHTER PARR: Recht hattest du auch keines.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Wieso? Wieso hatte Herr Callas kein Recht dazu?

DER PÄCHTER PARR: Weil ihm die Gäule auch nicht geschenkt wurden.

DER PÄCHTER CALLAS: Das kannst du noch nicht wissen! Wie kannst du so etwas sagen?

DER PÄCHTER PARR: Da müßte ja der de Guzman viele Gäule haben, wenn er für jedes Weib zwei Gäule hergeben sollte!

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Hohes Gericht! Der Pächter Parr gibt in aller Einfalt die Auffassung wieder, die in den Kreisen der Pächter bezüglich der Frage herrscht, ob Schenkungen größeren Ausmaßes in einem Falle wie dem der Nanna Callas landesüblich sind. Hoher Gerichtshof, ich möchte jetzt einen Zeugen aufrufen, dessen Aussagen Sie sehr überraschen wird. Dieser Zeuge wird aussagen, was Herrn Callas' eigene Meinung über die Frage ist, ob Pachtherren so leicht Pferde wegschenken.

NANNA: Wen haben sie da wieder aufgegabelt? Im Kaffeehaus hast du eine Menge dummes Zeug geredet.

DER PÄCHTER CALLAS: Jetzt geht es schief! Daran ist nur dieser Dummkopf Parr schuld. Er hat mir alles verdorben.

(*Auftritt Herr Callamassi.*)

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Bitte, wiederholen Sie die Sätze, die der Callas Ihnen gegenüber im Kaffeehaus fallenließ.

NANNA: Du mußt sofort protestieren!

DER PÄCHTER CALLAS: Dieser Zeuge, Hoher Gerichtshof, gilt überhaupt nicht! Was ich da vielleicht sagte, war privat.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Und was sagte Herr Callas?

CALLAMASSI (*in einem Atem*): Herr Callas sagte: selbstverständlich war, unter uns, niemals die Rede davon, daß ich für das Mädchen die Gäule bekommen sollte. Das ist ja lächerlich! Herr de Guzman hat eben ein Auge zugeedrückt, wenn ich sie benutzt habe. Wer wird auch zwei solche Gäule für ein Mädchen anlegen? Sie müssen sich wirklich die Gäule anschauen.

DER RICHTER (*zu Callas*): Haben Sie das gesagt?

NANNA: Nein.

DER PÄCHTER CALLAS: Ja, das heißt nein, ich war betrunken, Hoher Gerichtshof, alle Leute tranken mir zu wegen meines Sieges im Prozeß gegen meinen Pachtherrn und niemand gab mir dazwischen etwas zu essen.

DER RICHTER: Das klingt gar nicht gut, Herr Callas. Vielleicht überlegen Sie es sich auf die Aussage hin, ob Sie nicht lieber freiwillig auf die Pferde verzichten wollen?

NANNA: Das tust du aber nicht!

DER PÄCHTER CALLAS: Niemals, Hoher Gerichtshof, da ich dazu nicht in der Lage bin. (*Laut:*) Ich beantrage, daß der Statthalter selber das Urteil spricht, da es sich nicht um gewöhnliche, sondern um tschichische Pferde handelt. Ja, das ist es, es handelt sich um tschichische Pferde!

(*Leuchtschrift: „Gerüchte melden, daß der Statthalter von der Front aller-  
günstigste Berichte erhalten hat.“ Aus dem Palais tritt Iberin.*)

DER RICHTER: Herr Statthalter, der Pächter Callas verlangt in dem Rechtsstreit um die Pferde des Klosters San Barabas Ihr Urteil.

IBERIN (*ist halb vorgetreten*):

Was willst du noch? Hab ich nicht alles getan  
was du verlangen konntest? Die Ehre dir  
zurückverschafft? Und einen Mann verurteilt  
der dir zu nah trat? Und ich sah nicht drauf  
ob er ein reicher, du ein armer Mann warst!  
Ich hob dich hoch. Und du, bleibst du auf solcher Höh?  
Ich weiß von deinem Anschlag und ich warn dich!

DER PÄCHTER CALLAS: Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß die Gäule, die ich zum Ackern brauche, in tschichischen Händen waren.

OBERIN: Ich möchte darauf aufmerksam machen, daß sie jetzt in tschuchischen sind.

Es handelt sich um unsere Pferde, Herr.  
Und wir sind Tschuchen. Wären's Tschichenpferde  
so wär doch Eigentum noch Eigentum!  
Wer darf das stehlen? Herr, da stehn zwei Pferde.  
Man geht drum rum. Man prüft. Man schätzt. Sieht man  
ihnen ins Maul schauend, eine Tschichenhand?  
Mitnichten, Herr. Denn, Herr, was ist ein Pferd?  
Ist es ein tschichisch, ist's ein tschuchisch Ding?  
's ist keins von beiden! 's ist etwas, was hundert  
und soundso viel Pesos wert ist, 's könnte  
auch Käse oder Stiefel sein für hundert  
und soundso viel Pesos! Kurz, was dort  
mit seinen Hufen scharrt, sind hundert Pesos!  
Und zwar sind's Klosterpesos! Auf ihnen liegt  
zufällig eine Pferdehaut. Doch so  
wie auf den Pferden eine Haut liegt, liegt  
auch noch ein Recht darauf: Es sind Klosterpferde.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Da nämlich dem Kloster durch Schenkung die Hälfte allen lebendigen und toten Inventars der de Guzmanschen Güter gehört, aus dem die zwei Pferde stammen.

DER PÄCHTER CALLAS: Als ich die Pferde nahm, gehörten sie jedenfalls noch nicht dem Kloster.

ISABELLA (*plötzlich rasend*): Aber auch nicht dir, du Vieh! Nimm die Mütze ab!

NANNA: Sie haben hier nichts zu sagen!

DER PÄCHTER CALLAS: Die ganze Sippschaft weiß noch nicht einmal, wie man Gäule einspannt.

ISABELLA: Nimm die Mütze ab! Das sind unsere Gäule! Die Mütze ab!

DER PÄCHTER CALLAS: Ich stütze mich auf den Ausspruch des Statthalters: hier gilt nicht arm noch reich!

ISABELLA: Das tun wir auch! Nimm die Mütze ab!

IBERIN: Ja, nimm sie ab! (*Callas nimmt die Mütze ab.*) Dies muß ein Ende haben! (*Zu den Pachtherren:*)

Ich hör, es lauf in Luma ein Gerücht  
daß ich, weil ich den tschichischen Pachtherrn strafte  
ein Feind der Pachtherrn sei. Nun, nichts ist falscher.  
Nicht gegen Eigentum erging mein Urteil  
nur gegen seinen Mißbrauch. Und du, Bauer  
von allem, was bewegt des Tschuchen Brust  
hast du begriffen nur, daß du was kriegen mußt!  
Willst du für deine Ehre Pferde nehmen?  
Als wär's ein guter Tausch? Du sollst dich schämen.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT (*scharf*): Herr Statthalter! Hoher Gerichtshof! Meine Klientel, das Kloster San Barabas, bietet den Beweis an, daß der Callas ein aufrührerisches Element ist.

DER TSCHICHISCHE ANWALT: Herr Callas hat vorhin sehr energisch den Pferderaub, den sein Freund Parr begangen hat, verurteilt. (*Zum Zeugen Callamassi:*) In dem Kaffeehaus soll aber Herr Callas ein bestimmtes Lied gesungen haben, das alle Anwesenden in große Erregung versetzte?

CALLAMASSI: Jawohl. Es war das verbotene: Was-man-hat-hat-man-Lied.

NANNA (*zu ihrem Vater*): Jetzt bist du geliefert.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Ich beantrage, daß der Angeklagte Callas sein Lied hier wiederholt.

IBERIN (*zu Callas*): Hast du das Lied gesungen?

DER PÄCHTER CALLAS: Nein, das heißt ja. Ich war betrunken, Hoher Gerichtshof, alle Leute tranken mir zu und niemand gab mir dazwischen etwas zu essen.



IBERIN: Wiederhole das Lied!

DER PÄCHTER CALLAS: Es ist eigentlich gar kein Lied, es sind nur ein paar Strophen.

IBERIN: Sing sie!

DER PÄCHTER CALLAS: Jawohl.

*(Er schweigt.)*

IBERIN: Du sollst singen!

DER PÄCHTER CALLAS *(finster)*: Ich bin heiser.

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Wir erwarten hier keinen Kunstgenuß.

IBERIN: Sing!

DER PÄCHTER CALLAS: Ich habe es nur einmal gehört, so daß ich mich nicht genau erinnern kann. Ungefähr war es so:

*(Er wiederholt das Lied, einzig und allein die Worte „Heil Iberin“ betonend.)*

#### DAS „WAS-MAN-HAT-HAT-MAN-LIED“

##### 1

*Es war einmal ein Mann  
Der war sehr übel dran.  
Da sagte man ihm: Wartel  
Da wartete der Mann.  
Das Warten war sehr harte.  
Heil Iberin! Aber  
Nur  
Was man hat, hat man!*

##### 2

*Der Mann war schon ganz schwach  
Da macht er einen Krach.  
Er war ein böser Knochen.  
Man gab ihm schleunigst nach:  
Man hat ihm was versprochen.  
Heil Iberin! Aber  
Nur  
Was man hat, hat man!*

##### 3

*Es war einmal ein Mann  
Dem schaffte man nichts ran.  
Da tat er's an sich reißen  
Jetzt frißt er, was er kann*

*Und kann auf alles scheißen.  
Heil Iberin! Aber  
Nur  
Was man hat, hat man!*

DIE OBERIN (*laut*): Wenn das nicht Aufruhr ist!

DER RICHTER: Es ist sogar fraglich, ob dieses Lied nicht eine direkte Beleidigung der Regierung darstellt.

IBERIN: Die Pferde sind ihm abzusprechen.

DER RICHTER: Die Pferde sind dir abgesprochen.

*(Er geht weg.)*

DER PÄCHTER CALLAS: Herr, so soll ich die Gäule nicht bekommen?

IBERIN: Nein. Recht ist Recht. Für dich wie jeden andern.

DER PÄCHTER CALLAS: Dann will ich euch etwas sagen: ich scheiße auf euer Recht, wenn ich die Gäule nicht bekomme, die ich zum Ackern brauche! Das ist kein Recht! Das ist kein Recht für mich, wenn ich die Gäule nicht kriege, die ich brauche! Das ist ein Pachtherrnrecht! Dann muß ich eben zur Sichel! Da kriege ich meine Gäule!

*(In diesem Augenblick beginnen die Glocken zu läuten. Von fern her das Geräusch einer großen Menschenmenge.)*

EINE STIMME VON HINTEN: Die Sichel ist zerbrochen!

DER TSCHUCHISCHE ANWALT: Sieg!

*(Auftritt Missena mit einem Mikrophon.)*

MISSENA:

Herr Iberin, der Pächteraufstand ist  
mit Gottes Hilfe blutig niedergeschlagen!

DIE OBERIN (*leise Beifall klatschend*): Bravo!

IBERIN (*am Mikrophon*):

Die Pächtersichel liegt am Boden! Gierige Hände  
greifend nach fremdem Gut, sind abgehaun.

Das ist des Tschuchen innerste Natur

daß ihm das Eigentum geheiligt ist.

Und lieber hungert er und frettet sich

eh er, ein Lump, von fremdem Teller ißt.

Schon das Gesindel, das am Staat sich mäset

mit „Gott erbarm“ und „können nichts dafür“

„s gibt keine Arbeit, gebt uns was zu essen“.

Man wirft ihm seinen Brocken hin. Gut. Aber

für mich ist so ein Tschuch kein Tschuche mehr.

Er sei gefüttert und er sei verachtet.

Doch wer da fordert, was ihm nicht gehört

die Erd sein nennt, nur weil er sie bebaut  
und Pferd und Handwerkszeug, nur weil er's braucht  
wer so an fremdem Gut sich frech vergreift  
den soll man rechtens in der Luft zerreißen!  
Denn solch ein Mensch teilt unser einiges Volk  
uns in zwei Teile! Künstlich! Nur von Gier getrieben!  
Nur Gier erzeugend! Eh'r ist nichts getan  
eh nicht im Staub zerbrach die letzte Sichelfahn!

*(In diesem Augenblick geht das Licht im Kronleuchter an.)*

EINE STIMME HINTEN: Die Stadt Mirasonnore ist entsetzt! Das Elektrizitätswerk in den Händen der Regierung! Hoch Iberin!

IBERIN: Und so wird's Licht!

*(Zu Callas, den Mikrophonteller mit der Hand zubaltend:)*

Du aber, Bauer, geh jetzt heim und ackre  
und laß die Sorg fürs Ganze denen, die  
das Ganze überblicken! Sag, wenn's dir  
nicht ausreicht: du bist's, der nicht ausreicht, du!  
Dein Fleiß ist's, nicht dein Jammer, was wir brauchen!  
Was deinem Boden mangelt, das bist du!  
Und was dein Boden nicht hergibt, gib du her!  
Geh, Bauer, und gib, anstatt nur zu begehren  
damit wir dich mit Recht als Bauer ehren!

*(Er wendet sich ab und schreitet ins Haus, gefolgt von Missena. Alle ab, außer Callas und Nanna. Leuchtschrift: „Die Sichel ist in voller Auflösung. Die Pächter räumen fluchtartig die widerrechtlich angeeigneten Pachthöfe.“)*

DER PÄCHTER CALLAS: Hast du gehört, der Hund hat mich zum Tode verurteilt.

NANNA: Das habe ich nicht gehört. Die Gäule hat er dir abgesprochen.

DER PÄCHTER CALLAS: Das ist das gleiche.

*(Das Geläute der Glocken dauert an.)*

REQUIEM FÜR BERTOLT BRECHT

*Der Nachen, die letzte Reise –  
der Herbst steht im Zenit:  
die Ruder erzählen leise  
das Lebenslied . . .*

*Aus dunklen Wäldern gekommen  
zum Jahrmarkt als singender Sohn,  
die Fiedel ans Herz genommen,  
das gute Orchestrion.*

*Der hat die fiebernden Schläfen  
in bittre Nebel gelenkt,  
ins Wasser verurteilter Häfen  
Signale und Bojen gelenkt.*

*Wer wird die Ufer bestellen?  
Courage, die das Töten sah,  
Knecht Matti und seine Gesellen,  
die Liebe der Marie A.*

*Der hat den Haifisch gerochen,  
die Zähne in seinem Gesicht,  
Romanzen, Balladen gesprochen,  
Pamphlete am Hochgericht.*

*Die Virginia ist ausgegangen.  
Die Hände sind aufgetan.  
Das Licht von Stirn und Wangen  
gilt Pegasus und Schwan.*

*Der Nachen, die letzte Reise –  
der Herbst steht im Zenit:  
die Ruder erzählen leise  
das Lebenslied . . .*

BALLADE VOM RUHLOSEN B.B.

*Er, Bertolt Brecht, der Gnom aus schwarzen Wäldern,  
war jedes Menschen Bruder. Sonderbar,  
daß sie ihm seine Weisheit nicht vergeben.  
Vielleicht, weil er vom andern Lager war.*

*Er kam und schlug das Spiegelglas in Scherben,  
in dem sie sich so gut gefielen. Jetzt  
sind sie sich ihrer Güte nicht mehr sicher.  
Sie fühlen sich verraten und gehetzt.*

*Er, Bertolt Brecht, ist tot. Und sie gewähren  
ihm noch ein Rubesamt, dem toten Mann.  
Totsein ist gut. Sein Tod macht's ihnen leichter.  
Sie grinsen sich mit feuchten Augen an.*

*Hätt' er nur Blumen und die Nacht bedichtet!  
Zwei gute Themen, waren's ihm nicht wert.  
Er hielt es leider mit den armen Leuten.  
Das ist nicht anständig. Das ist verkehrt.*

*Er, Bertolt Brecht, Landstreicher, Bänkelsänger,  
traf, die er wollte. Waffe war sein Wort.  
Sie weihen ihm ein stilles Angedenken  
und fahren mit dem Luderleben fort.*

## WAR STIFTER REALIST?

Oft genug ist für und wider Stifters Beschaulichkeit, Temperamentlosigkeit und Handlungsarmut Partei ergriffen worden. Von Hebbels spöttisch-giftigen Distichen bis zu Arno Schmidts kürzlich unternommenem Versuch\*, eine Lanze für den Dichter des „sanften Gesetzes“ zu brechen, sind die Kritiker, was Stifters literarischen Wert oder Unwert anbetrifft, immer recht geteilter Meinung gewesen. Schmidt erhebt leidenschaftlichen Protest gegen vergangene und gegenwärtige Hebbelianer, die nach „Handlung“, nach „Schwertgefuchtel“, nach „unerhörten Ereignissen“ schreien und unselige Geschäftigkeit an die Stelle von „Zuständen, Denkweisen, Funktionen und Befindlichkeiten“ gesetzt sehen wollen. Schmidt möchte das Unscheinbare, Gewöhnliche, Alltägliche in der Dichtung dargestellt wissen; er ist mit Stifter der Überzeugung, „daß in Wirklichkeit viel weniger geschieht, als die Liebhaber von Kriminalromanen uns glauben machen wollen; das Leben besteht, was Handlung anbelangt, aus den bekannten kleinen Einförmigkeiten“. Schmidts Parteinahme für Stifter ist zugleich und vorwiegend Kritik an der verlogenen „Realistik“ sensationeller westlicher Schundliteratur, an Büchern, in denen der „gelungenste Mord“ vor Augen geführt wird, „das Blut feistet um dampfende Eingeweide (oder . . . gar einer sein Opfer anschließend auf einen Sitz aufrißt)“. Was Schmidts Kritik an dieser Art von Literatur betrifft, die „pausenlos aufgeregte Ereignisse schildern zu müssen glaubt“ und die in Wirklichkeit Lüge, „verzerrte Katastrophenfreudigkeit“ und unverantwortlichste Verfälschung der Wahrheit ist, so pflichten wir ihm völlig bei. Kolportageromantik hat nichts mit echter Kunst zu tun. Wenn Schmidt jedoch zu dem Schluß kommt, Realität des Lebens zeige sich selten oder nie in großen Taten, sondern setze sich lediglich aus „Zuständen, Denkweisen, Funktionen und Befindlichkeiten“ zusammen, die der Dichter sichtbar zu machen bestrebt sein müsse, so verwechselt er Effekthascherei mit konfliktreicher Handlung, Sensationsbegierde mit dramatischer Spannung und übersieht obendrein, daß auch die alltäglichsten, unscheinbarsten Vorgänge nicht außerhalb des dialektischen Weltprozesses stehen und von einem „sanften Gesetz“ selbst im Leben der unscheinbarsten Pflanzen und Tiere nicht die Rede sein kann.

---

\* Arno Schmidt, „Die Handlungsreisenden“; „Texte und Zeichen“, 1956/Drittes Heft, Hermann Luchterhand Verlag, Berlin/Neuwied/Darmstadt.



Schmidts Parteinahme für Stifters „sanftes Gesetz“, für jene Illusion und gutgemeinte Lüge, die uns glauben machen will, es gäbe in der Welt unverrückbare harmonische Zustände und die „Aktion“ in der Dichtung sei zu bekämpfen, denn sie „entspreche nicht der Realität“: diese Parteinahme gilt einer handlungsarmen Dichtkunst, die „pflanzenhafte Befindlichkeiten“, Einförmigkeit, Beschaulichkeit und Zustandsschilderungen an die Stelle „klappernder Handlung“ setzt. „Langweilige“ Milieubeschreibungen seien, so meint Schmidt, gerade das, was Stifter neben Brockes, Wieland, Cooper und Poe zum *großen Realisten* mache.

Hierüber läßt sich nun allerdings streiten, und die Frage, ob Stifter ein Realist und bis zu welchem Grade er es gewesen sei, wäre wohl einer eingehenden Untersuchung wert. Auf alle Fälle können Probleme dieser Art nicht ohne Hinblick auf die historisch-gesellschaftliche Position und die weltanschauliche Entwicklung des Dichters gelöst werden. Und hierzu muß gesagt sein: Stifter war, nicht anders als Hebbel und Grillparzer, einer der vorrevolutionären bürgerlichen Dichter, die in der Epoche gesellschaftlichen Umbruchs zwischen den Parteien schwankten. Er durchschaute kritischen Blicks das verfaulende bürokratische Staatssystem Österreichs, machte sich weder über Franz I. noch über Metternich Illusionen und setzte sich in seinen schulischen Reformbestrebungen gegen Mißstände und veraltete Verwaltungsmethoden zur Wehr. Er schreckte aber vor den Folgen einer plebejischen Revolution zurück, blieb im entscheidenden Moment konservativer Kleinbürger, zog sich nach 1848 mehr und mehr von der politischen Wirklichkeit ins stille Kämmerlein des deutschen Idealismus zurück und war bestrebt, die spießbürgerlich verengten klassischen Lebensideale des Maßes, der Entsagung, der Schönheit und Harmonie zu sittlichen Postulaten zu erheben. Stifters Flucht unters schützende Dach des klassischen Humanismus war in einer Zeit, die Heine als das „Ende der Kunstperiode“ bezeichnete und in der Marx und Engels das „Kommunistische Manifest“ verfaßten, unverkennbares Zeichen reformistischen Epigontums und mangelnder Tatkraft:

„Nur weiter geht ihr tolles Treiben,  
Von vorwärts! vorwärts! erschallt das Land:  
Ich möchte, wär's möglich, stehenbleiben,  
Wo Schiller und Goethe stand.“

Diese Worte Grillparzers waren Stifter ebenso aus dem Herzen gesprochen wie allen biedermeierlichen Nachklassikern. Was sich auch dagegen einwenden läßt, diese Worte waren dennoch ein Protest gegen die kapitalistische Entmenslichung des Menschen und eine Kritik an den gesellschaftlichen Mißständen des feudalistischen Regimes. Stifters utopisches Weltbild, sein Glaube an die sittliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen, war

ein Versuch, die inneren Widersprüche der feudalistischen und kapitalistischen Klassengesellschaft (den Antagonismus zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft) auf idealistische Weise zu lösen und Wege zu finden, die Mensch und Staat in harmonisches Einvernehmen und Gleichgewicht setzen sollten. Stifter stellte den gesellschaftlichen Unzulänglichkeiten seiner Zeit das utopische Bild einer widerspruchslosen Gesellschaft gegenüber. Er nahm an, die Menschen könnten zu einer friedlichen und vernünftigen Ordnung gelangen, wenn sie zur Schönheit und Einfalt der Natur zurückkehrten und das „sanfte Gesetz“ in ihren Handlungen wirksam werden ließen. Dieses „sanfte Gesetz“ findet bei Stifter künstlerischen Ausdruck in einer harmonisierten Ideallandschaft, in der alle Geschöpfe Gottes in Frieden und Eintracht miteinander leben.

Ein solches utopisches Natur- und Menschenbild ist in den Grundzügen zwar schon aus Stifters Jugendwerken ersichtlich, wird aber dort vom ursprünglichen, ungezähmten Temperament des Dichters überwuchert. Aus den Urfassungen der „Studien“ tritt uns ein lebensvoller Autor entgegen, dessen Feder ungehindert übers Papier saust, dessen Herz sich hemmungslos ausdrückt, dessen Phantasie ungezähmt wuchert, der noch keine vergeblichen Kämpfe ausgefochten und sich noch nicht zur Entsagung entschlossen hat.

Im „Nachsommer“ und in der „Letzten Mappe“ hingegen wurde die Leidenschaft eingedämmt, das Leben abgedrosselt, die Kraft in Fesseln gelegt. Blutleere Mustermenschen bewegen sich vor einer zurechtgestutzten Ideallandschaft, in der die Baumstämme mit Seifenwasser abgewaschen werden. Nur hier und da läßt der Dichter einen Blick in die Tiefe offen und gibt zu verstehen, daß sein kunstvoll errichtetes Gebäude ein Scheinbau ist. Stifters Idealgestalten, wie sie uns aus seinen letzten Werken entgentreten, sind im Grunde nicht so konfliktlos, wie sie scheinen. Sie sind passionierte Menschen, deren Leidenschaften gezähmt und zurückgedrängt wurden. Sie leben in Selbstentäußerung und sittlicher Strenge, die sie sich selber auferlegt haben, und verbergen ihre wahre Natur. Verhältnismäßig blutvolle Sonderlinge, wie sie uns aus Stifters Jugendwerken entgentreten, sind in den letzten Romanen Mustermenschen, in starre Schemata gepreßte Idealtypen geworden.

Eine ähnliche Entwicklung von ursprünglicher Lebensnähe zu abstrakter, distanzierter, ästhetizistischer Künstlichkeit erfährt auch Stifters Naturdarstellung. Das läßt sich besonders gut an den drei Fassungen der „Mappe meines Urgroßvaters“ beobachten, eines Werkes, das der Dichter dreimal grundlegend umschrieb, an die zehnmal überarbeitete, das ihn ein Leben lang begleitete und folglich Spiegelbild seines künstlerischen und weltanschaulichen Werdegangs ist.

Die im Jahre 1841/42 in der „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode“ veröffentlichte Urfassung (im folgenden kurz „Urmappe“

genannt) erschien 1844 in umgearbeiteter Form in der Reihe der „Studien“. Die „Letzte Mappe“, an der Stifter bis kurz vor seinem Tode 1868 arbeitete, ist im Nachlaß erschienen.

Beim jungen Stifter, wie er uns in der Urmappe entgegentritt, wird die Landschaft in frische, frühlingshelle Farben getaucht. Licht, Musik, Bewegung vereinigen sich zur lebendigen Harmonie. In der Studienmappe wurde das Licht bereits gedämpft, die glühende Farbigkeit der Bilder durch sanft dämmernde, still schimmernde Farbtöne ersetzt, und wo in der Urmappe die Vögel einen tausendstimmigen Chor ertönen lassen, die Finken schmettern, ja selbst die Sterne in eine gewaltige Sinfonie einstimmen, verstummt in der Studienmappe die Natur mehr und mehr. Das Temperament des Dichters, das in der ersten Fassung die Luft „fließen“, das Korn „wallen“ und „wogen“, die Fahnen „flattern“, das Laub in den Wipfeln „brausen“, die Wasser ruhelos „rauschen“ ließ, scheint in der Studienmappe in Fesseln gelegt zu sein. Die Luft „geht“, das Korn „legt sich“, der Fluß „liegt“ wie ein silbernes Band im Tal. In der Letzten Mappe schließlich hat der Dichter alle leuchtende Farbe aus dem Bild restlos beseitigt, alle Rastlosigkeit in atemlose Stille gekehrt, alle Geräusche zum Schweigen gebracht, alles bewegte Leben ins Statische gerückt. Die Dinge haben Grenzen um sich gezogen, sind zu festen Formen erstarrt, befinden sich im unverrückbaren Zustand des Seins. Stifters konservativer Wille, „stehenzubleiben, wo Schiller und Goethe stand“, sein Glaube an unveränderliche, absolute Ideen, führt Schritt für Schritt zur Vergöttlichung der „reinen Form“: das statische, in sich ruhende Ding ist für ihn vollkommener Ausdruck und Symbol des Göttlichen geworden. Wo in der Urmappe die Dämmerung durch die „feinen Zweige und Haare der Tanne *rieselt*“, der Wald „*sich dreht und hin- und herrührt*“, die Sonnenstrahlen zwischen den Stämmen „*hereinspielen*“, Wasser „*herabstürzen*“, die „Käfer *summen* und Schmetterlinge *spielen*“ stehen in der letzten Fassung nur noch Linie neben Linie, Form neben Form, Ding neben Ding.

In der Urmappe wird eine abendliche Landschaft mit folgenden Worten beschrieben: „Und wie sich der Himmel lichtete, so loderte er immer mehr in Purpurflammen, Lichtbäche gossen herein, seine Stämme standen wie glühende Säulen, und in den brennenden Wipfeln schmetterten Finken.“ In der Studienmappe sind die kühnen, impressionistisch anmutenden Bilder (der „Himmel loderte in Purpurflammen“, „Lichtbäche gossen herein“) zum Teil bereits gestrichen. An ihre Stelle ist ein verhaltenes Bild gerückt: „Die Augen des Himmels sahen herein.“

Der zweite, nicht weniger farbenfreudige Teil des Satzes wird zwar noch in die Studienfassung, nicht aber in die „Letzte Mappe“ übernommen. Dort heißt es nun sachlich, nüchtern, abstrakt, phantasielos: „Als es Abend wurde, begab ich mich auf den Heimweg.“

Licht strömt als Element des Lebendigen durch alle Landschaftsbilder der Urmappe. Licht läßt die Flüsse silbern glänzen, die Wiesen und Bäume schimmern, die starren Formen von Bewegung umflossen sein: „Die wahlende, lohende Glut des Abendhimmels“, in der „jedes Blättchen feurig wie ein zitterndes Rauschgold hängt“, hebt das Licht des verflossenen Tages noch einmal „wie ein prachtvolles Schild“ gegen den Himmel. Eine „glänzende Lichtflut“ prallt von den Felsen im Birkenwäldchen zurück. Die „Himmelsbläue drängt sich zwischen die Baumzweige“, und ein „ganzer Ozean von Morgenröte“ fließt ins Zimmer des Augustinus herein. „Die Nachmittags-sonne gießt einen grünen Schimmer durch das Gemach“ und „wirft grünes Blattgold durch die Zweige“. Die ganze Natur glüht, flutet, glitzert und glänzt im Widerschein des Himmels. Die Sonne wirft „weißes Mattsilber auf die Stämme und unzählige Demantfunken auf die Felsen“. Jede Welle des Rheins „blitzt und glänzt im Sonnenschein“, der Fluß liegt wie ein „geschlungener Silberblitz“ ins Tal geworfen. Alle diese Bilder werden in den folgenden Fassungen gemildert, gedämpft, ins Verhaltene und Statische gerückt.

*Urmappe:*

*Studienmappe:*

*Letzte Mappe:*

„Die Vormittags-sonne goß einen hellen Schimmer durch das Gemach.“  
(Licht)

„Zuletzt ließ er die grünen Fenstervorhänge herab, die er früher aufgezogen hatte.“ (Dämmerung)

„Dann stand er auf und zog die seidenen Vorhänge seiner Fenster zu.“ (Schatten)

„manch roter Pfeil der Abendsonne schießt (Bewegung) durch das Zimmer und zeigt seine Größe und Leere . . .“

(gestrichen)

„Rechts von meinem Schlafgemach war das Gemach mit dem Schreibgerüste und den Arzneidingen . . .“  
(nüchterne Gegenständlichkeit; Licht, Farbe, Bewegung beseitigt)

„ihnen entgegen strömt (Bewegung) die Flut (Bewegung) der tiefen Nachmittags-sonne (Licht) und wirft grünes Blatt-

„zwischen ihnen kam (verhaltene Bewegung) die tiefe Sonne herein und umzirkelte sie (ruhige Bewegung, Farbreflexe beseitigt),

„als es Abend wurde“. (Abstraktion, nüchterne Sachlichkeit)

*Urmappe:*

gold (Farbe) durch alle Zweige, weißes Mattsilber (lichte Farbe) auf die Stämme und unzählige Demantfunken (leuchtende Farbe, Bewegung) auf die Felsen“.

*Studienmappe:* , . . . . . *Letzte Mappe:*

daß sie vergleichbar waren dem matten Schein silberner Gefäße“. (matte Farbe)

„Wenn es Abend geworden und die tausend Lämmerwolken im Westen anbrannten (Bewegung), so warfen (Bewegung) sie ein durchsichtig Purpurrot (grelle Farbe) auf ihr Antlitz.“

„an dem ersten Abend waren (Bewegung be-  
seitigt, aktives Verb durch farbloses Hilfszeitwort ersetzt) draußen viele rote Lämmerwolken gewesen (Plusquamperfekt bringt starke Distanzierung und Statik mit sich), daß im Zimmer lauter sanfte Rosen schienen“. (Bewegung und Farbe gemildert)

(ganzer Satz gestrichen)

Stifter scheut keine noch so große Mühe, um seinen Stil zu mildern, um grelle Farbtöne, gleißendes Licht, phantasievolle und bewegte Bilder gründlich auszumerzen und das „sanfte Gesetz“ künstlerische Realität werden zu lassen.

Ein „blaulicher Schatten“, ein „dämmriges Licht“, ein „blasses Leuchten“ wird an die Stelle aufreizender Lichtreflexe gesetzt, denn die göttliche Schönheit und Größe der Natur offenbart sich ihm nur im ruhigen Gang der Dinge, in der Harmonie der Landschaft, in den unscheinbaren Dingen, nicht im Großartigen und Lauten. Je mehr sich Stifter vom Revolutionären, von der gesellschaftlichen Wirklichkeit abwendet, je konservativer er wird und an ein Gesetz der Schönheit glaubt, das alle Widersprüche letzten Endes in Harmonie auflöst, um so farbloser wird seine Dichtung, um so phantasieloser, abstrakter, statischer werden seine Naturschilderungen. Ein beliebtes Stilmittel, um die Bewegung aus den Naturbildern zu entfernen, ist die Umkehr der aktiven Verbform in eine passive.



## Urmappe:

„Manches weiße Wölkchen *bob sich* (Aktivität) aus und über den Laubkronen.“ (Bewegte Handlung)

„Schüsse aus Büchse und Böller *schlugen* gedämpft an mein Ohr.“ (Bewegte Handlung)

ein „Dunststreifen“ *schwebte* längs des fernen Waldes“. (Bewegung, Aktivität)

„Hinter dem Hause *rauschten* Bergeswässer und *webten* Wälder der Einsamkeit.“ (Bewegung)

„die dunkelgrünen, bereits *wogenden* Kornfelder“. (lebhafteste Bewegung, Farbe)

## Studienmappe:

„Manches weiße Rauchwölklein *war* zuweilen über den Laubkronen *sichtbar*.“ (Statik, Passivität)

„... *konnte* ich die einzelnen Schüsse *vernehmen*.“ (Statik, Passivität)

„... *es war* ein kaum sichtbarer Dunststreifen.“ (Statik, aktives Verb durch Hilfszeitwort ersetzt)

„... *standen* Wälder, in denen oft monatelang *niemand ging*.“ (Statik, Bewegung beseitigt)

„Das Korn *legt sich* auf diese Jahreszeit schon so schön dunkel...“ (ruhige Bewegung)

(In der Letzten Mappe sind Bewegung und Farbe gänzlich aus dem Naturbild beseitigt. Da heißt es zum Beispiel „Wie heuer das liebe Korn so schön steht.“)

Aus dem bisher Gesagten könnte geschlossen werden, der junge Stifter habe die Natur noch verhältnismäßig „realistisch“ gesehen, sie in späteren Jahren jedoch seinem ästhetischen Weltbild gemäß idealisiert. Das trifft allenfalls nur mit gewissen Einschränkungen zu; auch der Verfasser der Urmappe kann nicht als „Realist“ bezeichnet werden, er steht noch merklich unterm Einfluß der Romantik. Seine Landschaft ist vermenschlicht und Spiegelbild subjektiver Stimmungen. Die Natur „schaut“, „blickt“, „regt sich“, „spricht“, „schreiet“, „musiziert“ wie ein Mensch. Solchen romantischen Subjektivismus kann der spätere Stifter nicht mehr dulden. Sein Glaube an das „sanfte Gesetz“ fordert reine Objektivität, schlichte Aussage, Liebe zu den Dingen, die besser sind als der Mensch, weil sie sich dem Naturgesetz fraglos unterordnen. Eine solche Hinwendung zur „Gegenständlichkeit der Natur“ findet sich vor allem in der Studienmappe; hier ist der Dichter bestrebt, das „Gefühl von den Gegenständen zu empfangen und es nicht in dieselben hineinzulegen“.

Nehmen wir folgendes Beispiel: Der junge Doktor Augustinus, der sich aus Liebeskummer im Walde erhängen will, sieht in der Urmappe die Welt noch ganz im Abglanz seiner trübseligen Stimmung: „Dem grünen Rasenplatze gegenüber, viele Klafter hoch, standen taube, graue Felsen – eine stumme



glänzende Lichtflut prallte von ihnen zurück, von dem Firmamente hing die tiefblaue Frühlingsluft so erdwärts, daß man meinte, die Gipfel der Bäume seien in ihre Farben getaucht. Die Himmelsbläue drängte sich noch dichter zwischen die Baumzweige, es war, als rührte sie sich und wallete unhörbar.“

Die Studienmappe berichtet an dieser Stelle sachlicher, nüchterner, realistischer: „Es war ein breiter grauer Fels da, der nicht weit davon viele Klawter hoch emporstand und von dem die Sonnenstrahlen wegprallten, daß alle Steinchen funkelten und glänzten. Auch war eine wolkenleere finsterblaue Luft bis in die Baumzweige herunter. Das Himmelsblau rückte immer tiefer in die Wipfel.“

In der Letzten Mappe heißt es schließlich nur noch knapp und phantasieolos: „Auf der Steinwand glänzten fürchterliche Dinge.“ Alle übrigen Bilder sind gestrichen.

Wie sehr die Entsubjektivierung des Mappenstoffes in der zweiten Fassung zu präziseren Naturbeobachtungen führt, zeigen u. a. auch folgende Beispiele: Der dem Birkenwalde zustrebende, in sich selber versponnene Doktor Augustinus der Urmappe hat weder Zeit noch Muße, lange Naturbetrachtungen anzustellen. Hier heißt es: „Da lief ich ungesäumt in den Wald zu einer wohlbekannten Birkenstelle.“ In der Studienfassung wird der gleiche Weg mit umständlicher Genauigkeit beschrieben: Ich „lief durch den *Garten*, sprang über den *Zaun* und schnitt dann den Weg ab, indem ich über *Allerbs Hofmark* und durch die *Wiesen der Beringer* ging. Dann traf ich den *Fußsteig*, der an den *Mitterwegfeldern* vorbeiging – dort eilte ich eine Weile fort . . . , dann beugte ich wieder links vom Wege ab, strebte unter den *dünnen Stämmen des ausgebrannten Waldes der Dürrschnäbel* hinaus, drang durch den *Saum des Kirmwaldes*, streifte an dem *Stangenholze*, an den *Tannenbüschen*, an den *Felsblöcken* vorbei und sprang an den Platz hinaus, wo die vielen *Birken* stehen und der *grüne Rasen* dahingeht.“

In der Studienmappe ist das einzelne, konkrete Naturding so sehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt, daß Augustinus sogar den Ast, an dem er sich erhängen will, mit gewissenhafter Aufmerksamkeit betrachtet.

#### Urmappe:

„Ich konnte durchaus nicht umblicken, ja ich zauderte noch, die Zweige der Birke zu fassen, weil es mir zuwiderdäuchte, wenn sie rauschten, indem ich sie entweihe.“

#### Studienmappe:

„Von dem Baume ging der starke Ast seitwärts, auf den ich gedacht hatte, und ließ dann das Moos wie einen grünen Bart hängen, derlei diese Bäume gerne haben, und weiter draußen gingen die dünnen Zweige nieder, die mit den vielen kleinen Blättern besetzt waren.“

Oft ist Stifters Streben nach Präzision, Vergegenständlichung und Wirklichkeitsnähe aus scheinbar nebensächlichen stilistischen Korrekturen ersichtlich, so wenn er anstelle der „Wand“ eine „Kalkwand“ setzt oder wenn er die kurze und bündige Aussage: Ich „schlug den Weg über den Reutbühl ein durch die dunkelgrünen, bereits wogenden Kornfelder“, auf folgende Weise umständlich erweitert: „Ich will von dem Reutbühl durch die Mitterwegfelder gehen und dort den Neubruch betrachten, wo heuer zum ersten Male Weizen steht.“

Präzise Orts- und Zeitangaben, konkrete Benennungen, exakte Umstandsschilderungen werden in der Studienmappe Satz für Satz an die Stelle allgemeiner Äußerungen oder ungenauer Angaben gesetzt. Dabei nimmt die Erzählung an epischer Breite zu, weil oft ganze Satzperioden eingeschaltet werden müssen. „Im Garten des Doktors“, hieß es in der Urmappe, „waren fürchterlich wuchernde Angelikawurzeln.“ In der Studienmappe wird der Garten in allen Details beschrieben, der Satz beträchtlich erweitert: „Im Garten wucherte noch unausrottbar die Angelikawurzel; daneben stand ein grauer Stamm, dessen zwei einzige Äste noch alljährlich schwarze Vogelkirschen trugen und im Herbst blutrote Blätter fallen ließen.“ Oder wo es in der Urmappe hieß: „Dann nehme ich ein Buch, bis ich in den Wald gelange“, schreibt Stifter in der Studienmappe viel genauer: „Dann nehme ich an Nachmittagen ein Buch, bis ich in den Wald gelange, bei dessen Birken ich jetzt wieder gerne bin.“

Blickte der Verfasser der Urmappe über die Dinge hinweg, weil nicht sie, sondern die subjektiven Gefühle für ihn von Interesse waren, so wird nun der Gegenstand in seiner individuellen Eigenart gesehen, geliebt und geschildert. Hierbei gelingen dem Dichter nunmehr Naturbilder von plastischer Schönheit, wie sie in der Urmappe noch nicht und in der Letzten Mappe nicht mehr zu finden sind. Man denke etwa an die prachtvolle Schilderung des Waldwinters, die in der letzten Fassung wieder getilgt worden ist: „Wie Leuchter, von denen unzählige umgekehrte Kerzen in unerhörten Größen ragten, standen die Nadelbäume. Die Kerzen schimmerten alle von Silber, die Leuchter waren selber silbern . . . Es war merkwürdig, wenn ganz in unserer Nähe ein Ast oder ein Zweig oder ein Stück Eis fiel: Man sah nicht, woher es kam, man sah nur schnell das Herniederblitzen, hörte etwa das Aufschlagen, hatte nicht das Emporschnellen des verlassenen und erleichterten Zweiges gesehen, und das Starren wie früher dauerte fort.“ Oder man betrachte das anschauliche Bild, das Stifter von seiner Waldheimat entwirft: „Wo der rötliche Stein aus der Erde hervorgeht, der Bach mit lebendigem Lärm zwischen den Bergen herausrauscht, da ist Augustinus zu Hause . . . Wie oft stand auch die Sonne schon tief, machte die Holzverzierungen an dem Wirtshause, die Bänke und Ranken, die an der Wand hinaufgingen, rot

und legte sich schief gegen den Waldrücken hinüber, daß er einen langen Schatten auf den Rotberg warf, an den sich die Waldhäuser wie graue Punkte hinunterzogen.“ Diese Schilderung ist weder in der ersten noch in der letzten Fassung zu finden. In der Studienmappe heißt es nicht mehr: „Ende Juni“, sondern: „da der helle Tage die Sonnenwende ankündigte“, nicht: „früh am Morgen“, sondern: „als noch der Tau auf den Wiesen lag“, nicht: „als es Herbst wurde“, sondern: „als die gelben Wogen des Kornes und der Gerste in die Scheuer gingen“.

Halten in der Studienmappe idealistische und realistische Momente in der Naturbetrachtung einander die Waage, so kann das von der Letzten Mappe nicht mehr behauptet werden. Je mehr bei Stifter die konservative Weltanschauung zum Durchbruch gelangt, je mehr er nach einer „reinen Form“ strebt, „die man etwa klassisch nennen könnte“, je konsequenter er Naturgesetz, Sittengesetz und „sanftes Gesetz“ identifiziert und alle Dinge als Erscheinungsformen dieses Gesetzes betrachtet, um so abstrakter und irrealer werden seine Landschaftsbilder. Der Stil wird trotz aller Vorliebe fürs „Gegenständliche“ farblos und blutleer, weil die Dinge für den Dichter nur noch Form und Hülle einer durch sie hindurchschimmernden Idee, geistige Gegebenheiten, Erscheinungsweisen einer ideellen Welt, Objekte metaphysischer Gesetzmäßigkeiten sind. Wenn Stifter in der Letzten Mappe mit Vorliebe von „Weißkohl“, „Bier“, „Schinken“, „Waldhäusern“, „Wiesen“, „Feldern“, „Vorratskammern“, „Ställen“, „Zugochsen“, „Kühen“, „Kälbern“, „Rindern“, „Schafen“, „Schweinen“, „Federvieh“, „Viehfutter“, „Scheunen“, „Ackerwerkzeugen“, „Brennholz“, „Gemüsebeeten“ spricht, so muten solche Beschreibungen zunächst realistisch an, sind es aber bei näherem Zusehen nicht, denn die Dinge haben für Stifter nur noch Bedeutung als Symbole einer ideellen Welt, als Gegenstände einer sittlichen Ordnung, die in der bäuerlichen Arbeit ihre reinste Erscheinungsform findet. Das Nebeneinander von Gegenständlichkeit und Abstraktion, von Wirklichkeitsnähe und weltfremdem Ästhetizismus ist für die Letzte Mappe ebenso kennzeichnend wie für den „Nachsommer“.

Je mehr Stifter in die ästhetische Scheinwelt flüchtet, um so konsequenter ersetzt er die reale Vielfalt der Gegenstände durch die idealistische Einfachheit rationaler, symbolischer Begriffe; die Besonderheiten verlieren an Interesse, da der Gegenstand nur noch in seiner „Objektivität“ bewertet wird. Man vergegenwärtige sich das obenerwähnte Bild von Stifters Waldheimat („Wo der rötliche Stein aus der Erde hervorgeht“ usw.) und vergleiche es mit dem, was an gleicher Stelle in der Letzten Mappe zu lesen steht: „Da ist Wald und Wald und Wald. In demselben sind Föhren, Tannen, Buchen und Birken in Menge . . . Dann sind rauschende Wässer und graue Steine. Dann sind hellgrüne Wiesenflächen und verschiedenfarbige Felder. Dann sind braune Holz-

häuser mit Steinen auf dem Dache... Dann sind weiße Kirchtürme und lustige Marktflecken.“ Diese Art schulmeisterlicher Naturbeschreibung und langweiligen Anschauungsunterrichts hat mit echter Dichtung fast nichts mehr zu tun. Mit wissenschaftlicher Phantasielosigkeit rückt der Zeigestab des Dichters von Gegenstand zu Gegenstand und führt uns dabei eine Natur vor Augen, in der es zugeht wie in einer wohlaufgeräumten Stube. Rationale Nüchternheit und Eintönigkeit sind an die Stelle realistischer Vielfältigkeit getreten. Mit dieser farblosen Langweiligkeit aber gelangt gerade das zum Ausdruck, was Stifter als höchste Kunstform anstrebt: eine widerspruchslose Harmonie, die Stifter auf dem Grunde alles Daseins zu erblicken glaubt.

In geradezu rigoroser Weise werden nun in der Letzten Mappe Kürzungen vorgenommen, realistische Beschreibungen gestrichen, um maßvolle Entsagung und Sachlichkeit vorwalten zu lassen.

#### *Studienmappe:*

„Der schönste Frühling kam, alles drängte, blühte und schauerte von Fülle. Alle Hügel waren grün, die Felder wogten und wallten in der schönsten Farbe des Kornes. Die schöne Fichte an meinem Sommerbänkchen war bedeckt mit den kleinen, gelben, wohlriechenden Blütenzäpfchen; alles Laubholz schwankte in den neuen, lichterem, grüneren Kronen; selbst die fernerer Nadelwälder standen nicht so schwarz da, sondern gewannen durch das sanftere Dämmern und das weichere Ferngrün, in dem sie im Frühling stehen; und wenn man so in ihnen ging, so war überall ein frisches Harzduften, und sie rührten sich gleichsam in allen Zweigen von dem Schreien und Singen und Lärmen der Vögel.“

#### *Letzte Mappe:*

„Der Winter war sehr mild und endete beinahe im März. Als sich nur kaum der Frühling zeigte, begann ich schon, unsern Stall zu erweitern.“ (Das Ethos der nüchternen Arbeit ist an die Stelle konkreter Landschaftsdarstellung getreten.)

Auch im folgenden Satz wird realistische Bildhaftigkeit durch rationale, abstrakte, stilisierte Beschreibung ersetzt:

*Studienmappe:*

„Ich machte mich auf und ging den Weg, der gar nicht kurz ist, durch den Taugrund, durch den Wald, durch die Weidebrüche und die ebenen Felder hinunter.“

*Letzte Mappe:*

„Nun schritt ich rüstig und wacker Wald aus Wald ein, Berg auf Berg ab, Tal aus Tal ein.“

„Wald“, „Berg“, „Tal“ wurden in der Letzten Mappe zu abstrakten Begriffen, leeren Formen. Das Gleichmaß der sprachlichen Wiederholung soll die „Einfalt“ einer Landschaft zum Ausdruck bringen, die bereits vergeistigte Realität, Idee geworden ist.

Interessant und aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang auch folgende Umarbeitung:

*Studienmappe:*

„Und dann nehme ich an Nachmittagen ein Buch, gehe durch den Hof, wo Hühner und Geflügel sind, durch den Garten voll Sperlingsgeschrei, die meine Kirschen stehlen, hinaus in die Felder, wo meine Ernte reift – ein viel zu großes Feld für mich einzelnen –, bis ich in den Wald gelange, bei dessen Birken ich jetzt wieder gerne bin und der mich Gedanken leicht aus dem Buche lesen läßt und mir neue gibt.“

*Letzte Mappe:*

(Vorletzte Handschrift)

„Im Lesen fuhr ich sehr eifrig fort. Ich nahm gerne ein Buch mit, wenn ich zur Beruhigung meines Hauptes und meines Herzens im Freien ging. Ich habe nie gehant, daß eine solche Gewalt in Thukidides, im Homer, im Platon, im Äschylos liege.“

Hier ist Reflexion an die Stelle konkreter Naturbeschreibung, abstrakte Erörterung an die Stelle künstlerischer Realität getreten. Doch damit nicht genug. In der endgültigen Fassung der Letzten Mappe steht nur noch ein knapper Satz, die einfache „Idee“, das Gedankengerüst: „Ich nahm nun oft ein Buch in das Freie und saß eine Weile auf irgendeiner Stelle und las.“

Die konkreten Begriffe „Hof“, „Hühner“, „Geflügel“, „Garten“, „Felder“, „Ernte“, „Wald“, „Birken“ sind nun durch die abstrakte Aussage „ins Freie“ ersetzt worden, und wo Augustinus früher an einem genau bezeichneten Ort verweilte, nämlich „im Walde“, bei den „Birken“, läßt er sich jetzt an „irgendeiner Stelle“ nieder. Dem Dichter sind die Grenzen von Raum und Zeit, zu denen er sich nach Überwindung der Romantik zunächst bekannte, zu eng geworden. Er strebt nach Abstraktion, um das Naturding, das schon



in der Studienmappe lediglich als Geschöpf Gottes von Interesse war, nunmehr seiner materiellen Existenz völlig zu entheben und es ins Ewige und Ideelle zurückzuführen. Zu welcher fast wissenschaftlich-abstrakten Begriffssprache Stifter hierbei gelangt, ist zum Beispiel aus folgender Beschreibung ersichtlich, die einem Mädchen aus Prag die Schönheiten des Böhmerwaldes offenbaren soll: „Da sind Erdbeeren, so würzig, vom Heumonate bis zum Herbstmonate, Himbeeren im Erntemonate, Waldkirschen in demselben Monate, gewürziger als die Kirschen, von den Heidelbeeren rede ich nicht, die in Millionen Zentnern wachsen ... dann im Spätherbst die Brombeeren von dem vornehmsten Adel und die starken Preiselbeeren, die in rotem Weine und Zucker nicht ihresgleichen haben, oder wenn Sie noch wollen die sauerfeine korallenfarbige Moosbeere essen oder die süße blaue Moorbeere mit dem weißen Fleische, dann die Wacholderbeeren mit dem blauen Reife, ... dann die Holzäpfel, die zwar abscheulich zum Essen sind ... dann im Christmonate die Hagebutten, fein und lieblich, die Ebereschen, das Manna der Vögel.“

Vom anmutigen Reiz der Landschaft, wie er uns aus der ersten Mappenfassung entgegentritt, ist hier nichts mehr zu finden. Stifters blutleerer Altersstil, seine monotone, farblose, ästhetizistische, bis zur Langweiligkeit stilisierte Sprache hat das ursprüngliche dichterische Naturgefühl im Keime erstickt. Maßvolle Selbstentäußerung, ethische Form, in Fesseln gelegte künstlerische Energie, zur Entsagung und Enthaltbarkeit verdrängte Kraft sind an die Stelle unmittelbarer Gefühlsaussage und Wirklichkeitsnähe getreten, kurz: Stifters Altersstil ist das Ergebnis einer ideologischen Fehlentwicklung, einer weltanschaulichen Utopie, die ihre letzte Ursache im Ausweichen vor politischen Entscheidungen hat. Der mit leidenschaftlicher Naturliebe begabte Stifter wäre gewiß ein großer Realist geworden, wenn nicht der Glaube an ein imaginäres „sanftes Gesetz“ ihn der Wirklichkeit entfremdet hätte.



## ANGELIKA

Als Kind war sie schwächlich gewesen, und wenn die anderen Mädchen mit den Jungen zusammen Räuber und Gendarmen gespielt hatten, dann hatte sie meist auf der Türschwelle gesessen und mit großen Augen den Müttern nachgeschaut, die mit ihren Kindern an der Hand vorbeingingen. Auch am Abend hatte sie oft da gesessen – wenn der Vater wieder Besuch hatte, Frauen, die angemalt waren wie die feinen Damen, im Fluchen aber dem Vater nicht nachstanden. Angelika hatte sich vor diesen Frauen gefürchtet, die sich in der Wohnung wie zu Hause benommen und sie herumkommandiert hatten, wie es ihren Launen eingefallen war. Der Vater hatte dazu gelacht. Schlimmer noch war es gewesen, wenn er betrunken mit dem SA-Dolch nach ihr hatte stechen wollen.

Erst hatte Angelika allein auf der Türschwelle gesessen.

Einige Jahre später hockte der Leßner Herbert bei ihr, Abend für Abend. Wann es eigentlich angefangen hatte, wußte niemand genau zu sagen. Der Leßner war da, und keiner wunderte sich mehr darüber. Es wunderte sich auch keiner, als es hieß, daß der Leßner Herbert und die Angelika geheiratet hätten, ohne Aufsehen, still, wie sie stets gewesen sind.

Das war im Jahre 1943, als der Krieg auch schon in der nordböhmischen Industriestadt schmerzende Spuren hinterlassen hatte. Angelika war neunzehn Jahre alt; aber mancher, der sie zum ersten Male sah, mochte sie für jünger halten, für sechzehn, siebzehn. Wohl hatte sie mit den Jahren manches aufgeholt, sie war voller geworden, und gegen das ausgewachsene Kleid drängten straffe Brüste; dennoch blieb sie eine zierliche, beinahe zerbrechliche Gestalt. Zu diesem Eindruck verhalfen vielleicht auch die großen scheuen Augen, die sie behalten hatte, und die dem Blick Fremder nur selten standhielten. Aber es waren die Augen eines Erwachsenen, der vieles gesehen hatte: das langsame Dahinsiechen der von ihrem Mann gequälten Mutter; die Auftritte, in denen die Mutter von dem Betrunkenen geprügelt worden war; die Nacht nach ihrem Begräbnis, als der Vater mit einer fremden Frau geschlafen hatte; die Jahre danach . . . Weil sich der äußeren Entfaltung so schwere Hindernisse entgegengestellt hatten, war Angelika nach innen gewachsen.

Die wenigen Wochen ihrer Ehe waren die glücklichsten ihres Lebens. Als

sie sich Mutter werden fühlte, mußte Leßner einrücken. Als sie im siebenten Monat war, bekam sie die Todesnachricht. Die Nachbarn sagten ihr später, sie hätten um ihren Verstand gebangt. Als sie aus dem Krankenhaus zurückkam, war sie noch zerbrechlicher und stiller geworden; den Verstand aber hatte sie behalten. Nur das Kind war weg. Das hatte sie bei der Frühgeburt im Krankenhaus gelassen, tot.

Sie hielt es in der erdrückenden Stille ihrer Küche nicht aus. Und weil immer mehr Männer zum Militär mußten, halbe Kinder als Luftwaffenhelfer und Volksstürmer zum Morden angehalten wurden, von den Daheimgebliebenen aber immer mehr Arbeit verlangt wurde, auch weil sie sich einer Verpflichtung zum Arbeitsdienst oder als Nachrichtenhelferin entziehen wollte, ging sie zum Bäcker in der Nebenstraße, der als Saukumpan und Semmelieferant des Kreisleiters für unabkömmlich erklärt worden war. Dort stand sie vom frühen Morgen bis tief in den Nachmittag hinein in der Backstube, zwölf Stunden am Tage.

Nach der Arbeit in der Backstube hatte sie das Backhaus zu scheuern und Kohlen und Holz für den Ofen heranzuschleppen. Oft folgte ihr der aufgeschwemmte Bäcker auf den Mehlboden oder in den Kohlenschuppen. Einmal konnte sie sich seinem brutal geäußerten Verlangen nur erwehren, indem sie ihm einen Korb Kohlen vor die Füße schmiß und fortlief. Ging sie abends nach Hause, vermeinte sie, ihr Körper bestehe nur aus schmerzenden, groß angeschwollenen Füßen. Alles andere war wie abgestorben. Auch der Kopf war abgestorben, ausgelaugt durch die schwüle Hitze und die sauren Dämpfe.

In der Bäckerei lernte sie Bernard kennen. Das war zu der Zeit, als die Inquisition zu wüten begann. Die Inquisition, wie manche Leute in der Stadt das „Ehrengericht“ nannten, war eine Erfindung des Kreisleiters, auf die dieser besonders stolz war. Er bekam für sie das Kriegsverdienstkreuz.

Anfangs glaubte Angelika nicht, was von den Frauen getuschelt wurde. Bis sie es selbst einmal sah: Auf einem Ochsen sitzend wurde eine Frau, umringt von randalierenden SA-Männern, durch die Straßen getrieben. Die Frau war völlig nackt, das Haar hatte man ihr geschoren. Auf ihrem Rücken war ein Schild befestigt, auf dem zu lesen war: „Ich dreckige Hure habe mich mit Großdeutschlands Feinden eingelassen.“ Angelika kannte die Frau. Sie war Waschkauenwärterin in der Grube, in der auch die Kriegsgefangenen arbeiteten. Es hieß, sie habe einem Franzosen ein Stück Brot gegeben. Unter den SA-Männern sah Angelika ihren Vater.

Später wußte sie sich nicht recht zu sagen, weshalb sie nach der ersten Begegnung immerfort an diesen Franzosen denken mußte. Es war nichts von Belang geschehen. Am späten Nachmittag war es. Sie reichte dem Bäcker die Brote zu. Der zählte sie nach und gab sie dem Franzosen, auf dessen

Armen sie der Wachtposten nachzählte, bevor sie auf den Wagen verladen wurden, immer zehn Brote mit einem Male. Angelika war wohl schon sehr müde gewesen, so daß ihre Arme die Brote nicht mehr tragen konnten; ein Stoß fiel auf den Fußboden. Und während der Meister unflätig schimpfte, sprang der Franzose hinzu, hob die Brote auf und legte sie ihr wieder auf den Arm. „Bitte sehr, mein Fräulein“, sagte er in gebrochenem Deutsch, die letzten Silben betonend und für ihr Ohr sonderbar offen aussprechend. Dabei lachte er. Er lachte auch noch, als ihn der Posten am Arm packte und zurückriß, so daß sie vergaß, danke zu sagen.

Es war das Lachen ihres Mannes; sein Mund glich, wenn er lachte, dem Munde Leßners, dachte sie, als sie nach Hause ging. Vielleicht aber war es auch nur die Hilfsbereitschaft, das Menschliche, das so lange entbehrte, das sie anrührte. Es war wie eine Bestätigung ihres heimlichen Glaubens, daß es noch gute Menschen geben müsse.

Zweimal in jeder Woche wurde Brot für das Gefangenenlager abgeholt, zweimal in jeder Woche ließ sich der Franzose von nun an dazu abkommandieren, zweimal in jeder Woche trafen sich ihre Blicke, verstohlen zuerst, dann mutiger. Angelika begann auf diese zwei Tage zu warten, wie sie früher auf den Sonntag gewartet hatte, weil er sie für Stunden der stumpfen Plagerei, der Hitze und den geilen Blicken des Bäckers entzog. Montag und Freitag, das wurde der Rhythmus ihres Daseins. Wenn sie darüber nachdachte, wie er wohl heiße, woher er sei, was für einen Beruf er habe und ob ein Mädchen auf ihn warte (wobei sie unruhig hoffte, es möge nicht so sein), überfiel sie oft die peinigende Vorstellung von der nackten Frau auf dem Ochsen. Nachts schrie sie auf, weil sie geträumt hatte, sie sitze auf dem Ochsen und ihr Vater steche mit dem Dolch nach ihr.

Eines Tages, es war im Frühjahr 1945, sie reichte dem Bäcker wieder Brote zu, zehn Stück mit einem Male, fiel ihr an den Blicken des Franzosen etwas Besonderes auf. Sie waren dringlich, bittend, auch lächelte er nicht wie sonst. Seine Blicke deuteten auf den Fußboden. Als die Gefangenen mit ihrem Posten gegangen waren, fand sie dicht neben dem Abtreter einen kleinen zusammengerollten Zettel. Sie las: „Ich vertraue Ihnen. Bitte helfen Sie. Ich will fliehen.“ Sie lehnte sich einen Augenblick an das Brotregal, daß es knarrte. Ihre Augen waren geschlossen. Dann steckte sie rasch den Zettel weg.

Beim nächsten Brotholen deutete sie auf den Fußboden. Der fragende Blick des Franzosen hellte sich auf, er dankte. Dann ließ er, wie aus Versehen, ein Brot fallen. Der Posten trat ihn, während er sich bückte, ins Gesicht, daß er hinschlug. Den Zettel aber hatte er. In kleiner, etwas steifer Mädchenschrift stand darauf: „Ich helfe Ihnen. Schreiben Sie, wann. Ich werde Sie am Rosegger-Denkmal im Park erwarten.“ Eine kleine Skizze wies ihm den Weg.

Die Tage vergingen, ohne daß Angelika etwas von der Last verspürte, die sie ihr brachten. Sie wartete auf die Antwort. Zu Hause hatte sie Wäsche und Kleidung ihres Mannes zurechtgelegt. Auf dem Tisch standen Blumen, Schneeglöckchen zuerst, dann Märzenbecher. Mit der Flucht des Franzosen verband sich etwas sehr Freudiges, etwas wie Glück.

Eines Freitags ließ er dann einen Zettel fallen. Er danke ihr, schrieb er, und bitte sie, Sonntagabend auf dem vorgeschlagenen Platz zu sein. Um elf Uhr.

Ihr Herz schlug heftig, als sie, auf dem Arm den Mantel ihres Mannes, zum Rosegger-Denkmal ging, das abseits der breiten Wege lag in einem Teil des Parks, der in den letzten Jahren vernachlässigt worden war. Die feuchte Erde duftete, an den Sträuchern wagte sich das erste helle Grün hervor, und die Knospen an den Kastanienbäumen waren prall und klebrig. Es war eine kühle Nacht. Angelika wartete. Als der vielstimmige Glockenschlag von den Türmen verklungen war, wurde sie unruhig. Eine Sirene begann zu heulen.

Plötzlich stand jemand hinter ihr und sagte leise: „Fräulein.“ Sie erschrak, daß ihr das Herz schmerzte. Es war der Franzose. Sie half ihm rasch in den Mantel und zog ihn mit sich fort. Auf der Straße schob sie ihren Arm unter den seinen. Der Franzose spürte, wie sie zitterte. Niemand aber begegnete ihnen. Hastig schloß sie die Haustür auf und zog ihn an der Hand die Treppe hinauf. Jedes Knarren spürte sie wie einen Schlag ins Gesicht. Das Haus aber schien fest zu schlafen.

Als Angelika die Zimmertür hinter ihnen schloß, löste sich die Spannung ihrer Nerven ein wenig. Sie atmete tief. Jetzt erst durfte sie das erste Wort zu ihm sprechen, das erste Wort. Es sollte etwas Besonderes sein, ein Wort, das über die ungewohnte Situation hinweghalf. Aber es fiel ihr nichts ein; sie sah ihn nur an.

Da fragte er: „Wie heißt du?“

„Angelika – und du?“

„Bernard – Angelika ist ein schöner Name.“

Sie versuchte, seinen Namen nachzusprechen, so, wie sie ihn gehört hatte. Es gelang ihr nicht. So beschloß sie, ihn Bernhard zu nennen. „Hier bist du sicher, keiner wird dich hier suchen. Nur tagsüber, wenn ich beim Bäcker bin, wirst du ruhig sein müssen.“ Sie redete, um ihre Erregung niederzukämpfen, ihre Freude. „Du bist Franzose und kennst unsere Sprache?“

„Man lernt sie, wenn man vier Jahre in Deutschland ist“, und beinahe wie entschuldigend: „Die französischen Arbeiter lieben den deutschen Dichter Heinrich Heine.“

Heine? Den Namen hatte sie noch nie gehört. Sie goß heißes Wasser in die Waschschüssel. Dann stellte sie das vorbereitete Essen auf den Tisch.

Der Flüchtling ahnte, was die Frau bewegte. Er ging zu ihr und legte die

Hände auf ihre Schultern. „Du bist sehr gut zu mir. Ich danke dir. Aber ich muß fort, gleich.“

Über Angelikas Gesicht flog ein tiefer Schatten, ihre Augen waren erschreckt geöffnet. Hastig und tonlos fragte sie: „Du mußt fort? Wohin?“

Leise sagte er: „Dorthin, wo ich in Sicherheit bin, zu den Russen. Es sind nur noch zweihundert Kilometer.“ Und nach einem tiefen Atemzug: „Ich werde wiederkommen.“

Angelika hörte von alledem nichts. Sie wußte nur, daß er gesagt hatte, er müsse fort. Hilflos wies sie auf den Tisch, sah ihn an. Dann begriff sie, daß es wohl sein müsse. Mit starren Bewegungen, das Gesicht ausdruckslos, gab sie ihm die Wäsche und den grauen Anzug ihres Mannes. Auch die Schuhe paßten. Und während er die Kleidung wechselte, packte sie rasch ein Brot ein und steckte es ihm in die Manteltasche. Aus dem Küchenschrank suchte sie einige Geldscheine zusammen. Bernard war fertig. Sie sahen sich, wie so oft in den vergangenen Monaten, in die Augen. Nur tiefer, einander näher. Dann küßten sie sich.

Zum Abschied sagte er: „Angelika – ein schöner Name und eine sehr schöne und gute Frau . . .“ Als sie die Haustür aufschließen wollte, hörte sie hinter der Wohnungstür der Wirtin schlurfende Schritte, dann das leise Schleifen des Metallplättchens vor dem Spion. Mit einer Geistesgegenwart, die sie sich nie zugetraut hätte, fing Angelika an zu lachen und redete von belanglosem Zeug. Unter der Tür küßten sie sich wie ein vertrautes Liebespaar. Dann hatte ihn die Dunkelheit verschluckt.

Am nächsten Morgen klebte der Steckbrief Bernards an allen Anschlagtafeln. Mittags wurde Angelika verhaftet; die Hauswirtin hatte den Flüchtling erkannt. Nach der ersten Nacht, als der Ochse schon auf dem Gefängnishof bereit stand und die SA-Männer auf ihr Opfer warteten, fand der Wärter Angelika tot in ihrer Zelle. Sie hatte sich eine Pulsader durchbissen.

Am 9. Mai, der Krieg war zu Ende, stand ein Mann vor dem Grabe Angelika Leßners, das er außerhalb des Friedhofes fand, ein flacher Erdhügel, auf dem das Unkraut wucherte. Der Mann trug eine sowjetische Soldatenbluse und Stiefel. Er legte einen großen Busch weißen Flieders auf den Hügel. Es war Bernard.

Walter Stranka

## DIE EISIGEN AUGEN

Zum Verbot der KPD

*Das Schamlose  
will diesen Sommer verdunkeln.  
Es geht nicht um Gewitter,  
es geht um den Menschen,  
um den Deutschen.*

*Um dich geht es!  
Ausgehöhlt  
von den ruhlosen Nächten,  
von der Sorge um Weib und Kind,  
von der Sorge um Männer und Söhne,  
von den Martern des eignen Gewissens,  
ausgehöhlt  
und schmutzig im Antlitz,  
beschmutzt vom gehorsamen Dulden,  
beschmutzt vom gehorsamen Wüten,  
beschmutzt und müde,  
todmüde,  
so hast du begonnen,  
dein Antlitz zu säubern,  
zu säubern den fleckigen Namen  
Deutschland.*

*Und kam  
durch die schwarzen Straßen  
einer, der schuldlos war,  
der vorher die Stimme erhoben  
und den keine Folter gebeugt,  
so hast du die Augen gesenkt  
und gelauscht der bitteren Mahnung:  
Ich hätte ihm glauben sollen.*

*Ja, hättest du ...*



*Doch sieh, er kam wie ein Bruder  
und nahm dir die Last von den Schultern,  
und gab dir die Hoffnung wieder,  
die geläuterte Hoffnung  
auf den sauberen Namen  
Deutschland.*

*Im Düsteren deiner Seele  
begann sich der Glaube zu regen,  
der Glaube an saubere Hände,  
der Glaube an saubere Herzen,  
der Glaube an saubere Hirne,  
der gute, geläuterte Glaube  
an Deutschland.*

*Erhalte dir diesen Glauben  
und schmück ihn mit Schmetterlingen,  
mit Düften von gelben Rosen,  
mit Küssen von deiner Liebsten  
und Nächten in ihren Armen.*

*Erhalte dir diesen Glauben  
und schmück ihn mit deinen Träumen  
von glücklichen Kinderaugen,  
von glücklichen Augen der Mütter  
und glücklichen Augen der Greise.*

*Erhalte dir diesen Glauben  
und schmück ihn mit deiner Ahnung  
vom künftigen Land der Liebe,  
vom Menschen, der Liebe beherbergt  
und liebend von allen geliebt wird.*

*Erhalte dir diesen Glauben  
und nähr ihn mit deinem Herzblut  
und Sorge,  
daß Herzblut höher im Kurse steht  
als Granaten.*

*Versteh:  
die Schmetterlingsflügel,  
die zarten Knospen der Rosen,*

*die zarten Brüste der Mädchen  
versengen leicht und verbrennen  
in radioaktiver Asche.*

*Es lauern vor deinem Fenster  
die Köche der Gier und der Lüge,  
und überall finden sich Finger,  
die schmutzigen Absud verkaufen.*

*Es lauern im Rauch der Kneipen  
die silbernen Totenschädel.  
Sie tragen die neuen Kokarden  
und schielen über die Grenzen.*

*Es lauern vor deiner Seele  
die sündigen Diener des Himmels.  
Sie segnen die neuen Waffen  
und werden die Toten segnen.*

*Doch jener,  
der dir begegnet  
in den schwarzen Schluchten der Straßen,  
der vorher die Stimme erhoben  
und den keine Folter gebeugt –  
der soll schweigen?*

*Richter mit eisigen Augen  
sprachen ihr käufliches Urteil.  
Wirbel bestialischer Knüppel  
trieben ihn aus dem Haus,  
und Fäuste,  
ach, deutsche Fäuste,  
schmieden ihn an den Felsen.*

*Glühe, heiliger Haß!  
Das Schamlose  
will diesen Sommer verdunkeln.  
Es geht nicht um Gewitter,  
es geht um den Menschen,  
um den Deutschen,  
um dich!*

## GEGEN DEN STROM

Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“

Die im folgenden dargestellten Gedankengänge haben sich beim Wiederlesen und bei teilweiser Neubegennung mit einem Werk eingestellt, das bei seinem Erscheinen in einem kleinen Kreise großes Aufsehen erregte. Ohne Zweifel gehört dieses Werk der bürgerlichen Dekadenzliteratur an, und es fiel nicht schwer, es als solches zu kennzeichnen. Doch ich zweifle, daß damit mehr erreicht wäre als mit der Feststellung: am Abend wird es finster.

Wenn wir für Robert Musils Roman „Der Mann ohne Eigenschaften“ (Rowohlt, Hamburg 1952) Aufmerksamkeit beanspruchen, so bedarf das einer Begründung.

Beinah unvermerkt von der Öffentlichkeit in Deutschland sind während der Nazizeit von deutschen Schriftstellern in der Emigration Bücher geschrieben worden, in die sich der bürgerlich-humanitäre Geist rettete wie ein Schiffbrüchiger auf eine Klippe. Diese Schriftsteller gehören nicht in eine Reihe mit den von der Nation bewunderten und verehrten Dichtern des späten Bürgertums, die es vermochten, im Augenblick der Gefahr die frühen Ideale ihrer Klasse wieder aufzunehmen und in ihrem Werk zu einer neu erglänzenden Waffe gegen die Barbarei umzuschmieden. Daß uns das Werk Thomas und Heinrich Manns, Arnold Zweigs, Lion Feuchtwangers mehr bedeutet als das Stefan Zweigs, Hermann Brochs und auch Robert Musils, hat seinen Grund nicht in erster Linie in ihrem literarischen Rang, sondern in ihrer historischen Bedeutung für die Bewußtseinsänderung der Nation.

Wenngleich diese Bedeutung nicht etwas von jenem Rang Unabhängiges ist, sondern in Wirklichkeit eine von zwei Seiten der gleichen Sache, kann es doch bei der Untersuchung eines Werkes tunlich und nötig werden, künstlerischen Rang und ideologischen Gehalt vorübergehend getrennt zu betrachten. Nur so können wir das eigenartige Wechselverhältnis zwischen dem, was ein Autor kann, und dem, was er will, bloßlegen. Bei der literarhistorischen Einordnung von Erscheinungen wie Jean Paul zur Zeit Goethes oder Musil zur Zeit Thomas Manns erweist sich dieses Verfahren als besonders ergiebig, ja vielleicht als das einzige, das zu eindeutigen Resultaten führt. So be-

trachtet, wird erkennbar, daß im Werk Jean Pauls sich die bürgerliche Welt und die entsprechende Ideologie im Deutschland seiner Zeit viel unmittelbarer, reichhaltiger und vielfältiger widerspiegelt als in dem Werke Goethes. Aber ebenso zeigt sich, daß gerade diese Fülle und seismographische Genauigkeit zu der Beschränktheit dieses geistreichen Kopfes gehört. Es tritt seine Unfähigkeit oder sein Unwille hervor, die Erscheinungen der Welt aus der historischen Position seiner Klasse zu werten, das Weiterwirkende vom Absterbenden zu unterscheiden. Dem Werk Jean Pauls, das voll von Ideen ist, mangelt doch die Idee. Es fehlt ihm eine wenn auch noch so klassenmäßig beschränkte Konzeption von der Entwicklung der „Menschheit“, das ist: der Gesellschaft. Dazu paßt dann genau, daß dem Dichter sein Werk unter der Hand außer Rand und Band geriet und künstlerisch eher problematisch als befriedigend wirkt. Robert Musils Werk nun, neben das seines Zeitgenossen Thomas Mann gestellt, nimmt sich ähnlich aus wie das Jean Pauls neben dem Goethes. Es wird im Schatten der historisch bedeutenderen Leistung Thomas Manns leben, und seine Schwächen werden sowenig verschwinden wie die des Dichters aus Wunsiedel. Aber es bleibt der Wert dichterischer Dokumentation einer leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit den Erscheinungen der Zeit. Robert Musils Werk kann in der Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Imperialismus einen ähnlichen Platz behaupten wie das Jean Pauls im Zeitalter der Weimarer Klassik.

Es ist Thomas Mann nicht entgangen, daß Robert Musil bei der Verteidigung der kulturellen Werte, die das Bürgertum geschaffen hat, neben ihm stand; daß Musil einer der wenigen bürgerlichen Schriftsteller der Epoche war, die die schwere Aufgabe übernommen hatten, den Roman wieder zu einem Mittel der Humanisierung des deutschen Bewußtseins zu machen. Darum konnte er Robert Musils Werk „ein dichterisches Unternehmen“ nennen, „dessen einschneidende Bedeutung für die Entwicklung, Erhöhung, Vergeistigung des deutschen Romans außer Zweifel steht“, und darauf hinweisen, es sei „in bedeutendem Sinne ein aktuelles Buch“.

Für beide Dichter mußte das Auffinden der Ausgangsposition, von der aus sie sich mit den Verfallserscheinungen ihrer Gesellschaft auseinandersetzen konnten, zu einem schwierigen Prozeß werden. Die maßgebenden Bildungserlebnisse der Bürgergeneration, die um die Jahrhundertwende ins öffentliche Leben trat, vor allem das Erlebnis Nietzsches, führten die junge Intelligenz mit Leichtigkeit, gleichsam „von selbst“ zur Kritik an den Formen bürgerlicher Kultur und Moral. Sie ließen an „Modernität“ nichts zu wünschen übrig. Was im Gefolge Nietzsches und auch Dostojewskis im kulturellen Leben Deutschlands wuchs – von der Musik über die Literatur bis in die Pädagogik –, gab sich den Schein der Frische, der Auflehnung gegen

alte, das „Leben“ behindernde Vorurteile. Hier die Keime, ja schon die Früchte des Verfalls zu sehen, zu bemerken, daß die bürgerliche Ideologie dabei war, mit dem hergebrachten Demokratismus die Grundfesten abzubauen, die sie vor dem Versinken in Barbarei bewahrt hatten, brauchte es nicht nur einen klaren Kopf. Es brauchte Selbständigkeit und Kraft, sich gegen das „Zeitgemäße“ zu stellen und, notfalls, auf einer unmodern gewordenen konservativen Haltung zu beharren. Nur von einer Ausgangsposition her, die dem Denken erlaubte, sich der neugebildeten Vorurteile – es waren die des Imperialismus – zu erwehren, konnte der Versuch unternommen werden, vom bürgerlichen Standort aus dennoch für die Kunst einen humanitären Inhalt zu suchen. Wenig vorher hatte sich der neuromantische Ästhetizismus, etwa eines Hofmannsthal, um wenigstens einige ethische Grundvorstellungen zu retten, noch mit abstrakten Allegorien behelfen können. Schon die nächste Generation bürgerlicher Humanisten fand den deutschen Imperialismus und eine aggressiv antihumanistische Literatur in vollem Flor. Es gab nichts mehr, was mit behutsamen Händen bewahrt werden konnte. Ein humanistischer Gehalt für die Kunst konnte nur in harter Auseinandersetzung mit den Fragen der Zeit neu gewonnen werden. Ein offen gesellschaftlicher Inhalt, ja eine offen gesellschaftliche Thematik mußte gefunden werden. So sich ihre Aufgabe stellend, schufen diese wenigen der deutschen Romanliteratur die Möglichkeit, ihre Gestalten wieder mit einer „intellektuellen Physiognomie“ auszustatten. Aus dem Halbschatten, in die eine irrationale Anschauung vom „Leben“ sie entrückt hatte, wurden die Gestalten ins Licht der Vernunft gerückt und damit als gesellschaftliche Wesen wiederhergestellt. Dieses Verfahren war, wie wir uns vergegenwärtigen müssen, gegen den Strom einer Zeit gerichtet, der Hamsun als das große Vorbild in der Romanliteratur galt. Darum hebt Thomas Mann an Musil das als hervorstechende Qualität hervor, was sich ihm selbst immer deutlicher als Ziel seines Romanschaffens abzeichnete und was in seinem Gesamtwerke mit dem Faust-Roman kulminiert: „die Erhöhung, Vergeistigung des deutschen Romans“.

Es verhält sich in der Tat so, daß das Schaffen Musils jene künstlerische und denkerische Höhe, die kritische Fortgeschrittenheit des Intellekts innehat, die Thomas Mann rühmt. Aber in dem Widerspiel von ideologischer Konzeption und Formgebung tritt im Werk Musils aufs deutlichste hervor, daß das große Talent sich nur da voll zu entfalten vermag, wo die historisch-gesellschaftliche Konzeption des Werks der Höhe des Talents ebenbürtig bleibt. Wo diese Konzeption Schwächen hat, wird auch das gestalterische Gelingen in Frage gestellt.

Hiermit ist die Frage nach dem Realismus des Musilschen Romans gestellt. Musil selber war gefaßt, ihr zu begegnen. 1932 notierte er:

„Die Leser sind gewöhnt zu verlangen, daß man ihnen vom Leben erzähle und nicht vom Widerschein des Lebens in den Köpfen der Literatur und der Menschen. Das ist aber mit Sicherheit nur soweit berechtigt, als dieser Widerschein bloß ein verarmter, konventionell gewordener Abglanz des Lebens ist. Ich versuche ihnen Original zu bieten, sie müssen also auch ihr Vorurteil suspendieren.“

Und an anderer Stelle heißt es:

„Dieser Roman spielt vor 1914, zu einer Zeit also, welche junge Menschen gar nicht mehr kennen. Nur er beschreibt nicht diese Zeit, wie sie wirklich war, so daß man sie daraus kennenlernen könnte, sondern er beschreibt sie, wie sie sich in einem unmaßgeblichen Menschen spiegelte. Was geht dieser Roman also Menschen von heute an?“

Die erste Begegnung mit dem „Mann ohne Eigenschaften“, besonders die mit dem ersten Band, der 1930 erschienen ist, hat, ohne daß der Leser von damals die geplanten inneren und äußeren Ausmaße des Romanwerkes ahnen konnte, in ihm die Erinnerung an ein gigantisches schriftstellerisches Unternehmen hinterlassen. Es war, als sähe man einen Mann am Werk, der der Zeit, die ihn geprägt hat, mit dem Instrumentarium, das sie ihm in die Hand gegeben, in aller Wissenschaftlichkeit auf den Leib rückt. Es schien, daß dieser Robert Musil mit seinem Werk, das man oberflächlich gesehen in die Gattung „Gesellschaftsroman“ hätte einreihen können, vor allem den Beweis liefern wollte, daß kein Grund besteht, in der Gesellschaftsordnung, die er vorfand, irgend etwas heilig zu nehmen. Es war offenbar, dieser Dichter lehnte es ab, der Fiktion zu dienen, daß in der imperialistischen Gesellschaft das Menschliche irgendwie oder in irgendeinem Reservat intakt bleiben könne. Er lehnte es ab, sich zum Apologeten entmenschender Verhältnisse zu machen. Und so erkannte er, daß die optimistischen Thesen, die das Bürgertum hervorbrachte, sich von den pessimistischen nur äußerlich, nicht aber durch ihren objektiven Inhalt unterschieden. Die These „Der Mensch ist gut“, propagiert von dem Dichter Feuermahl, in dem man unschwer Musils Landsmann Franz Werfel erkennt, war ihm mit Recht ebenso anrühlig wie der exklusive Zivilisationspessimismus der George-Schüler, wie die Lehre des Philosophen Meingast (Klages), der den „Geist“ für den Zerfall der „Ganzheit“ der Menschen verantwortlich macht, oder wie die Bestrebungen des Monopolkapitalisten Arnheim (Walther Rathenau), der Seele und Erdölgeschäfte, Ethos und Finanzkapital zu verflechten strebt. Alle diese Glaubenshaltungen und „Weltanschauungen“, welche ohne Mythos nicht auskommen und den Kulturverfall aufhalten sollen, entschleiern sich ihm als Erscheinungsformen dieses Verfalls selbst. Sie dienen nur dazu, die Barbarei als notwendig und den Krieg als wünschenswert hinzustellen.



Die Entlarvung der spätbürgerlichen Geistigkeit als Machtinstrument der imperialistisch gewordenen Klasse ist nun aber für einen Schriftsteller, der den historischen Materialismus ablehnt und selbst die Positionen des subjektiven Idealismus nicht verläßt, eine erstaunliche realistische Leistung. Als literarisches Ergebnis haben wir im „Mann ohne Eigenschaften“ neben Manns „Doktor Faustus“ den bedeutendsten kulturkritischen Roman unserer Epoche.

Es ist eingangs angedeutet worden, daß die Fortsetzungen des Werks, die wir späterhin, und zuletzt in der postumen Ausgabe kennenlernen konnten, unsere Bewunderung nicht verstärken. Durch die Führung der Romanhandlung – vor allem dadurch, daß der Autor seine Zentralfigur Ulrich aus der Rolle des urteilenden Zuschauers, der Rolle des „Anders-Denkens“ herausführt in ein „Anders-Sein“ – ist eine Komponente in das Romanwerk geraten, die mit dem Grundthema des Werks kaum noch in Einklang zu bringen ist. Davon wird noch die Rede sein müssen.

Das Grundthema des Romans ist der kulturelle und sittliche Verfall der herrschenden Klassen vor dem ersten Weltkrieg, der das Ende der österreichisch-ungarischen Monarchie als Staatsgefüge wenn nicht herbeigeführt, so doch offenbart und beschleunigt hat. Musil, von seiner Position aus, kann ebenso wie seine andern Klassengenossen den Imperialismus nur an seinen ideologischen Merkmalen wahrnehmen. Er erkennt ihn an den Verheerungen, die er in der Geistesverfassung der Intellektuellen, in ihrer Kultur, Denkweise und Moral anrichtet. Daß er dementsprechend diesen Verfall für die eigentliche Ursache des Weltkrieges und seiner Folgen hält, schwächt nicht seine Kritik. Ja gerade dieser Irrtum, so scheint es, verleiht seiner Kritik am Imperialismus die besondere Durchschlagskraft: die Symptome, die seine Kritik erkennen kann, trifft er mit Präzision. Der Dichter entblättert die Ideologie der führenden Intellektuellenschicht Altösterreichs mit der gleichen Meisterschaft wie Ulrich, der Mann ohne Eigenschaften, seine Damenbekanntschaften. Dem Autor und seinem Ulrich, die mit Haut und Haar eins sind, kann nicht ganz wohl sein bei solchem Verfahren. Musil ist ebensowenig Zyniker wie ein Chirurg, dessen Tagewerk es ist, sein Messer in lebendes Fleisch zu senken. Ein Hauch von Trauer ist über der Sachlichkeit und Präzision und eine ganz und gar nicht bösartige, wiewohl sehr scharfe Ironie. Und fast wie eine Ahnung klingt es mit, daß anderwärts im Schoße der alten Gesellschaft schon eine Ethik im Keimen ist, eine neue, die nichts zu tun hat mit den gebildeten Müßiggängern, die der Dichter kennt; wohl aber irgendwie mit dem Arbeiten und Tätigsein. Von ihrer Erneuerung meint der Dichter etwas zu spüren bei den „Fachleuten“, bei Menschen, die einfach ihrer Arbeit nachgehen und wo man von Moral nicht viel Aufhebens macht. – Seine Aufgabe aber sieht er darin, *seiner* Gesellschaftsschicht, die er so gut

kennt, und ihrer Kultur kritisch zu Leibe zu rücken. Und er weiß ihr keine andere entgegenzusetzen! Musil notiert:

„Wie denkt er (Ulrich) sich den Dichter? Jedenfalls nicht aus der Intuition heraus schaffend. Dem in der Eingebung die Gedanken wachsen wie Haare oder Blätter. Sondern aus dem Wissen der Zeit heraus und aus ihren Interessen. Bloß rascher als sie, im Tempo ihr so weit voraus, daß er sich im Gegensatz zu ihr fühlt. Ihr besseres Ich, der Anwalt der Zeit gegen die Zeit...“

Es ist das ein Programm, das Forderungen enthält, die der bürgerliche Dichter von seiner Position aus nicht zu erfüllen vermag; denn die „Interessen“ der Epoche können schon seit langem nicht mehr aus den Interessen der Herrschenden abgelesen werden. Sie werden von einer Klasse vertreten, von der Musil nichts zur Kenntnis genommen hat als Randerscheinungen. Darum die resignierende Folge:

„Ihre (der Zeit) Privatgefühle entwickeln sich planlos, anarchisch. Aus den Schieberinteressen heraus. Ihre offiziellen Gefühle sind weiter hinter ihren Gedanken und Interessen zurück. Der Dichter muß aus dem Schieberkreis soviel annehmen, wie die Hochsprache aus dem Argot, wenn sie leben bleiben will. Er muß es aber mit der Mathematik in Einklang setzen. Ulrich will kein Dichter sein, sondern ein Essayist.“

Dieser Essayismus, im Roman nicht nur als literarische Methode, sondern als der Denk- und Lebensstil der Hauptfigur eingeführt, ersetzt in der Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit eine Weltanschauung:

„Ungefähr wie ein Essay in der Folge seiner Abschnitte ein Ding von vielen Seiten nimmt, ohne es ganz zu erfassen – denn ein ganz erfaßtes Ding verliert mit einem Male seinen Umfang und schmilzt zu einem Begriff ein –, glaubte er, Welt und Leben am richtigsten ansehen und behandeln zu können. Der Wert einer Handlung oder einer Eigenschaft, ja sogar deren Wesen und Natur erschienen ihm abhängig von den Umständen, die sie umgaben, von den Zielen, denen sie dienten, mit einem Wort, von dem bald so, bald anders beschaffenen Ganzen, dem sie angehörten. Das ist übrigens nur die einfache Beschreibung der Tatsache, daß uns ein Mord als ein Verbrechen oder als eine heroische Tat erscheinen kann und die Stunde der Liebe als die Feder, die aus dem Flügel eines Engels oder einer Gans gefallen ist. Aber Ulrich verallgemeinerte sie.“

Wenn man im Bereich der bürgerlichen Ideologie keine Weltanschauung annehmbar findet, weil sie evidenterweise alle nur der Vertiefung der Barbarei dienen, stellt diese Haltung, wie sie von Musil eingenommen wird, immer die sauberste dar. Sind aus ihr auch keine Überzeugungen oder gar Maximen abzuleiten, so bietet sie doch die Möglichkeit, von Fall zu Fall selbständig zu werten oder zu entscheiden.

Dieser „Essayismus“ ist die Sonderhaltung eines spätbürgerlichen Schriftstellers in einer Sondersituation. Es versteht sich, daß aus den Auseinandersetzungen, die von jeder Einzelercheinung der Realität provoziert werden können, ein bedeutender intellektueller Reiz in das Werk eingeht. Fast im gleichen Maße aber hemmen sie den Fortgang des Romans und machen ihn streckenweise unwegsam.

So kommt auf seine Rechnung nur derjenige, den man früher einen „philosophischen“ Leser genannt hätte. Das ist einer, der Neigung und Bedürfnis hat, über Sachverhalte, die er aus praktischen Gründen zumeist etwas grobschlächtig mit längst fertigen Formeln oder „Meinungen“ abtun muß, doch ab und zu selbständig nachzudenken und zu urteilen.

Dies bedenkend und daß ihm sein Verfahren das Lesepublikum vertreibt, bei dem solche Neigung nicht häufig anzutreffen ist, notiert Musil zu einem Nachwort:

„Was den einen langweilt, ist des andern Kurzweil; die Breite eines Buchs ist eine Relation zwischen seiner wirklichen Ausführlichkeit und den Zeitinteressen... Es sind zu viele auf der Welt, die genau sagen, was getan und gedacht werden müsse, als daß mich nicht das Gegenteil verführen sollte.“

Robert Musil war über vierzig Jahre alt, als er sich entschloß, die Welt, in der er seine Jugend und frühen Mannesjahre verlebt hatte, in einem Romanwerk zu gestalten: die Intellektuellenschicht der herrschenden Klassen Österreichs vor dem ersten Weltkriege. Es war die Gesellschaftsschicht, der er angehörte, die er kannte und an deren Geistesverfassung er die Symptome des Verfalls wahrzunehmen glaubte, die sie unfähig gemacht hatten, den Krieg und damit die Katastrophe aufzuhalten. Musil wählte daher mit Bedacht als Zeit seines Romangeschehens das Jahr vor der Mobilmachung. Getreu seinem Grundsatz „Nichts schreiben, was ich nicht genau kenne“ verzichtete er gänzlich darauf, Geschichte darzustellen und die materiellen Komponenten, die zum Zusammenbruch geführt hatten, aufzuspüren. Er konnte hoffen, daß sich die wesentlichsten von ihnen im Bewußtsein jener Schicht widergespiegelt finden mußten. Darin irrte er sich nicht. Ihre Ideologie diente in jedem Zug der Kriegsvorbereitung. Gelang es, sie zu entlarven, so mußte die nackte, schändliche Wirklichkeit zutage treten: das Interesse der Herrschenden, die sich anschickten, Millionen von Menschen in den Tod zu treiben.

Die Menschen, die Musil vorführt – das „Vorführen“ ist bei ihm eine sehr durchdachte und wirkungsvolle Methode –, gehören fast ausschließlich einer parasitären, aber keineswegs ungeschäftigen Schicht an. Ihr Charakter ist bestimmt, wenn auch nicht gebildet, durch die Stellung, die sie in der Gesell-

schaft einnehmen, und ihr Privatleben ist nur eine Funktion dieser Stellung. Ein Teil von ihnen fühlt sich von Gott dafür geschaffen, offizielle, staats-erhaltende Ideen zu haben. Zu ihnen gehört Se. Erlaucht Graf Leinsdorf, reichsunmittelbarer Großgrundbesitzer, der Erfinder der glorreichen „Vaterländischen Aktion“. Dann Diotima, ehrbare Gattin des Sektionschefs Tuzzi im Außenministerium, die wegen dieses legalen Verhältnisses zum gesellschaftlichen Haupt der Aktion erwählt ist, aber in Erfüllung ihrer Pflicht ihre hohe Seele entdeckt und sie mit der Arnheims, des Repräsentanten des reichs-deutschen Rüstungs- und Monopolkapitals, platonisch und illegal vermählt. Da ist der General Stumm von Bordwehr, mit dem Kulturressort des Heeres beauftragter Beamter des Kriegsministeriums, der die Amtlichkeit seiner Besuche durch eine Ordonnanz zu betonen liebt, die seine Aktenmappe tragen muß. In dieser Mappe befindet sich, da es nichts Ressortmäßiges gibt, zwecks Beschwerung ein Kommißbrot. Ein anderer, weniger offizieller Teil der Romangestalten hält sich von der „Zeit“ berufen, die „modernsten“ Ideen des Bürgertums zu vertreten. Zu ihnen gehört Fräulein Gerda Fischel, Tochter eines bis dahin ehrbaren jüdischen Bankprokuristen, die sich in eine deutschtümelnde Antisemitin verwandelt. Da ist Walter, Ulrichs Jugendfreund, der auf die Stunde wartet, daß das Genie aus ihm hervorbreche, und der inzwischen einen bescheidenen Archivarposten bekleidet. Und da ist besonders Walters Frau Clarisse, der ihre exaltierte Anlage die Fähigkeit, aber die Freundschaft mit dem homosexuellen präfaschistischen Philosophen Meingast-Klages erst den Mut gibt, einige der bedeutendsten „Ideen“ der Epoche mit eigener Person zu „leben“.

Musil hat der Gestaltung der Clarisse nicht allein, wie es zu seiner künstlerischen Methode gehört, eine minutiöse, sondern auch eine sehr ausdauernde Aufmerksamkeit geschenkt. Der Geschichte ihrer Verirrungen bis zur völligen Umnachtung sind viele Kapitel gewidmet, und sie ziehen sich bis in den Schlußteil des Buches. Clarisses Schicksal, die Taten und Halluzinationen ihres Erlösungswahns, bei deren Schilderung uns der Autor kein Detail erspart, muß als Symbol der Ausweg- und Richtungslosigkeit einer Intelligenz angesehen werden, der die Gesellschaft kein sinnvolles Betätigungsfeld mehr zu bieten vermag.

Die österreichisch-ungarische Monarchie, deren letzte geistige Physiognomie uns der Roman vorführt, war ein in vielen Hinsichten merkwürdiges Gebilde. Ihr Bestand selbst war in den letzten Vorkriegsjahren ein Faktum, das nachdenklichen Kreisen als etwas ans Wunderbare Grenzende oder an ihm Teilhaftiges erscheinen konnte. Dieses Reich bestand gleichsam nur aus auseinanderstrebenden Kräften. Von Viktor Adler, dem Führer der österreichischen Sozialdemokraten, stammt die schöne Charakteristik der Freiheit in Österreich, die ein „zusammengesetztes Wesen“ ist, „welches die Mitte hält

zwischen der Freiheit in Rußland und der Freiheit in Deutschland. In der Form ist sie deutsch, in der Ausführung ist sie russisch. Allein, wie sonderbar! Die österreichische Regierung ist gleich unfähig, bei einem Werke der Gerechtigkeit konsequent zu sein wie bei einem Werke der Unterdrückung; sie schwankt beständig hin und her – wir haben den Despotismus, gemildert durch Schlamperei.“

An dieses berühmt gewordene Wort, 1893 auf dem Internationalen Sozialistenkongreß zu Paris geprägt, erinnert Musils Schilderung einer Stadt in „Kakanien“:

„Es gab dort viele solche Städte, und alle sahen sie auch ähnlich aus. Am höchsten Punkt thronte ein Gefängnis, am zweithöchsten eine Bischofsresidenz, und ringsherum, gut auf die Stadt verteilt, fanden sich noch ungefähr zehn Klöster und Kasernen. War das geordnet, was man auch ‚die Staatsnotwendigkeiten‘ nannte, so überspannte man im übrigen die Einheitlichkeit und Einigkeit nicht, denn Kakanien war von einem in großen historischen Erfahrungen erworbenen Mißtrauen gegen alles Entweder-Oder beseelt und hatte immer eine Ahnung davon, daß es noch viel mehr Gegensätze (als die nationalen) in der Welt gebe, an denen es schließlich zugrunde gegangen ist. Sein Regierungsgrundsatz war das Sowohl-Als-auch oder auch noch lieber, mit weitester Mäßigkeit, das Weder-Noch. Man vertrat in Kakanien also darum die Auffassung, daß es nicht vorsichtig sei, wenn die einfachen Leute, die es nicht nötig haben, zuviel lernen; und man legte auch keinen Wert darauf, daß es ihnen wirtschaftlich unbescheiden gut gehe. Man gab gern denen, die schon viel hatten, weil es da keine Gefahr mehr mit sich bringt, und setzte voraus, wenn in den anderen etwas Tüchtiges stecke, werde er sich selbst zeigen, denn Widerstände sind geeignet, Männer zu erziehen.“

Es konnte eigentlich in dieser Monarchie niemanden geben, der, hätte man ihn befragt, einen plausiblen Grund hätte anzugeben gewußt, warum ein derartiges Staatsgebilde, eine derartige Staatsmacht, wie er sie als Bürger und Untertan kannte, wünschenswert wäre. Es gab diesen Staat als etwas, das sich meist durch Unbequemlichkeiten bemerkbar machte, und manchmal durch große Worte als Vorboten unangenehmer Ereignisse. Im übrigen, so meinte man, bestehe er ganz aus jenen „Staatsnotwendigkeiten“, Einrichtungen, die von der grauen Vorzeit bis vorgestern irgendeinmal notwendig geworden waren und seither in ihrer Art weiterfunktionierten. Man war da hineingeboren wie in ein Haus, das irgendeinmal einer gebaut hat und in dem man sich denn einrichten muß. Wenn die Feuchtigkeit in die Mauern steigt, Schimmel und Rheuma produzierend, oder die Ziegel locker geworden sind, auf denen die Dachbalken liegen – wer könnte billigerweise den gegenwärtigen Hauseigentümer dafür verantwortlich machen, daß das



Haus, das er besaß, unbequem war? Hätte er nicht selbst vorgezogen, im Besitz eines moderneren zu sein? Man konnte sich allenfalls auf ein paar Renovierungen und, wenn man selbst die Kosten tragen wollte, sogar auf einige Umbauten im Innern einigen.

Es glich das, was man in Österreich sechzig Jahre nach der blutigen Unterdrückung der Patrioten von 1849 noch „Patriotismus“ nannte, am ehesten den Empfindungen eines loyalen Mieters. Denn auch in diesem schönen Lande hatte der Kompromiß der Bourgeoisie mit dem Feudaladel diesem Worte längst jeden bürgerlich-revolutionären Sinn ausgetrieben. Es war den herrschenden Klassen gelungen, dem Begriff „Vaterland“ die Vorstellung unterzuschmuggeln, daß es sich hierbei um die weiten Gebiete handle, die ein greiser „Vater der Völker“ mit weiser Hand zusammenhalte und regiere. So war denn ein Patriot ein Mensch, der, wo es die Gelegenheit erforderte, in anständiger Haltung eine Strophe des Kaiserliedes zu singen wußte, das, in die jeweilige Landessprache übertragen, gleichzeitig als „Nationalhymne“ galt.

Der Patriotismus in Österreich war lange Zeit nichts als eine aus Ehrerbietung und Resignation gemischte Haltung, wie sie sich gegenüber Altem, unbequem Gewordenem, über das man kein Verfügungsrecht hat, geziemt. Aber eine Propaganda des „Patriotismus“ brauchte dieses Staatsgebilde neuerdings unbedingt. Denn nur das geschlossene Wirtschaftsgebiet der Monarchie, ein Staat, der sich unter die Großmächte zählen konnte, bot jene Ausbeutungs- und Expansionsmöglichkeiten, die der nachhinkende österreichische Imperialismus suchte. Mochten innere Widersprüche, die aus der ungleichmäßig kapitalistischen Entwicklung der Kronländer resultierten, die Einheit der Monarchie in Frage stellen, hinsichtlich der Außenpolitik waren sich die nationalen Gruppen der österreichischen Bourgeoisie einig: Ausdehnung nach Südosteuropa, also Krieg, gestützt auf das wirtschaftlich und innenpolitisch stärkere Deutsche Reich.

Aber: „Man handelte in diesem Land – und mitunter bis zu den höchsten Graden der Leidenschaft und ihren Folgen – immer anders, als man dachte, oder dachte anders, als man handelte.“ Ein solches Bewußtsein ist „ein leerer unsichtbarer Raum, in dem die Wirklichkeit darinsteht wie eine von der Phantasie verlassene Steinbaukastenstadt“.

Ein genialer, Gehalt und Geschehen seines Werks tragender Einfall Musils war es daher, das letzte ideologische Aufgebot der österreichischen Vorkriegsbourgeoisie unter das Zeichen dieses Patriotismus zu stellen, der, als ein positives Gefühl genommen, von zusammengesperrten Völkern die Begeisterung für den Käfig verlangt hätte, in den sie hineingeboren waren. Es war dieser Patriotismus ebenso universell wie inhaltsleer, ebenso reaktionär wie utopisch.



Die „Kräfte“ also sollten gesammelt werden in einer großen vaterländischen Aktion; und nun läßt Musil den Erfinder dieser Aktion, den Grafen Leinsdorf, mit bemerkenswertem Sinn für das Tatsächliche die Merkmale herausfinden, die eine solche Aktion haben mußte: sie mußte antipreußisch und dynastisch sein. Allerdings durfte sie, da man ja seit 1879 mit dem Deutschen Reich im Bündnisvertrag stand, antipreußisch nur auf versteckte Weise sein, so etwa, wie es hierzulande sogar die Großdeutschen in ihrem Herzen waren; und sie konnte dynastisch nur so sein, wie man es gewohnheitsmäßig an Kaisers Geburtstag war, an welchem Tage die resignierte Haltung gegenüber den „Staatsnotwendigkeiten“ in das stolze Gefühl umzuschlagen pflegte, daß diese Notwendigkeiten doch eben speziell österreichische waren.

Den Anlaß zur Aktion gab die Kunde, daß im Jahre 1918, also in etwa fünf Jahren, im Deutschen Reich das dreißigjährige Regierungsjubiläum Wilhelms II. gefeiert werden würde. Dem hatte man in Österreich, Gott sei's gedankt, etwas Bedeutenderes entgegenzusetzen: in dem gleichen Jahre 1918 würde man in der Monarchie, so es Gott gefallen würde, die siebenzigjährige Thronbesteigung Seiner Apostolischen Majestät feierlich begehen können. So wird denn die Große Vaterländische Aktion ins Leben gerufen, die, wie Musils Graf Leinsdorf es formuliert, „das volle Gewicht eines siebenzigjährigen segens- und sorgenreichen Jubiläums gegenüber einem bloß dreißigjährigen zur Geltung zu bringen“ hat. Und da seit der Berufung Conrad von Hötzendorffs als Generalstabschef im Vorjahr der Kurs auf baldigen Krieg für alle Welt feststand, so fällt dem Grafen genau nichts anderes ein als das Wort „Friedenskaiser“, wenn er überlegt, welche Ideen die „Vaterländische Aktion“ tragen und erfüllen sollten. Der „Parallelaktion“, wie sie der Kürze halber und weil damit ihr Zweck, der den Inhalt ersetzen mußte, erschöpfend bezeichnet war, sollte ein vorbereitendes Komitee dienen; seine Aufgabe war es, zu untersuchen, welche Ideen der Zeit sich eignen könnten, die Aktion zu tragen oder zu erfüllen.

Da aber jede Idee, ob sie nun aus den „Volksmassen“ geschöpft oder führenden Köpfen entsprungen war, unter den kakanischen Verhältnissen gar nicht anders konnte, als eben diese Verhältnisse in Frage zu stellen, so mußte offenbar werden, daß es in Kakanien, in Österreich, überhaupt keine staatserhaltenden Ideen gab.

An dieser Stelle erweist sich die volle realistische Kraft des Einfalls, auf den der Roman gegründet ist. Konnte Musil seine Zeit und Welt nur kritisieren in ihren ideologischen Spiegelungen, so zielt doch seine Ideologiekritik mit genialer Treffsicherheit genau ins Zentrum. Die Sicherheit und Unterscheidungskraft seines kritischen Intellekts läßt ihn eben jene brüchigste Stelle der bourgeois-dynastischen Ideologie finden, wo – zugleich mit ihr und durch sie – die brüchigen gesellschaftlichen Verhältnisse selbst ans Licht

gezogen werden. So ironisiert er denn alle diese am Überbau einer überlebten Gesellschaft geschäftigen Ideenproduzenten, wenn er notiert:

„Es war, trotz vielem, was dagegen spricht, Kakanien vielleicht doch ein Land der Genies; und wahrscheinlich ist es daran auch zugrunde gegangen.“

Im Dienste der Parallelaktion und in ihrem Umkreis profiliert sich das geistige Gesicht der Menschen, die Musil gefunden und erfunden hat, um zu zeigen, daß Krieg und Zerfall nicht gegen „bessere“ Einsicht, als unverdientes Schicksal, über Österreich gekommen ist; daß sich in jeder Idee der herrschenden Klassen die Kriegsvorbereitung spiegeln muß. Das geht von Leinsdorfs „Friedenskaiser“ über Feuermals „Der Mensch ist gut“ bis zu Diotimas „Weltösterreich“.

Ulrich, Musils Zentralfigur und Träger seines Denkens, fungiert als Sekretär dieser hochgeistigen und hochpolitischen Gesellschaft. Als solcher hat er einen in jeder Hinsicht vorzüglichen Beobachterstand. Es kann ihm nicht entgehen, daß die Meinungen und Gedanken jedes dieser angestellten oder privaten Vertreter der Kultur, selbst wenn sie glauben, nur ihren intimsten, privatesten Träumen, ihren selbständigsten, gleichsam „umstürzlerischen“ Gedanken nachzuhängen, doch stets den Interessen der herrschenden Klasse dienen. Auch für Ulrich sind diese Interessen nicht sichtbar. Er beobachtet nur, wie das Denken irrational wird, und daß sich dahinter etwas nicht Aufzuhaltendes vollzieht; und er erlebt am Ende, ohne überrascht zu sein, daß man schon lange mitten in der Katastrophe war. Erst als der Krieg da ist, wird erkennbar, daß alles auf ihn zu und in ihn hineingeführt hatte. Um diese Erfahrung an den Tag zu bringen, hat Musil die Gestalt des Ulrich erfunden, den „Mann ohne Eigenschaften“, der nicht als Beteiligter urteilt, sondern als einer, der wie zu einem Experiment in diese Welt hineingesetzt ist und beobachtet, was sich daraus ergibt.

Der Autor hat das Bewußtsein seines Ulrich allerdings noch mit einigen anderen Erfahrungen ausgerüstet, so zum Beispiel mit der, daß gewisse Konzeptionen, die vor dem ersten Weltkrieg in offiziellen Kreisen noch kein Gewicht hatten – etwa die Rassenlehre oder Klages' „Geist als Widersacher der Seele“ –, das geistige Gesicht der nahen Zukunft, des Faschismus, prägen würden. Musil hat diese Gruppierungen in den persönlichen Freundeskreis Ulrichs verlegt. So konnte er in ihrer Darstellung, etwa in dem rasanten Persönlichkeitsverfall der Clarisse, etwas von der Wirkung vorwegnehmen, die diese Ideen nur zu bald zeitigen würden.

Vermöge des Weitblicks seiner Menschenbeurteilung und der realistischen Tiefe seiner Konzeption ist Musils Werk mehr geworden als ein österreichischer Gesellschaftsroman. Er besitzt eine über die ursprüngliche Konzeption hinaus wirkende Aktualität.

Dennoch wäre es oberflächlich, zu meinen, daß das Erlebnis des Faschismus, das Musil noch während seiner zwanzigjährigen Arbeit an dem Werk hatte, auf dieses und auf die Urteilsbildung des Autors unmittelbaren Einfluß gehabt hätte. Seine richtige Einschätzung der präfaschistischen Philosopheme und Mythenbildung verdankt er einer philosophischen Ausgangsposition, die er niemals verlassen hat. Diese Position, die ihn in Gegensatz zu seiner „Zeit“ brachte und ihm eine realistische Kritik an ihr ermöglichte, ist durch einen philosophischen Konservatismus gekennzeichnet. Musil vollzog nicht den Schritt in die imperialistische Scheinobjektivität – ihr gerade galt seine Kritik –, sondern er beharrte auf der rationalen Skepsis des subjektiven Idealismus. Von dieser Position aus und ausgerüstet mit positivistischen, den Naturwissenschaften entlehnten Methoden, geht er an die Erscheinungen der Gesellschaft heran. Kann es ihm damit nicht gelingen, ihrem Wesen auf die Spur zu kommen, so gelingt ihm aus dieser Perspektive doch vorzüglich, die irrationalen Tendenzen der Epoche aufzudecken. Da er in ihnen eine Gefahr für den Geist erblickt, so haßt er sie mit kühler Leidenschaft und unternimmt es, sie mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote stehen, zu bekämpfen.

Gewiß, die Gesellschaft erscheint Musil überhaupt wider- und unvernünftig. Die Vorstellungen, die man sich von ihr macht, bleiben hinter der Erkenntnis der Natur weit zurück. Sie selbst erscheint ihm darum als etwas in der Entwicklung Zurückgebliebenes, Unmodernes, das von einer Sünde wider den Geist in die andere fällt. Aber, wiewohl er selbst diesem Phänomen nicht auf den Grund kommt, verabscheut er die Versuche, sich Illusionen zu machen, ihr wahres Gesicht vor sich selbst zu verschleiern. Darüber macht er sich lustig. Die Gesellschaft befindet sich, nach Ulrich, in einem vorkopernikanischen Zustand: Das Bewußtsein begnügt sich mit der Vorstellung: „Die Sonne geht auf“; und diese Vorstellung, obwohl sie irrtümlich ist, genügt doch, um das praktische Verhalten zu orientieren. So die Seele: Obgleich die Wissenschaft sie längst aufgelöst, sie auf einen Komplex typischer Reaktionsweisen reduziert hat, läßt man es bei der Gewohnheit, sie als etwas Gesondertes und dem Organismus Übergeordnetes zu behandeln. Erkenntnisse dieser Art über Welt und Gesellschaft produzierend, legt Musils Ulrich ein Verhalten an den Tag, das seinen Ursprung aus dem Als-Ob des Positivismus nicht verleugnet. Doch diese letzte Bastion der Ratio im bürgerlichen Denken befähigt immerhin diese Romangestalt, dem Zug der Dekadenz Widerstand entgegenzusetzen. Ulrich hält sich in einer Position, die es nicht zuläßt, Erscheinungen von Ideen abzuleiten. Damit ist er seiner Umwelt und dem bürgerlichen Denken dieser Periode voraus, und gleichzeitig, da dieses Denken zur Mythenbildung fortgeschritten ist, bleibt er hinter ihm zurück. Doch konservativ im Verhältnis zur Dekadenz zu sein

bedeutet objektiv Fortschrittlichkeit. Es ist die einzige, die innerhalb des bürgerlich-idealistischen Denkens zu diesem Zeitpunkt noch möglich bleibt, und die noch eine realistische Deutung gewisser gesellschaftlicher Erscheinungen zuläßt.

Sie reicht bei Musil nicht hin, die historische Rolle der Arbeiterklasse wahrzunehmen. Für ihn bleibt der Sozialismus nichts als die Kehrseite des Kapitalismus. Die Erklärungen der Mehrheit der führenden Sozialdemokraten beim Eintritt Österreichs in den Weltkrieg waren nicht geeignet, einen bürgerlichen Denker eines Besseren zu belehren. Die Arbeiterbewegung erscheint einzig in Gestalt des Opportunisten Schmeißer, der sich, mitsamt seiner Maske eines Bürgerschrecks, dem Leinsdorf, der Schwierigkeiten mit den Deutschnationalen hat, für seine vaterländische Aktion als Nachfolger Ulrichs zur Verfügung stellen soll.

Ulrich hat auch sein „politisches“ Erlebnis. Es besteht darin, daß eine chauvinistisch aufgeregte Volksmenge, die gegen Leinsdorf demonstriert, Ulrich für den Grafen hält. Am Ende seines ersten Buches ist dies der richtige Moment für den Autor, zu zeigen, daß man nicht in der Fiktion leben kann, unbeteiligt zu sein, daß ein Mitmachen, setzt es sich auch aus lauter Vorbehalten zusammen, schließlich zur Parteinahme wird. Sein Bekenntnis „Ich kann dieses Leben nicht mehr mitmachen, und ich kann mich nicht mehr dagegen auflehnen!“ bedeutet nicht allein das Zusammenbrechen des bisherigen Lebensversuchs Ulrichs. Der Schock dieses Erlebnisses bringt einen ganzen Komplex von ethischen Fragen in sein Bewußtsein, die bis dahin von seinem nur spirituell-ästhetischen Urteil vernachlässigt worden waren. Und er muß sich von seinem geistigen Gegner Arnheim belehren lassen: „Sie können versichert sein, daß unser Freund Tuzzi in größter Gewissensruhe das Zeichen zu einem Krieg geben würde, selbst wenn er persönlich nicht einen alten Hund totschießen könnte.“

Und Ulrich denkt: „Die Teilung des moralischen Bewußtseins, von der Arnheim sprach, diese fürchterliche Erscheinung des heutigen Lebens, hat es immer gegeben, aber sie ist zu ihrem grauenvollen guten Gewissen erst als eine Folge der allgemeinen Arbeitsteilung gelangt, und als solche besitzt sie auch etwas von deren großartiger Unvermeidlichkeit.“ Es stellt sich ihm also das Problem der „Verantwortlichkeit“. Und das weitere Geschehen des Romans steht unter dem Zeichen, daß Ulrich aus der Gesellschaft, die jeden auf unpersönliche Weise mit verantwortlich macht, zu fliehen sucht. Arnheim, als geistige Verkörperung des Monopolkapitals, hat ihm diese Verantwortlichkeit deutlich vor Augen gestellt: „Durch diese zur Virtuosität ausgebildete ‚Indirektheit‘ wird heute das gute Gewissen jedes einzelnen wie der ganzen Gesellschaft gesichert. Der Knopf, auf den man drückt, ist immer weiß und schön, und was am anderen Ende der Leitung geschieht, geht

andere Leute an, die für ihre Person wieder nicht drücken. Finden Sie es abscheulich? So lassen wir Tausende sterben oder vegetieren, bewegen Berge von Leid, richten damit aber auch etwas aus!"

Ulrich tritt nun, mit Beginn des zweiten Buches, aus dieser Gesellschaft hinaus, nicht einfach ins „Privatleben“, sondern in eine Sonderwelt, ein individuell verantwortetes Dasein, das, wenn nicht durchaus, so doch partiell aus den gegebenen konkreten Gelegenheiten sich moralisch halten könnte. Das ist eine Utopie und eine Flucht in sie. Ulrich selbst nennt sein Unternehmen, sich außerhalb der Welt eine Welt zu gründen, eine „Utopie des andern Zustands“. Sie ist nichts anderes als die Tatsache jenes „Essayismus“, den wir als den Grundzug seines Denkens und Verhaltens zuvor skizziert haben.

Hier nun müssen sich ernste Einwände erheben: Kann sich nach diesem „Hinaustreten“ Ulrichs in seinen Erlebnissen noch so viel an gesellschaftlicher Wirklichkeit spiegeln, daß der Leser ein gewisses Maß realistischer Erkenntnis aus dem Erzählten gewänne? Dies wäre durchaus dann möglich, wenn Ulrich eine wirkliche Gestalt wäre, zu der sich Autor und Leser objektiv verhalten könnten. Ulrich aber ist als Zentralfigur des Romans ganz anders angelegt. Er ist, fast möchte man sagen, gar keine literarische Gestalt. Der Autor tritt nicht neben ihr weg, wie man von einem Erlebnis wegtreten muß, um es erzählen zu können. Vielmehr hat es Musil darauf angelegt, niemals eine irgendwie geartete Distanz zwischen sich und seinem Ulrich aufkommen zu lassen. Ulrichs „Essayismus“, seine Art, sich mit der Wirklichkeit auseinanderzusetzen, ist die Musils, seine Etappen sind die seines Autors. Solches Verfahren bewährt sich aber in der Kunst des Erzählens nur unter der Voraussetzung, daß das Erzähler-Ich oder sein Ersatzmann nichts tun darf, was nicht bei gleicher Motivierung auch dem Leser als notwendig erschiene. Zu einer philosophischen Position aber, aus der die jeweilige historische Wirklichkeit nur als eine beliebige „Möglichkeit“ erscheint, die sich gerade zufällig vollzieht, kann sich der Leser dem wirklichen Leben gegenüber nicht überreden lassen. Er „zieht sich das nicht an“. Gern läßt er sich amüsieren, seinen Verstand so lange mitgehen, als Ulrich den herrschenden Vorurteilen seiner Zeit positivistisch kommt; solange er die Leute daran erinnert, wie ihr Denken, ihre Vorstellungen weit hinter der Exaktheit zurückbleiben, durch die der Mensch in Naturwissenschaft und Technik groß geworden ist. Man folgt ihm, solange er kritisch, oder, wenn das zu Umfassendes sagt, solange er aggressiv ist.

Der „Möglichkeitsmensch“ Ulrich also ist des paradoxen Verhaltens, immer anders zu denken und doch mitzumachen, müde geworden. Das wäre menschlich verständlich. Leider aber beginnt der Geist, der den Ereignissen und Erscheinungen, den herrschenden Ideologien und den eigenen Empfin-



dungen gegenüber bisher sich analytisch und verneinend verhalten hat, nun konstruktiv zu werden. Ging sein Rationalismus bis dahin von einer, wenn auch nicht in der gesellschaftlichen Realität, so doch im Intellekt gesicherten Position aus, so geht er jetzt dem Ulrich und seinem Autor durch. Nur widerwillig folgen wir ihm, wenn er aus der Wahrnehmung, daß sich für Liebende, solange sie ihr Gefühl ernst nehmen, der Aspekt der Welt verändert, eine Welt und auch ein Leben nur durch und für dieses Gefühl baut. Denn auch jetzt, wo wir Ulrich auf offenbaren Abwegen sehen, läßt der Autor nicht zu, daß wir Distanz gewinnen. Hätte er gezeigt, hätte er zeigen können, wie nun ein Mann wie Ulrich selbst einer Utopie zum Opfer fällt, so hätte er Verständnis erwarten können, auch für das Abwegige. Der Autor aber versucht uns zu zwingen, selbst abwegig zu denken und an eine Welt zu glauben, „als ob“ sie wäre. Das aber geht nicht.

Es entspricht der „autistischen“, auf sich selbst bezogenen Anlage Ulrichs, daß die Liebe, aus der er jenes Sonderdasein leben will, ihn mit seiner leiblichen Schwester Agathe verbindet. Ein solches Verhältnis, das das Paar außerhalb aller Konventionen stellt, eingeleitet durch das überflüssige Vergehen einer gemeinsamen Testamentsfälschung, ist überdies außerordentlich geeignet, die Utopie des „Andersseins“ so asozial zu machen, wie es hier nötig erscheint. Man würde sich aber enttäuscht finden, wenn man erwartet hätte, was man in einem realistischen Roman erwarten könnte: daß das blutschänderische Verhältnis das Paar in Konflikt mit der Umwelt brächte. Ein solcher Konflikt könnte für den neuen Ulrich Anteilnahme wecken. Das gerade Gegenteil aber bezweckt und bewirkt der Autor. Was notwendig vor der Öffentlichkeit geheim bleiben muß, und vermöge eines entsprechenden Arrangements auch geheim bleibt, stellt sich um seiner selbst willen dar: als isoliertes Lebensexperiment Ulrichs, als eine seiner Fluchtutopien. In dem Versuch, sie zu leben, scheitert Ulrichs Utopie an einem Konflikt, der ihr selbst eigen ist: an der Sinnentleerung, der schließlich jede Sache anheimfällt, die nur um ihrer selbst willen betrieben wird. Dieses „Leben“ und die ihm zugehörige „Welt“ der Liebe ist nur äußerlich ein lyrisch-leidenschaftliches Intermezzo. Für Ulrich ist es der sehr bewußte Versuch, eine „Möglichkeit“ durchzuexerzieren, deren wesentliches und allgemeines Merkmal ihre irrationale Konzeption ist. Hier, wo es sich nur noch am Schlepptau von Empfindungen bewegen kann, die ernst genommen sein wollen, wird sein Denken schwach; es wird unfrisch, wie es das eines Mystikers ist, der sich in vernünftiger Rede versucht, um sich „verständlich“ zu machen. Und wirklich leitet sich das Geschwisterverhältnis, weil es ohne Weltbeziehung ist, weil es darauf angelegt ist, aus zwei eins zu machen, und aus vielen anderen Gründen, durch eine mystische Phase ein. Mit dem Untergang der „induktiven“, wissenschaftlichen „Gesinnung“ bei Ulrich, dem Zusammenbruch, der



ja Voraussetzung für das Zustandekommen der Liebesutopie ist, hat konsequenterweise auch der Autor den Boden unter den Füßen verloren. Da er die stete, nahe Fühlung mit seiner Ulrich-Figur auch jetzt nicht aufgibt, entschwindet ihm alle Fähigkeit oder Möglichkeit zu der ironischen Darstellung, die bis dahin ein entscheidender Vorzug seiner Darstellungsweise gewesen war. Wir werden unseres Helden und des Buches erst wieder froh, wenn das sein triviales Ende findet, was etwa achthundert Seiten früher angefangen hat, den Roman fragwürdig zu machen.

Auch dem Leser soll, zur Entschädigung für unsere etwas beschwerlich gewordene Betrachtung, das Resümee des Zusammenbruches der Utopie nicht vorenthalten werden: Ermüdet von den Umarmungen, ist dem Liebespaar die Liebe schal geworden. Was als Versprechen eines mystischen „Tausendjährigen Reiches“ begonnen und als Suche nach dem „Eingang ins Paradies“ weitergeführt war, ist an Mangel an Weltkontakt eingegangen. Der Bruder erhebt sich aus den Armen der Schwester, die sich eben zerstreut gezeigt hat. „Es ist egal“, sagte er rauh, „denk an wen du willst. Wir müssen uns nach einem dritten umsehen. Der uns zuschaut, beneidet oder Vorwürfe macht.“ Er blieb vor ihr stehen und sagte langsam: „Zwischen zwei einzelnen Menschen gibt es keine Liebe!“ Agathe richtete sich auf einem Ellenbogen auf und lag da, mit großen Augen, als ob sie den Tod erwartete. „Wir sind einem Impuls gegen die Ordnung gefolgt“, wiederholte Ulrich. „Eine Liebe kann aus Trotz erwachsen, aber sie kann nicht aus Trotz bestehn. Sondern sie kann nur eingefügt in eine Gesellschaft bestehn. Sie ist kein Lebensinhalt. Sondern eine Verneinung, eine Ausnahme von den Lebensinhalten. Aber eine Ausnahme braucht etwas, wovon sie Ausnahme ist. Von einer Negation kann man nicht leben.“

Und etwas später, auf die Frage: „Lieben wir uns denn nicht mehr?“ die Antwort:

„Man darf nicht übersehen . . . wie sehr dieses Gefühl von der Umgebung abhängt. Wie es seinen Inhalt davon erhält, daß man sich ein gemeinsames Leben vorstellt, das heißt eine Linie zwischen den anderen Menschen durch . . . Wir dürfen uns nichts Falsches vormachen: Ich war doch kein Narr, als ich das Paradies suchen wollte: Ich konnte es bestimmen, wie man einen unsichtbaren Planeten aus bestimmten Wirkungen erschließt. Und was ist geschehn? Es hat sich in eine seelisch-optische Täuschung aufgelöst und in einen wiederholbaren physiologischen Mechanismus. Wie bei allen Menschen!“

Daß sich Musil selbst über gewisse Schwächen großer Partien seines Werkes während der Arbeit klargeworden ist, kann bei einem Künstler seiner Art nicht überraschen. In seinen Werknotizen, die der Herausgeber Adolf Frisé dankenswerterweise dem gigantischen Romantorso beigegeben hat,

findet sich mancher Hinweis darauf. Sie betreffen Schwierigkeiten der Komposition wie auch der Gestaltung. Eine für uns zentrale Bemerkung trifft die *Konzeption* der Ulrich-Agathe-Kapitel und zeigt, daß das, was uns als Abweg von einer realistischen Darstellungsmethode aufgefallen ist, sich auch für den Autor als Dilemma dargestellt hat:

„Der Hauptfehler lag in der Überschätzung der Theorie. Diese hat sich als unergiebig und nicht tragfähig herausgestellt; jedenfalls ist sie weniger bedeutend, als es vor der Ausfertigung geschienen hat. Das ist mir schon längere Zeit bewußt, aber nun muß auch die Konsequenz daraus gezogen werden.

Die Konsequenz: Identifiziere dich nicht mit der Theorie, sondern stelle dich gegen sie realistisch (gemeint: erzählend) ein. Gib nicht dem Unmöglichen eine Theorie, aber laß sie in Stücken einfallen. Lasse sie entstehen und auf Ulrich wirken und erzähle auf Grund dieser Voraussetzung. Blicke also immer auf das Geschehen und habe nicht den Ehrgeiz einer völlig neuen Erkenntnis – deren Mohammed du dann ja sein müßtest!“

Ob es Musil gelungen wäre, durch Umarbeitung des zweiten Hauptteils, wie er sich das vorgesetzt hat, den Grundfehler aufzuheben, der in dem Zwang liegt, das Unmögliche als möglich ansehen zu sollen? Diese Distanzierung von der „Theorie“, deren „Mohammed“ der Autor doch nicht sein möchte, wäre, wie wir gesehen haben, gewiß sehr nötig. Aber wäre sie, selbst wenn der Autor denkerisch ihrer fähig geworden ist, künstlerisch ohne einen entscheidenden Bruch zu erreichen gewesen? Der Bruch hätte sich fühlbar gemacht, sobald Musil von seinem Ulrich, mit dem er sich bis dahin identifiziert hat, zurückgetreten wäre. Damit nämlich hätte Ulrich aus einem die Welt Beurteilenden zu einem vom Autor und vom Leser Beurteilten werden müssen, zu einem Erzählten. Das bedeutet, der Ulrich des neuen „Zustandes“ hätte mit der eigenschaftslosen, gleichsam experimentellen Zentralfigur des ersten Teiles nur noch den Namen gemeinsam gehabt.

Es ist versucht worden zu zeigen, daß die philosophische Ausgangsposition, die Robert Musil gefunden hat, sich als ergiebig für eine Kritik an der herrschenden bürgerlichen Ideologie erwies. Musil gelingt es mit seinen Methoden, ein wahrheitsgetreues Abbild der Entstellungen des Menschen zu geben; und indem er sie auf ein historisches Faktum, die allgemeine Mobilmachung im August 1914, bezieht, ihre wirkliche Funktion aufzudecken. Eine schmale Basis verteidigend, entfaltet der Dichter dennoch ein großes realistisches Bild, das auch heute noch und solange diese Ausbeuterklasse am Leben ist, seine Aktualität bewahrt und bewährt.

Robert Musil selbst ist aus der Welt, die ihn umgeben hat, in sein Werk entronnen. Er hat sein Leben in diesem Werk aufgehen lassen. Es ist ihm

zum Niederschlag seiner Welt geworden und seiner Beziehung zu ihr. Was ihn während zwanzig Lebensjahren bewegt hatte, mußte alles, sei es nun als Frage, als Korrektur, sei es als „Essay“, das eine erweiterte Frage ist, in dieses Werk eintreten. Man fragt sich, ob der „Mann ohne Eigenschaften“ je hätte fertig werden können, selbst wenn sein Autor hundert Jahre zu leben gehabt hätte. Die inneren Ausmaße des Werkes sind enorm: Maßlos in der Aufnahme aller Erfahrungen der Epoche, die dem Intellekt zu machen möglich waren; aber zuchtvoll durch die Arbeit dieses Intellekts, der glänzt wie ein Messer, nicht weil es poliert ist, sondern weil es präzise arbeitet. So auch wird Musils Sprache zur Dichtersprache dadurch, daß sie für den Empfindungswert des Gedankens ebenso genau ist wie für seinen Inhalt. Es ist eine biegsame, ganz unmanierierte Sprache, die es dem Dichter ermöglicht, Erzählung und Gedanken miteinander darzustellen, ohne die Stimmlage zu ändern. Es ist vielleicht die schönste, reinste und dabei wunderbar heutige Sprache, die in den letzten Jahrzehnten geschrieben worden ist.

Man könnte auch von der Ironie sprechen, die bei Musil so viele Grade von der Sanftheit bis zur Schneide hat, wie die menschliche Dummheit Abstufungen von der liebenswürdigen Hilflosigkeit bis zur machtgestützten Bosheit. Auch sie, die ein Ausdruck seiner Menschlichkeit wie seiner Aggressivität ist, bewährt sich als ein wunderbares Mittel, das Anliegen des Autors gegen die Welt, die er schildert und verabscheut, zu behaupten.

Robert Musils humanistische Leistung als Dichter besteht darin, daß er, auch ohne Antwort und Ausweg zu sehen, die pessimistische Lösung, die faschistische („Wo die Macht ist, da ist auch die Moral“) ablehnte. Damit hat er die Frage neu gestellt, die sich, seit es ein bürgerliches Denken gibt, immer von neuem stellte: Wie wird die Vernunft vernünftig? Wie kommt die Güte zur Macht? Das ist eine Kernfrage der Humanität. Wir wissen, daß sie innerhalb der bürgerlichen Welt nicht gelöst werden kann. Daß Musil sie mit seinem Lebenswerk gestellt hat, reiht dieses in die Reihe der bedeutenden humanistischen Leistungen unserer Literatur ein.

## AM RANDE DES ALLTAGS

**E**r war Privatgelehrter für Sinologie. Früher. Und korrespondierendes Mitglied mehrerer ausländischer Akademien. Früher. Früher hatte er auch eine Frau und zwei Kinder, zwei Mädchen. Und ein bescheidenes Häuschen nicht weit vom Maschsee, mit Klematis rings um die Veranda. Manchmal konnte er sich an all das noch gut erinnern. Sogar an die Klematis. Aber er wußte ja von der Biologie her, daß alles Lebendige sterben muß, um sich zu erneuern. Der Mensch zum Beispiel erneuert sich innerhalb von sieben Jahren so vollständig, daß derselbe Mensch dann eigentlich ein anderer Mensch ist. Nur dauert es eben sieben Jahre. Aber jetzt, denkt er, sind ja auch schon beinahe zweimal sieben Jahre herum, und er kann sich eben einfach nicht mehr an diesen anderen Menschen gewöhnen, der er nun ist. Diesen Menschen, der nur mehr da ist, und wo er ist, ist er zuviel.

Als er plötzlich vor seinem ehemaligen Schulkameraden stand, gegen Abend, im Getriebe der Georgstraße, da war er so erschrocken, daß er sein Herz schlagen fühlte bis in den Hals. Denn das war sogar schon volle vierzehn Jahre her, daß er ihm zuletzt begegnet war. Und er wäre daher lieber weitergegangen. Aber sein Schulkamerad hatte ihn gleich mit so lautem und so prächtigem Lachen begrüßt, daß ihm nichts dagegen zu tun schien, als die hingestreckte Rechte zu nehmen. Er spürte dabei nur hinten im Hals so ein kleines Kitzeln. Das konnte vom leeren Magen sein oder auch von den Nerven oder auch ... „Habe doch stets eine Schwäche für dich gehabt. Komm, das muß gefeiert werden!“ Noch immer die volle warme Stimme.

Das Wiedersehen vor vierzehn Jahren war anders gewesen. Damals hätte er, selbst wenn er gewollt hätte, nicht weitergehen können. Denn damals, als er plötzlich vor seinem Schulkameraden gestanden hatte, war der sein Vorgesetzter gewesen, der Chef der Strafkompagnie, zu der er überstellt worden war, damals in Rußland, weil er nicht hatte teilnehmen wollen an der Liquidierung von ein paar Judenkindern, die aus Versehen übriggeblieben waren.

Aber sein neuer Chef war gut gewesen zu ihm. Er hatte sich selbst aussuchen dürfen, ob er lieber zu den Leichenbestattern oder lieber zu den Minenräumern eingeteilt werden sollte. Er hatte das Leichenbestatten gewählt, denn er hatte an seine Familie denken müssen, daheim, damals in Rußland.

Dann kam der Tag – sie waren wieder sechs Mann und ein Unteroffizier gewesen und hatten bis Mittag schon an die hundert Leichen bestattet, und die Leichen waren so steif gefroren, daß man ihnen mit dem Spaten die Glieder zerschlagen mußte, damit sie nicht so sperrig waren und mehr von ihnen hincinpaßten in ein Grab –, da hatte er plötzlich zu schreien begonnen und hatte nicht mehr aufgehört zu schreien, auch nicht, als man ihn schon abgeführt hatte zum Chef. Aber der war gut gewesen zu ihm: Er ließ ihn nicht erschießen wegen Gehorsamsverweigerung und übergab ihn auch nicht dem Kriegsgericht, er diktierte ihm nur mit seiner vollen warmen Stimme vierzehn Tage Dunkelarrest zu.

In dem schwarzen Loch ist er dann still geworden. Schon gegen Abend. Und der Unteroffizier mußte jeden Tag nach ihm sehen, ob er auch nicht erfroren war – weil er so still war. Und jeden Tag mußte der Unteroffizier den Urineimer herausholen und von der Küche auftauen lassen, und dann kam er damit zurück, der Unteroffizier, und befahl ihm, den Eimer auszutrinken. Aber das wußte er nicht, daß der Unteroffizier das mußte – auf Befehl des Kompaniechefs. Er hätte es dann auch nicht richtig verstanden. Denn er hätte nicht verstanden, daß der Kompaniechef sich das selbst so ausgedacht hat wegen des Dokortitels. Er hatte einfach gedacht, der Unteroffizier täte es nur zu seinem Vergnügen, damals in Rußland.

Natürlich hätte er sich lieber weigern sollen. Nicht damals in Rußland. Jetzt, hier in der Georgstraße. Aber sein Schulfreund drängte so sehr. Und seinen Mercedes ließ er ganz einfach drüben stehen. Und er selbst mußte wieder denken, wie gut er zu ihm gewesen war, damals in Rußland, und das mit dem Urin, das war ja nur von dem Unteroffizier gekommen, damals in Rußland, und niemand sprach ja auch noch davon, von Rußland und derlei Dingen. Und dann ehrlich gesagt: der Hunger. Dieses flaue Gefühl, bei dem der Magen immer mit Übelkeit kämpft, und der Kopf ist so leer, und die Augen sehen das Licht in den üppigen Auslagen auf seinen Wellen tanzen in den vorgeschriebenen Metersekunden. Und der Wille wird dabei so schwach. Ehrlich gesagt und ganz schlicht: dieser dumme, unwürdige Hunger.

Erst als sie eintraten in die warme Helligkeit und der livrierte Portier an der Garderobe seinem Schulfreund den Pelzmantel abnahm, erinnerte er sich seiner ausgefransten Hosen und seines nicht mehr ganz sauberen Hemdes. Aber sein Schulfreund war gut zu ihm. Er schlug ihm kräftig auf die Schulter und lachte ihn an, daß die Zähne im Neonlicht nur so blitzten. „Ein bißchen älter geworden, na ja – aber sonst famos! Noch immer der Alte!“

Es fing mit Gänseleberpastete an. „Und übrigens deine Familie?“ hörte er plötzlich wie von weitem. Und dann merkte er, daß er nicht zu sprechen



vermochte darüber. Hier nicht. „Oh, pardon, tut mir leid“, hörte er, „aber, mein Gott, wir alle haben verloren.“

Die Suppe tat gut. Nur war es sehr wenig. Die Suppe.

Bei der Forelle – es gab einen spritzigen Mosel dazu – hatte sein Freund noch zuviel mit den Gräten zu tun. Als aber der würzige Rüdesheimer zum Braten kam, da wurde er richtig lebhaft, sein Schulfreund, und richtig gesprächig.

Beim Kapaun begann er zu lachen – Chablis wurde dazu serviert –: „Natürlich muß man alles auch ein wenig schaukeln können. Aber schließlich ein bißchen Verbindung – ein bißchen Tüchtigkeit – du verstehst schon – und ein bißchen Glück, dann klappt's schon. Naja, und den richtigen Glauben! Klar! Wenn man den falschen Glauben hat, wird man natürlich nicht Ministerialrat. Nur, siehst du, hat man erst mal den Bogen heraus, kommt bald von allein noch dieses und das dazu, hier ein nettes Aufsichtsratspöstchen, ab und an ein paar Schweizer Franken, ein hübsches Haus, natürlich mit allem, Klimaanlage, Kintopp und so – aber preiswert, versteht sich, sehr preiswert: Nur armsein ist teuer.“ Wie herzlich er lachen konnte über den Witz. „Nun ja, bleiben die Dienstbotennöte.“ Sein Gesicht drückte jetzt ehrlich tiefe Bekümmernis aus. Als er aber Messer und Gabel aus der Hand legte, war seine Miene voll weiser Bescheidung. „Man hat seine Sorgen, aber man lebt.“

Beim Käse fiel ihm erst die Wortkargheit seines Gastes auf. „Verzeih mal“ – ein kleines Räuspern – „ich habe den Eindruck, du liegst nicht besonders glücklich?“

„Nein, nicht besonders.“ Er hörte es selbst, wie belegt seine Stimme klang.

„Sag mal, was könnte ich für dich tun?“ Wie gut er doch zu mir ist, dachte er und hörte: „Menschenskind, ich begreife dich gar nicht, du bist doch sogar Akademiker.“ – Was sollte er sagen? – „Wahrhaftig, man muß etwas tun für dich“, hörte er und dachte: Welch großes Glück, daß ich ihm begegnet bin, er wird etwas tun für mich! Er ist ja immer so gut gewesen zu mir.

Und dann stand er auf und fegte die Essenreste vom Tisch und den Wein und fegte alles vom Tisch, was darauf stand und schrie, daß die Adern an seinen Schläfen wie dicke Würmer hervorquollen, und schrie: „Man kann ja gar nicht soviel essen, wie man kotzen müßte!“ Und schrie und schrie und schrie immer dasselbe. Und dann kotzte er auch.

Und dann, nachdem man ihn überwältigt und fortgeschafft hatte, kam er in kein Gefängnis, und er kam auch in keinen „Bunker“ und brauchte nicht seinen Urin auszutrinken. Und es gab keine Strafkompagnien – im Augenblick noch nicht. Man war gut zu ihm und brachte ihn in die Irrenanstalt. Dort wurde er anfangs mit kalten Duschen und später mit Insulin behandelt. Das half. Und er wurde rundlich davon und phlegmatisch. Und die Ärzte



schrieben es in ihr Journal. Und der Pfarrer, der ihn alle vier Wochen besuchte, war auch zufrieden mit ihm.

An Wochentagen mußte er, mit Rücksicht auf seinen früheren Beruf, die Gartenwege harken und Unkraut jäten. Aber an Sonntagen saß er immer draußen auf der Bank vor dem Ausgang und zeichnete mit dem Finger etwas in den Sand. Und niemand wußte, was es bedeuten sollte. Der Pfarrer nicht und nicht einmal die Ärzte. Und sie konnten es daher auch nicht in ihr Journal schreiben. Sie dachten nur, wer, der bei Sinnen ist, schreibt schon etwas in den Sand. Und das sagten sie auch. Obwohl schon früher einmal ein anderer etwas Bestimmtes mit dem Finger in den Sand geschrieben hat, und man weiß bis heute nicht, was. Aber damals gab es noch keine Irrenanstalten. Damals in Palästina.

*Vom Standpunkt des Stils ist ein gesundes Kunstwerk jenes, dessen Stil die Schönheit des angewandten Materials durchschimmern läßt, bestehe dieses Material nun aus Worten oder aus Bronze, aus Farbe oder Elfenbein; das Werk nützt diese Schönheit als Mittel ästhetischer Wirkung. Vom Standpunkte des Stofflichen ist ein gesundes Kunstwerk jenes, bei dessen Stoffwahl nur das Temperament des Künstlers maßgebend ist, ein Werk, das ursprünglich aus ihm fließt. Mit einem Wort, ein gesundes Kunstwerk ist jenes, das die beiden Eigenschaften, Vollkommenheit und Persönlichkeit, vereint. Form und Inhalt können natürlich im Kunstwerk nicht gesondert werden, sie bilden eine Einheit. Aber zum Zweck der Analyse können wir die beiden verstandesmäßig trennen und die Einheitlichkeit des ästhetischen Eindrucks für einen Augenblick beiseite stellen.*

Oscar Wilde

Wilde wurde vor hundert Jahren, am 15. Oktober 1856, geboren.

Joachim Müller

### Zur Frage der Gattungen

Der These Joachim G. Boeckhs (NDL Heft 8/1956, S. 128) vom „engen Pferch“ der drei Gattungen Epik, Lyrik, Dramatik möchte ich die These vom *weiten Feld* dieser Dreiheit entgegensetzen, an der festzuhalten mir nach wie vor richtig scheint.

Man muß die drei *Dichtungsgattungen* von den übrigen literarischen Formen unterscheiden. Das *Dichterische* ist ein Wert- und Qualitätsbegriff. Boeckh reiht die Genres wahllos nebeneinander, ohne nach der Qualität zu fragen. Die Qualitätsfrage aber ist gerade für eine dialektisch-materialistisch gegründete Ästhetik von entscheidender Bedeutung. Es gibt *vordichterische* literarische Formen wie den Brief, die Rede, den Traktat, die Predigt, den Flugblattdialog, den Essay, den Aphorismus, die Reportage. Jede dieser Formen kann natürlich dichterische Züge haben, ja sie kann in der sprachkünstlerischen Intensivierung und Konzentration zur Dichtung werden. Ein Beispiel für einen solchen Umschlag aus quantitativer Vereindringlichung zu qualitativer Veränderung: In Egon Erwin Kischs Reportagen „Marktplatz der Sensationen“ haben einige Stücke, voran „Die Himmelfahrt der Galgentoni“, solche erzählerische Qualität, daß sie nicht nur novellistischen Charakter bekommen, sondern zu echten Novellen werden. Man analysiere einmal die „Galgentoni“ daraufhin, und man wird alle Kriterien und Kategorien der Novellistik vorfinden. Gegen das Kunterbunt, in dem Boeckh „Genres wie den Aphorismus, den Dialog, die sogenannte didaktische Dichtung, den Essay, das Feuilleton, das Rätsel, die festliche Rede, die Reportage, die Satire, das Sprichwort“ aneinanderreihet, muß schärfster Einspruch erhoben werden. Didaktisches und Satirisches sind überhaupt keine literarischen Formen, sondern Methoden. Daraus ergibt sich – und das ist in der Literaturtheorie allgemein anerkannt –, daß jede Dichtung, sei sie lyrischer, epischer oder dramatischer Grundart, didaktische oder satirische Züge tragen kann und daß es didaktische oder satirische Lyrik, Epik, Dramatik gibt. Didaktische Lyrik zum Beispiel erscheint als gnomische oder spruchhafte Dichtung.

Noch schlimmer aber wird es, wenn etwa auch „das Feuilleton“ als Genre erscheint. Das Feuilleton ist doch eine redaktionelle Rubrik, in der allerdings alle vordichterischen und dichterischen Formen publiziert werden können. Auch das Rätsel ist kein Genre.

Es gibt gänzlich ungeformte Rätsel, Rätsel als vulgäre Umgangsmünze, als mehr oder minder künstlich zurechtgemachte Füllsel in der Tageszeitung, es gibt aber auch Rätsel in prägnanter Versform, durchaus zur Lyrik gehörig, wie zum Beispiel Schillers Rätselgedichte, es gibt Rätsel in erzählerischer Form, Märchenrätsel oder Räselmärchen etwa. Qualitative Differenzierung tut also not! Das dichterische Kunstwerk mit literarischen Halbformen und Vorformen im gleichen Atemzug nennen, heißt die objektiven Werte nivellieren. Hier sollte man also nicht ein paar Schritte hinter die von der Literaturwissenschaft allgemein akzeptierte Systematisierung zurück tun, wie das der von Boeckh vorgeschlagenen unglücklichen Reihung vorzuwerfen ist.

Was nun die Vulgär- und Trivalliteratur angeht, die Boeckh der Literaturwissenschaft als Forschungsgegenstände nahelegt, so scheint mir hier eine Arbeitsteilung dringend erforderlich. Es kann nicht geleugnet werden, daß die gesellschaftliche Funktion der Vulgär- und Trivalliteratur sehr ernst zu nehmen ist, daß, wie Boeckh richtig sagt, „die Trivalliteratur ein gesellschaftlicher Faktor von größter Bedeutung“ ist. Insbesondere muß aus gesellschaftskritischer Perspektive die Rolle genau erforscht werden, die im 19. und 20. Jahrhundert die Massensliteratur gespielt hat. Ursache und Folge des „Konsums“ an solcher Literatur der breiten Leserschichten bedürfen der wissenschaftlichen Erkundung. Aber diese Aufgaben sind in erster Linie dem Gesellschaftshistoriker zu überantworten, der nach anderen Prinzipien analysieren muß, als sie der Literarhistoriker bei der Betrachtung des Sprachkunstwerks anwendet. Oder will jemand der Marlitt oder der Courthsmahler die Ehre antun, sie mit den Kriterien der modernen literaturwissenschaftlichen Strukturanalyse zu untersuchen, mit denen wir uns Hölderlins „Friedensfeier“ wissenschaftlich zu eigen machen? Daß es mancherlei Grenzerscheinungen gibt, die sowohl den Literarhistoriker wie den Gesellschaftsgeschichtler beschäftigen und die zu mancher guten Arbeitsgemeinschaft zusammenführen können, sei keineswegs geleugnet, sondern ausdrücklich festgestellt. Ist denn aber für das wissenschaftliche Verständnis von Goethes Altersdichtung oder von Hölderlins Hymnen oder von Kleists Novellen auch nur das geringste gewonnen, wenn wir als Literarhistoriker die zeitgenössische Trivalliteratur heranziehen? Sie steht eben buchstäblich auf einem anderen historischen Blatt.

Ich wage es, an die Stelle des allerdings konventionell gewordenen und deshalb wenig brauchbaren Begriffs der *Schönen Literatur* den der *Hohen Literatur* zu setzen; ich meine damit alle dichterische Literatur, die aus der tiefen Notwendigkeit eines an seine jeweilige geschichtliche Stunde gebundenen und sie gestalterisch widerspiegelnden, das heißt sie in ihren geheimsten Tendenzen erst offenbarenden Künstlertums kommt, das freilich ebenso tragisch scheitern wie schöpferisch vorausschauen kann. Weder von dieser

tiefinneren objektiven Notwendigkeit, von der zu unserer Freude auch neuerdings in den ästhetischen Bemerkungen von Lukács oft gesprochen wird, noch von der *qualitas specifica* der künstlerischen Phantasie ist in Boeckhs Ausführungen die Rede. Ohne diese Faktoren zu berücksichtigen, kann man aber heute nicht an literaturtheoretische Fragen herangehen. Wir wollen doch Hölderlins Überzeugung vom „Kunstcharakter“ der Dichtung als einem „Geistigsinnlichen“ ganz ernst nehmen und uns des Maßstabs erinnern, den Hölderlin setzt, wenn er verkündet: „Was bleibt aber, stiften die Dichter.“ Nur in der Dichtung ist die Einheit von Sinn, Bild und Wort vollzogen, so daß eins vom anderen nicht mehr lösbar ist. In den nichtdichterischen Formen klaffen diese Elemente auseinander, so daß dem Unkünstlerischen, und das heißt dem Nichtzuendegekommenen, dem Nichtendgültigen, Raum gegeben ist.

Zuletzt darf ich in der Frage der Gattungen noch darauf hinweisen, daß wir uns mit der Dreizahl der Dichtungsarten in der guten Nachfolge der klassischen Ästhetik befinden, deren Realistik und Elastizität doch allenthalben anerkannt worden ist. Ob man den Abschnitt „Naturformen der Dichtung“ aus den „Noten und Abhandlungen zum West-Östlichen Divan“ oder die als programmatisches Gemeinschaftsdokument Goethes und Schillers anzusehende Arbeit „Über epische und dramatische Dichtung“ heranzieht – es geht den Klassikern um die Gesetzlichkeit der dichterischen Grundphänomene, um die gesetzhaften Urphänomene, die den drei Gattungen als den „drei echten Naturformen der Poesie“ zugrunde liegen. Es geht ihnen um die enthusiastische Aussage der Lyrik, um das rhapsodische Erzählen der Epik, um das mimisch-darstellende Handeln des Dramas – dreier Gattungen, die ebenso anthropologisch-psychologischen wie gesellschaftlich-geschichtlichen Charakters sind. Weil sich in der Dreizahl der Dichtungsgattungen objektive Lebensgesetze in geschichtlichen Modifikationen offenbaren, sind wir in der literaturtheoretischen Grundlegung weiterhin an sie gebunden, und es liegt nur am rechten Verständnis, ihre Weiträumigkeit und Tiefgeschichtigkeit für die Poetik fruchtbar zu machen.

Günter Deicke

## Erzählungen und Romane für Kinder

Wolf Durian: „Robber“, Erzählung, Kinderbuchverlag, Berlin 1955

Hans Baumann: „Steppensöhne“, Erzählung, Ensslin & Laiblin Verlag, Reutlingen 1954

Willi Meinck: „Die seltsamen Abenteuer des Marco Polo“, Roman, I. Teil  
Kinderbuchverlag, Berlin 1955

Erich Kästner: „Das fliegende Klassenzimmer – Ein Roman für Kinder“  
Verlag Neues Leben, Berlin 1956

Man verzeihe eine etwas lange und sehr persönliche Einleitung, eine Art Selbstverständigung, die sich nur wenig auf die besprochenen Bücher bezieht, aber vielleicht zur Sache gehört. Ich habe die Besprechung dieser Jugendbücher nur nach langem Zögern und mit großen Bedenken angenommen. Ich bilde mir nämlich ein, nicht genau zu wissen, was eigentlich ein Jugendbuch vom Buch für Erwachsene unterscheidet. Ein Qualitätsunterschied sollte von vornherein ausscheiden; das eine muß so gut erzählt sein wie das andere. Ein Unterschied in den Schwierigkeitsgraden der literarischen Mittel ist wohl selbstverständlich. Ferner dürfte die Wahl des geistigen und psychologischen Ausschnitts entscheidend sein für die Charakterisierung. Aber auch hier sind die Grenzen nicht sehr deutlich und genau zu ziehen, und all das vermag die inneren Merkmale des guten Jugendbuchs nur zu berühren, nicht vollständig zu erfassen.

Ich war als Kind und Jugendlicher ein sehr unsystematischer, wenig vorbildlicher Leser; ich las so ziemlich alles, was mir unter die Finger geriet und was nicht gerade langweilig war. Das erste Buch, das ich mit Bewußtsein selbst las, ich war wohl sieben oder acht Jahre alt, war der „Robinson“. Er bestimmte für einige Jahre

die „Richtung“ meiner Lektüre: Stevensons „Schatzinsel“, die Bücher des Kapitän Marryat, die Jugendausgaben der von Brockhaus herausgegebenen „Reisen und Abenteuer“ (Sven Hedin, Kapitän Scott, Georg Schweinfurth, Stanley, Slatin Pascha u. a.). Moralisierende „Kinderbücher“, die ich von Zeit zu Zeit geschenkt bekam, las ich zwar, vergaß sie aber schnell wieder, irgendwie nahm ich sie wohl nicht für voll, weil sie allzu ausdrücklich „für Kinder“ waren und mich also auch nicht für voll nahmen. Erst „Kai aus der Kiste“ war wieder ein Buch, das mir uneingeschränkt Spaß machte, weil es sehr genau in unserer Kinderwelt angesiedelt war und doch Abenteuerlich-Neues, Aufregendes, Nieerlebtes aber Nacherlebbares hineinrug; Kai war ein Spielgefährte nach unserem Geschmack.

Was hatten wir also gern? Spannende Abenteuer in fernen Welten. Die Erlebnisse und Taten jugendlicher Helden, meist Schiffsjungen und durch keinerlei bürgerliche Konvention eingeeengte Lausbuben mit erstaunlichen Fähigkeiten, in deren Leben wir uns hineinräumen konnten.

Als Vierzehnjähriger las ich dann, als keine Karl-May-Bände in meiner Umgebung mehr aufzutreiben waren, ganze Schmökerserien: Tom Shark, Rolf Tor-

rings, Sun Koh – um mich anschließend gleich in Eichendorffs Roman „Ahnung und Gegenwart“ zu vertiefen, wohl wegen des Titels und der eingestreuten romantischen Lieder. Überhaupt hatte ich damals an der Romantik einen Narren gefressen, und seltsamerweise war es nicht etwa Eichendorffs muntere Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“, die mich begeisterte, sondern das düstere „Schloß Durande“. An Storm, den ich zwei Jahre später zu meinem Lieblingsdichter erhob, kam ich durch die gewaltige Stimmungswelt des „Schimmelreiter“.

Was mich als Siebzehnjährigen bewog, Kolbenheyers „Paracelsus“-Trilogie zu lesen, war wohl die Lobpreisung seines Werkes in einer der damaligen Literaturgeschichten für die Schule, die mit Begriffen arbeitete wie „ureigene Grundlage nordischen Geistes“, „himmelstürmend-faustische Art“, „Tiefe und Innerlichkeit des seelischen Erlebens“ und so weiter. Es gehörte ein guter Magen dazu, diesen unverdaulichen mystischen Wälzer zu verschlingen, und selbst mein damaliger Deutschlehrer schüttelte den Kopf und empfahl mir Gottfried Keller (aber den hatte ich auch schon gelesen). Mein Magen war wohl gut trainiert damals und vertrug viel. Aber unvermerkt holte ich mir doch eine geistige Blutvergiftung: denn mein Tagebuch, das ich in jenem Jahr begann und mit Abständen durch den ganzen Krieg hindurch führte, strotzt zeitweise von Kolbenheyerschen Sentenzen, die ich noch lange mit mir herumschleppte.

Nach den vorangegangenen Überlegungen scheint mir klar, daß das Kind bis zum Eintritt der Pubertät eine gewisse Klarheit der Erzählweise und bei allem Wunderbaren und Abenteuerlichen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit des Handlungsablaufs erwartet und fordert. Mit dem Eintritt und dem Fortschreiten der Pubertät kommt etwas Neues hinzu: Der Jugendliche wird für Stimmungselemente, für große Worte und starke Gefühle und bis zu einem gewissen Grad sogar für literarische Effekte aufgeschlossen, noch ohne

sie zu begreifen oder kontrollieren zu können; er neigt dazu, sich geistig und seelisch zu übernehmen; er beginnt zu raufen oder zu dichten, und beides mit Inbrunst. Er ist in dem sich allmählich erweiternden geistigen Horizont ein völlig normaler Mensch, die für dieses Alter typischen Defekte, Beklemmungen und Hochstapeleien spielen sich wesentlich im gefühlsmäßigen Raum ab. Und wie alles, was in dieser Zeit Einfluß auf die Erziehung des Jugendlichen nimmt, hat auch die Literatur all dem mit feinem pädagogischem Takt zu begegnen. Gerade in diesem Alter, da der Jugendliche zwischen stärkster Verslossenheit und nahezu hemmungsloser Aufgeschlossenheit hin und her pendelt, sind alle Umwelteinflüsse außerordentlich wichtig. Der Jugendliche zwischen vierzehn und achtzehn Jahren ist zum Beispiel imstande, Wildwest- und Gangsterfilme blöd zu finden, und trotzdem läuft er hinein. Er kann bei einem Verbrechen, sobald es abenteuerlich überspielt wird, teilnahmslos bleiben, und er kann bei vor Edelmüt triefenden Szenen Tränen vergießen. Wie mir zum Beispiel Kolbenheyer (neben anderen erzieherischen Einflüssen) das mystische Korsett für eine weltanschauliche Haltung gab, die das Verbrechen des Hitlerkrieges sanktionierte, so kann heute einem Jugendlichen im gleichen Alter Gorkis „Mutter“ einer der wesentlichen Wegweiser zum richtigen Weg ins Leben sein.

\*

Wir haben es bei den vorliegenden Büchern meist mit Literatur für Kinder vom 11. oder 12. Lebensjahr an zu tun. Daß Wolf Durian der Autor des prächtigen „Kai aus der Kiste“ ist, erfuhr ich erst aus dem Klappentext zu „Robber“. Hier nun legt er eine vorzüglich erzählte Tiergeschichte vor. Auf einer Farm in der amerikanischen Prärie nimmt eine Schäferhündin, deren Junge von einer Giftschlange getötet worden sind, ein elternloses Wolfsjunges an, das schließlich von Gill, der Tochter des Vormanns, aufgenommen wird in der Annahme, es handle



sich um einen jungen Hund. Einzig der alte Schäfer Iram erkennt den Wolf, und als Gill nach Chikago muß, um endlich die Schule zu besuchen, nimmt er das Tier als Wachhund mit zu seiner Herde. Robber – so heißt der junge Wolf – wird ein vorzüglicher Wächter, aber er räubert nächtens in anderen Herden, wird schließlich durch einen Schuß verjagt und stößt zu einem Wolfsrudel, das er als stärkstes Tier bald anführt. Als Gill nach einigen Jahren mitten im Winter zurückkehrt, wird ihr Schlitten, der sie von der Bahnstation abgeholt hat, von Wölfen überfallen, und da ist es Robber, der sie wiedererkennt und ihr das Leben rettet.

Das ist spannend, plausibel und offenbar mit Sachkenntnis erzählt. Die Natur, die in diesem Buch eine entscheidende Rolle spielt, wird als große Einheit betrachtet und gestaltet, innerhalb derer die handelnden und mithandelnden Menschen und Tiere eigenes psychologisches Profil erhalten. Nur so war auch die Geschichte darzustellen, die jede künstliche „Vermenschlichung“ der Tierwelt vermeidet und den in dieser Wildnis lebenden Menschen erfreulich viel Nüchternheit mitgibt; so wird auch jede Mystifizierung, die solchen Stoffen häufig anhaftet, vermieden.

\*

Dem Buch von Hans Baumann nähert man sich nicht ohne Vorurteil. Baumann war einer der bevorzugten HJ-Dichter, der – als Neunzehnjähriger übrigens – das Lied „Es zittern die morschen Knochen...“ geschrieben hat. Nicht gerade dieses, aber andere seiner Lieder weisen ihn als begabten Liederdichter aus.

Einige Jahre nach 1945 veröffentlichte er wieder: christlich orientierte Lyrik und Jugendbücher. Unter denen, die in Rede und Schrift offensichtlich und eindeutig die Refaschisierung betrieben, war er nicht. Läßt sich nun aus seinen neuen Büchern eine ehrliche Distanzierung von seiner Vergangenheit, von jener unseligen Ideologie der Eroberung, der Unterdrückung und des Todes erkennen?

„Steppensöhne“ trägt den Untertitel „Vom Sieg über Dschingis-Khan“. Beim Blättern stellt man fest, daß nach der Zeittafel noch eine Art Nachwort folgt, und das liest man bei solch einem Autor zuerst. Da steht auch, daß er auf den Gedanken, ein Buch von der Überwindung Dschingis-Khans zu schreiben, im Winter 1943 in Rußland gekommen sei. Handelt es sich also um eine Art Schlüsselroman, der jüngstes Geschehen oder gar reaktionäre Reminiszenzen in historischem Gewand darbietet? Keineswegs. Wir finden eine jugendmäßige, ganz und gar im historischen Raum angesiedelte Erzählung. Der Autor verzichtet auch auf die Darstellung der Schlacht von Liegnitz und die damit verbundene Legende faschistischer Geschichtsschreiber, welche die Mongolen am „germanischen Wall“ scheitern ließen. (In der Zeittafel gibt Baumann in einem Satz den genauen historischen Sachverhalt.) Die humanistische Tendenz des Buches aber ist so deutlich herausgearbeitet, daß man den Eindruck gewinnt, der Autor wollte nur ja nicht mißverstanden werden. Dabei ist Baumann jedoch geschickt genug, jede Schwarz-Weiß-Malerei zu vermeiden.

Er erzählt die Geschichte der beiden Mongolenprinzen Kubilai und Arik Buka, Enkel Dschingis-Khans, Brüder mit entgegengesetzter Entwicklung. Arik Buka folgt den kriegerischen Fußstapfen seines Großvaters, während Kubilai die „Weisheit der Mitte“ und Frieden erstrebt und schließlich erreicht. Die Sympathie des jugendlichen Lesers muß zunächst bei dem gradlinigen und unkomplizierten Arik Buka liegen, der immer mit beiden Beinen auf der Erde, besser: auf der Steppe bleibt, während sich doch Kubilai in seiner Versponnenheit zeitweise recht töricht benimmt. Später treten der Khan selbst und sein chinesischer Ratgeber, der weise Sterndeuter Yeliu, mit in den Mittelpunkt der Erzählung, und es beginnt der Kampf um Dschingis-Khan. Yeliu (und mit ihm Kubilai) wollen den Verzicht des Khans auf weitere Eroberungen erreichen,

während die Söhne des Khans (und mit ihnen Arik Buka) auf der Fortführung des Eroberungszuges bestehen. In diesem Widerstreit, der mit allen verfügbaren Mitteln der List und des offenen Kampfes geführt wird, ist der alte zähe Dschingis-Khan, der sein Ohr nach allen Seiten offen hat, die faszinierende Figur, neben welcher der weise, aber sanfte Yelü zu nächst merkwürdig blaß wirkt. Der Autor hat das sicher selbst gespürt, und er greift zu einem Trick, um seine geistige Hauptfigur interessanter zu machen: er macht seinen Friedenshelden zu einem vorzüglichen Reiter und unübertrefflichen Bogenschützen und läßt ihn in entscheidenden Momenten diese Künste einsetzen. So wird der jugendliche Leser geschickt auf die richtige Seite der beiden Parteien gezogen. Noch der tote Yelü besiegt seine kriegerischen Widersacher, Kubilai wird Nachfolger Dschingis-Khans und gleichzeitig der erste Yüan-Kaiser im „Reich der Mitte“. Das Ganze ist in einen Rahmen gespannt: Arik Buka versucht Kubilai, den „Sohn des Himmels“, der der kriegerischen Steppe untreu geworden ist, zu stürzen. Er scheitert an seinen eigenen Leuten, die sich weigern, gegen ihre Brüder im Heer Kubilais zu kämpfen. Und in der Begegnung der beiden Brüder im Zelt Kubilais zieht die ganze Geschichte vorüber.

Die Darstellung ist historisch recht exakt, und die beiden Gesellschaftsformationen, die aufeinandertreffen, werden in Handlung und Gespräch charakterisiert, ihre Tendenzen sichtbar gemacht. Dabei läßt Baumann keinen Zweifel darüber, daß er auf Seiten des friedlichen Aufbaus und gegen den kriegerischen Eroberungszug steht. Und das ist wohl auch seine Stellungnahme zur jüngsten Vergangenheit und zur Gegenwart.

\*

Zeitlich trifft der Stoff Baumanns mit dem Willi Meincks zusammen: einer der späteren engen Berater Kubilais war Marco Polo, mit dessen Geschichte sich der Roman Meincks beschäftigt. Das vorliegende

Buch allerdings ist erst der erste Teil, Kindheit und Jugend Marco Polos.

Hatte ich bei Baumann manchmal den Eindruck, als sei künstlich ein wenig Kolorit aufgesetzt worden, so ist bei Meinck – mit geringen Einschränkungen – alles aus einem Guß. Vielleicht liegt das auch daran, daß uns das Italien des ausgehenden Mittelalters doch näherliegt als die schier unübersetzbare Realität der Steppe. Während sich aber Baumann auf die Erzählung seiner Fabel beschränkt und ihr alles unterordnet, so kaum zu Abschweifungen verführt wird, verliert sich Meinck manchmal – und das sind die oben erwähnten Einschränkungen – in Beschreibungen und Erklärungen, Studienmaterial offensichtlich, das untergebracht sein wollte und wohl historische, aber kaum erzählerische Funktion hat. Was den ersten Teil des Romans von Meinck so reizvoll macht, ist die psychologisch sehr fein dargestellte und kompositorisch sauber verzahnte Geschichte einer echten Kinderfreundschaft, der Freundschaft zwischen dem Patriziersohn Marco, dem Steinbauersohn Giovanni und der Glasmachertochter Giannina. Hauptperson bleibt Marco, aber jedes der beiden anderen Kinder hat Anteil an seiner Geschichte und bringt seine Welt mit hinein, so daß die Klassenstruktur der venezianischen Gesellschaft des 13. Jahrhunderts aus der Erzählung selber deutlich wird.

Der vorliegende Teil des Romans umfaßt die drei wesentlichen Entwicklungsjahre des jungen Marco Polo, die Jahre vom Tod seiner Mutter bis zur Rückkehr des verschollenen Vaters. In ihnen reift das Kind zum Jüngling heran, in ihnen reift sein Entschluß, einst als Forscher in die Welt zu ziehen. Ausgelöst wird dieser Entschluß zunächst durch die Sehnsucht nach dem Vater, der nach dem sagenhaften Mongolenreich gezogen war. Hinzukommt, daß Marcos habgieriger Vormund ihn ins Kloster sperren will, um seines Vermögens habhaft zu werden. Marco versucht als blinder Passagier auf einem Schiff zu fliehen. Die Flucht mißlingt.

Aber der Vater kehrt zurück. Auf seiner nächsten Reise wird ihn auch sein Sohn begleiten.

Die weitverzweigte und detailreiche Handlung wahrt bei aller Vielfalt ihre innere Einheit, weil Meinck es verstanden hat, Spannungsbögen zu bauen. Man kann auf die Fortführung des Werkes gespannt sein.

\*

Kästners „Fliegendes Klassenzimmer“ ist kein neues Buch, aber es ist eines unserer schönsten und liebenswertesten Jugendbücher, und deshalb sei es hier am Rande, aber mit allem Nachdruck erwähnt. Kästner nennt sein Buch einen „Roman für Kinder“, aber auch Jugendliche und Erwachsene werden ihn mit Gewinn lesen, weil die Geschichte, die erzählt wird, eigentlich auf kein bestimmtes Alter „abgestimmt“ ist.

Die literarischen Mittel sind denkbar einfach, sie dienen der Handlung; aber sie werden mit so hoher Kunst angewandt, daß alle seelischen und geistigen Hintergründe sichtbar werden. Kästner nennt sich selbst einen „Schulmeister“ und „Moralisten“, und in der Tat kann er sich in der

Einleitung zu seinem Buch das Moralisieren nicht verkneifen. Aber er tut es so heiter und liebenswürdig in einer Art Kasper-Theater-Stil, daß es ernst genommen wird. Zweifellos ist Kästner, der schulmeisternde Schriftsteller oder der schriftstellernde Schulmeister, ein guter Pädagoge, der viel Liebe und Verstand für die Jugend, ihre Freuden und ihre Konflikte mitbringt. Das Bild des Lehrers und Erziehers, das in diesem Buch entworfen wird, ist so beispielhaft, daß man unseren Lehrern und Erziehern das Buch zur Pflichtlektüre machen sollte.

\*

An Stelle von Dutzenden Kinder- und Jugendbüchern, die besprochen werden müßten, konnten hier nur vier stehen. Es muß noch hingewiesen werden auf die sträfliche Vernachlässigung unserer Kinder- und Jugendliteratur durch die Literaturwissenschaft. Gewiß: an den pädagogischen Fakultäten wird über diese Themen gearbeitet, aber mit den Pädagogen Hand in Hand müßten auch die Germanisten arbeiten. Hier sollten so bald wie möglich Forschungsaufträge erteilt werden.

*Wolfgang Jobo*

### Echtes Gefühl und falscher Glanz

*Dinah Nelken: „Spring über deinen Schatten, spring!“  
Verlag der Nation, Berlin 1956*

In dem Klappentext zu Dinah Nelkens Roman „Spring über deinen Schatten, spring!“ wird über das Buch folgendes Urteil abgegeben: „Sein hoher dichterischer und ideeller Gehalt läßt dieses Buch zu einem mitreißenden Erlebnis werden, zu einem Meisterwerk, wie es der anspruchsvolle Leser von der Gegenwartsliteratur erwartet.“ Ein Klappentext hat selbstverständlich eine andere Funktion als eine Literaturkritik, und es ist das Recht eines Verlages, für ein von ihm herausgegebenes Buch zu werben. Aber es besteht ein Un-

terschied zwischen sachlich lobender Information über ein literarisches Werk und der Häufung von Superlativen, mit der Warenreklame zu arbeiten pflegt. Diesen Unterschied vermißt man in dem zitierten Text. Indem ein Roman wie der von Dinah Nelken mit den Vorschußlorbeeren eines Meisterwerks bedacht wird, geschieht der Autorin zwar allenfalls ein materieller, gewiß aber kein ideeller Dienst. Da die Erwartungen angesichts so dick aufgetragener Lobeserhebungen nicht erfüllt werden können, bemächtigt sich

des Lesers allzu leicht Enttäuschung, und er ist geneigt, die Autorin für das verantwortlich zu machen, was sie nicht leisten konnte und leisten zu können auch gar nicht vorgab. Dies voraus.

Im übrigen hat sich der Roman von Dinah Nelken, mag er auch nicht den „Meisterwerken der Gegenwartsliteratur“ zugerechnet werden, zum mindesten in zweifacher Weise als ein Erfolg bereits dokumentiert: Er erfreut sich bei einer sehr breiten Leserschicht außerordentlichen Zuspruchs, und er wurde 1955 mit einem Literaturpreis des Ministeriums für Kultur ausgezeichnet. Daß es sich um eine spannend geschriebene Liebesgeschichte vor exotischem Hintergrund handelt, mag für das Publikum, das mit Büchern dieser Art von unseren Schriftstellern nicht gerade verwöhnt wird, ausschlaggebend gewesen sein. Für das Preisgericht fiel daneben oder zuerst wohl etwas anderes entscheidend ins Gewicht, die Tatsache nämlich, daß hier eine Schriftstellerin, die früher als Autorin unterhaltender Bücher erfolgreich war, ihr Talent in den Dienst der fortschrittlichen Thematik gestellt hat, um diesen etwas strapazierten Ausdruck zu gebrauchen. In der Geschichte der Liebe zwischen dem Journalisten Ivo Kostic und der schönen Frau Ljuba, die den Hauptinhalt des Romans bildet, geht es der Autorin nämlich darum, anhand der leidenschaftlichen Beziehungen zweier Menschen in der dalmatinischen Küstenstadt Split im Kriegs- und Okkupationsjahr 1942 zu zeigen, wie ein bürgerlicher „Provinzlebemann“ sich durch die Liebe zu einer Widerstandskämpferin vom unpolitischen Zyniker, Ichmenschen und hundertprozentigen Individualisten zum Parteigänger des Widerstandes und des Fortschritts entwickelt. Dinah Nelken versucht anschaulich zu machen, wie es diesem Bürger gelingt, über seinen Schatten zu springen, d. h. die Gewohnheiten, die Denkweise und die Vorurteile seiner Klasse zu überwinden. Ohne Zweifel sind Menschen von der Art des hier dargestellten Ivo Kostic nicht selten, gerade in einer Situation, in der,

wie damals in Dalmatien, zugleich der nationale und der soziale Kampf um die Befreiung ausgefochten wird. Ohne Zweifel auch spielten und spielen gerade für bürgerliche Menschen vom Schlag dieses Journalisten sehr persönliche, zunächst völlig außerhalb der politischen Sphäre liegende Motive beim Prozeß der Wandlung des Bewußtseins eine große, oft entscheidende Rolle. Ohne Zweifel endlich gehört es zu den wichtigsten Themen unserer Literatur, die komplizierten Beziehungen zwischen dem Bürgertum und der sozialistischen Weltanschauung in künstlerischer Form zu behandeln. Diese Tatsachen geben dem Roman sein Gewicht. Er ist außerdem noch aus einem anderen Grunde der Beachtung würdig: Der Titel ist nämlich insofern von doppelter sinnbildhafter Bedeutung, als nicht nur der Held des Romans über seinen Schatten springt, sondern auch seine Schöpferin, die den ehrlichen Versuch macht, ihr Talent einer großen Menschheitsidee zu widmen. Solches Bemühen ist begrüßenswert und darf nicht gering geachtet werden, um so weniger, als das Werk aus einem echten Gefühl und aus ernster Bemühung um das Neue geschrieben ist.

So weit, so gut. Ginge es nur um gute Absicht und Thematik, um das Was, so könnte man sich dem Urteil des Publikums wie der Jury voll anschließen. Aber man muß sich auch mit dem Wie, mit Form und Sprache also, auseinandersetzen. Zunächst allgemein gesagt: Es klappt ein großer Widerspruch zwischen der Thematik und der Form, in der das Thema behandelt ist. Bildlich ausgedrückt: Die Autorin, die sich, was das Thema ihres Buches betrifft, auf Neuland begibt, versucht dieses Neuland vorwiegend auf alten, ausgetretenen Pfaden zu erreichen. Wenn man bei uns immer wieder gezwungen war und noch ist, kritische Einwände gegen Bücher zu erheben, die das politisch Richtige und Wichtige in einer schematischen, dünnen, hölzernen, kurz unkünstlerischen Form darbieten, so leidet Dinah Nelkens Roman an einer Schwäche ganz anderer, entgegen-

gesetzter Art, nämlich an sprachlichen und gedanklichen Übertreibungen, an einer mitunter schwülstigen Ausdrucksweise, die von manchen ungeübten Lesern wohl als Ausdruck starker Gefühle und als ein Zeichen dichterischer Diktion gewertet werden mag, auf den kritischeren Betrachter aber wie ein altes Plüschsofa in einer modernen Wohnung wirken muß. Man ertrinkt in diesem Buch allzu häufig in einem Chaos von Bildern und Metaphern, wird zu sehr durch scheinphilosophische Erörterungen und psychologische Banalitäten gestört, als daß man die guten Gedanken und echten Menschen- und Situationsschilderungen wirklich genießen könnte. Neben echtem Gefühl und farbiger Darstellung findet sich zu viel Talmi und falscher Glanz. Mit einem Wort: Hier wurde neuer Wein in alte Schläuche gefüllt.

Es seien zum Beweis für diese Behauptungen aus der Fülle einige Beispiele herausgegriffen. Man lese aufmerksam eine Metapher wie diese: „Wie sollte es denn auch anders sein, da doch alle noch so dick aufgetragenen Farben der Phantasie blaß scheinen neben den Volltreffern einer Wirklichkeit, die uns die Schrecken des Lebens und des Todes frei ins Haus, ja ins Herz liefert, ohne daß wir uns selbst um solche kitzligen Steigerungen des Lebensgefühls und der Todesfurcht bemühen müßten.“ Man versuche einmal, die Blässe dick aufgetragener Farben der Phantasie in Beziehung zu setzen zu den frei ins Herz gelieferten Wirklichkeitsvolltreffern! Hier stimmt nichts mehr; die Metaphern sind ihrer legitimen Funktion, Gedankliches bildhaft anschaulich zu machen, entfremdet und ins Gegenteil verkehrt. Ein weiteres Beispiel für den peinlichen Gebrauch eines allzusehr strapazierten Bildes und zugleich für den Versuch einer sogenannten erhöhten Sprache mit falschen Mitteln: „Sterben . . .“, setzte sie hinzu, so einfach und schlichten Tones, daß mir das Herz aufging wie eine Tür, durch die ich, Ungläubiger und Unwissender, eines fernen Paradieses Herrlichkeit erblickte, einen Atemzug lang.“ Überhaupt die gehäufte

und dadurch unnatürlich wirkende Vorsetzung des Genitivs als ein ebenso veraltetes wie abgenutztes Mittel zur Erzeugung eines scheinbaren dichterischen Pathos: „Denn steh ich jetzt nicht wieder . . . vor des leeren Zimmers drohendem Geheimnis? Gehe ich nicht . . . hinauf zu des kleinen Mannes gefährdetem Haus?“ Die Beispiele ließen sich häufen. Was hier als dichterische Sprache gemeint ist und ohne Zweifel von vielen Lesern als solche genommen wird, ist in Wirklichkeit nichts anderes als ein Rückstand einer verstaubten „besseren“ Unterhaltungsliteratur und zudem Ausdruck der Unsicherheit vor der neuen Thematik, der eine zwar farbige, aber schlichte und klare Sprache gemäß wäre.

Man kann die Einwände gegen solche Mängel nicht damit entkräften, daß man erklärt, die formalen Gesichtspunkte seien von minderer Wichtigkeit. Gerade ein Buch wie der vorliegende Roman veranschaulicht sehr deutlich die theoretisch als richtig erkannte Behauptung, daß Form und Inhalt in einer untrennbaren Wechselwirkung miteinander stehen. Der Schwulst der Sprache und die Lust an verworrenen und verwirrenden Bildern beeinflussen auch Komposition und Thematik oder, umgekehrt, die mangelnde Klarheit in der thematischen Konzeption, die Unsicherheit vor dem neuen Thema hat all die formalen Unschönheiten im Gefolge.

Darüber ist noch einiges zu sagen. Es kommt im Roman zu einer Verlagerung des Schwergewichts: Obwohl die Autorin die Absicht hat, die Liebesbeziehungen Ivo – Ljuba lediglich als Mittel und Ausgangspunkt zu nehmen, durch das und von dem aus sie die Wandlung des Bürgers aus einem „Privathelden“ und „Sonntagsrevolutionär“ zu einem sozialistischen Kämpfer anschaulich machen will, verirrt sie sich viel zu sehr im Gestrüpp des zuweilen schon peinlich Privaten. Der dekadente Immoralist Ivo Kostic, der drei Viertel des Romans beherrscht, wirkt sehr glaubhaft, und ihm sind Sprache und Stil durchaus angepaßt und gemäß. Da aber, wo die



Überzeugungskraft am wichtigsten wäre, wo nämlich die Verfasserin dem Leser glaubhaft zu machen versucht, daß Ivo wirklich über den Schatten seiner Vergangenheit gesprungen ist, greift sie, die sonst so farbenfreudig schildert, zur nackten Phrase, die im Mund des Ivo doppelt unglaublich klingt. Wenn dieser alte Zyniker sagt „Ich weiß doch, es geht eben um die Zukunft, um das Ganze“ und meint, man müsse „den Weg weitergehen bis ans Ziel“, dann nimmt man ihm diese Erkenntnis einfach nicht ab. Tatsächlich springt er wider den Willen der Verfasserin und entgegen dem Titel ihres Buches tatsächlich bis zum Schluß nicht über seinen Schatten, sondern macht höchstens große Worte darüber, daß er es getan habe. Zwar hat sein individualistisches Selbstbewußtsein auf Grund sehr privater Erlebnisse einen heftigen Stoß erlitten, aber er bleibt trotz aller schönen Worte zum mindesten ein höchst unsicherer Kantontist.

Dieser Immoralist Kostic beherrscht um so mehr die Szene des Romans, als seine positiven Gegenspieler, von einigen gut gezeichneten Nebenfiguren abgesehen, sehr viel schlechter gelungen sind. Das gilt in der Hauptsache für Ljuba, die der Konzeption nach ja nicht nur gleichwertig neben Ivo steht, sondern das eindeutige menschliche, moralische und politische Übergewicht haben soll und muß, da ihr

Leben und Handeln Ivos Wandlung herbeiführt. Sie erscheint aber fast ausschließlich als Objekt, bis zu dem Grade, daß sie Ivo trotz aller gegenteiligen Beteuerungen und trotz allen politischen Bewußtseins physisch verfallen ist und bleibt. Wo sie als Handelnde und Sprechende auftritt, wirkt sie so blaß, daß man ihr die Kraft und Überlegenheit, von der immer die Rede ist, einfach nicht glaubt. Ein einziger, typischer Satz verrät deutlich, wie wenig es der Autorin gelungen ist, eine wirklich revolutionäre Frauengestalt in dieser Ljuba zu schaffen: „Aber ich bin eine Frau, ich bin kein Kämpfer“, sagte sie schmerzlich lächelnd.“ Als ob Frau sein Kämpfertum, ausschlosse und als ob nicht 300 Seiten lang behauptet würde, gerade diese Frau habe aus Ivo einen Kämpfer gemacht!

So falsch es wäre, die zahlreichen, hier nur angedeuteten Schwächen des Romans zu übersehen, Schwächen, die großenteils dadurch erklärlich sind, daß Dinah Nelken hier einen ersten Versuch gemacht hat, eine ihr neue Thematik zu bewältigen, so falsch wäre es, zu leugnen, daß der Autorin neben der sehr anschaulichen Zeichnung des Lokalkolorits einige gute Gestalten gelungen sind wie etwa Slavko, Jindro und Graf Tass. Sie hat eine Liebesgeschichte geschrieben, die im Erdreich der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen angesiedelt wurde, aber in diesem Erdreich noch nicht Wurzeln geschlagen hat.

Peter Kast

## Das spanische Erlebnis

Hanns Maassen: „Die Messe des Barcelo“  
Mitteldeutscher Verlag, Halle 1956

Lieber Hanns Maassen,

Du wünschst Dir von mir ein „fachmännisches Urteil“ über Dein Buch „Die Messe des Barcelo“. Das ist leichter gewünscht als gegeben, wenn man, wie ich, kein literaturtheoretischer Fachmann ist.

Da es mich aber selber drängt, Dir zu „Barcelo“ etwas zu sagen, nimm meine kameradschaftliche Kritik anstelle eines fachmännischen Urteils.

Wie ich hier und dort lese, rätseln die Fachleute über die Frage, was „Bar-



celo“ nun eigentlich sei – ein freigestellter oder ein dokumentarischer Roman? Unter dem Titel steht „Bericht“ – aus Verlegenheit, vermute ich. Der Verlag wollte wahrscheinlich eine Genrebezeichnung auf die Titelseite setzen. Aber nun werden alle Rezensenten – ich einbegriffen – nicht ruhen noch rasten, bevor sie die Frage geklärt haben: Was, zum Teufel, ist nun wirklich „Barcelo“ der Form nach? Man hätte, glaube ich, klüger daran getan, jede Genrebezeichnung einfach wegzulassen. Welchen Nutzen hat denn ein solches Etikett bei literarischen Mischformen?

Dein Buch ist alles andere, aber kein „Bericht“, weil Du als Autor unmöglich überall dabeigewesen sein kannst, worüber Dein Buch „berichtet“. Und auch wenn Du die Berichte anderer übernommen hast, so glaubt Dir kein Leser, daß Deine Kronzeugen dabeigewesen sind, als, sagen wir, der englische Botschafter Sir Ralph Donald in Lissabon mit Don Juan gegen Franco konspirierte (übrigens ist Dir mit der Schilderung gerade dieser Szene ein literarisch-politisches Meisterstück gelungen). Begegnungen auf höchster politischer Ebene wie diese gibt es viele bei Dir. Und da fragt sich der Leser unvermeidlich: Woher weiß er das? Offenbar hat Dich, nachdem Du mit viel Herzblut, großem Fleiß, erstaunlicher Kenntnis von Land, Leuten, Geschichte und mit glutvoller Phantasie Dir das spanische Erlebnis von der Seele geschrieben hattest, so etwas wie Angst vor der eigenen literarischen Courage beschlichen. Und da den diversen Lektoren wohl auch nicht ganz wohl bei der Sache war, habt Ihr im voraus alle künftigen Kritiker entwaffnen wollen: Um aller guten Musen willen, schießt nicht scharf! „Barcelo“ ist ja nur ein „Bericht“!

Für den Leser, der wie Du in Spanien dabei war und wie Du ein Stück Herz dort unten gelassen hat, ist Dein Bericht vom jammervoll-heroischen „Nachher“ eine ergreifende Ergänzung des eigenen Erlebnisses. Mit der Internierung im Konzentrationslager von St. Cyprien sank Spanien für uns Interbrigadisten in die europäische

Nacht des Faschismus. Selber im Dunkel, hörten und lasen wir während des Hitlerkrieges hin und wieder davon, daß es dort unten weiterging. Aber wie der Kampf der „Barcelos“ weiterging, das wußten wir nicht. Das hast Du uns nun erzählt. Dafür werden Dir alle ehemaligen deutschen Spanienkämpfer dankbar sein, um so mehr, als die weiterkämpfenden „Barcelos“ sich – wie es hin und wieder in Deinem Buch aufleuchtet – noch heute oft und gern ihrer internationalen Kameraden erinnern. Das liest man natürlich gern.

Auf der letzten Seite Deines Buches lese ich, daß es „mit Unterstützung des Kulturfonds der DDR und des DSV entstanden“ ist. Demnach haben Dich vor den Verlagslektoren bereits Lektoren des Schriftstellerverbandes beraten. Haben sie Dir nicht gesagt, daß es so etwas wie Komposition, Fabelführung, innere thematische Geschlossenheit gibt? Oder haben diese Hebammen angesichts des grandiosen Stoffes den literarischen Naturburschen Maassen einfach drauflos fabulieren lassen? Was hätte nicht aus Deinem Buch werden können, wenn es zu all den schon genannten Vorzügen eine Fabel, eine zünftige Komposition hätte, die „wie eine Heringsgräte von Kopf bis Schwanz“ (Arnold Zweig über Komposition) das Ganze zusammenhielte!

Während ich das bildstarke Zitat von der Gräte niederschreibe, überfallen mich indessen Zweifel, ob eine solche Gräte Deinem Buch wirklich gut getan hätte. Eine Handlung, auf die das Bild paßt, kann natürlich nur mit Hilfe handelnder Personen existent werden. Da aber Deine erste Hauptfigur Noy Maurique – leider verschwindet er zu oft ganze Strecken lang – als einfacher Soldat naturgemäß nur einen begrenzten Wirkungskreis hat, hättest Du uns bei strenger Komposition durch sein Schicksal kaum die Totale vom „Nachher“ geben können, die Du uns mit Deinem grätenschwachen „Bericht“ gegeben hast. Natürlich könnte man auch aus Mauriques Perspektive dieselbe Totale erreichen, wenn – ja wenn man ein großer

Meister wäre. Meister wie Tolstoi, Balzac, Maupassant oder auch Heinrich Mann, Feuchtwanger, Zweig hüten sich vor literarischen Mischformen. Sie finden ihre Haupthelden auf niederer oder hoher Ebene, verweben kunstvoll deren Schicksale und gestalten durch sie – und nur durch sie, nicht durch Beschreibungen – die Totale, die Du unter Verletzung der literarischen Gestaltungsgesetze erreicht hast. Uns ehemaligen Interbrigadisten, denen Spanien im Blut sitzt, genügt Deine Totale. Aber genügt sie auch dem Volk? Es nimmt beispielsweise die „Buddenbrooks“ als handlungsstarken Roman dankbar von Generation zu Generation mit. Ob es auch den „Zauberberg“ oder die Josephstetralogie in gleicher Weise mitnimmt, möchte ich bezweifeln (natürlich ohne zu bezweifeln, daß Thomas Mann in diesen Werken einer Elite von Lesern köstliche ästhetisch-intellektuelle Reize vermittelt).

Völlig neu in der deutschen Literatur scheint mir Deine Schilderung des Einsatzes und des Debakels der „Blauen Division“ im Osten. Die diplomatischen Hintergründe ihrer Zurücknahme erinnern an die Demobilisation der Interbrigaden. Das ist einfach gekonnt. Ob kämpferische Situationen, ob Kabinettsintrigen – alles hat bei Dir Atmosphäre. Mensch, Autor, Du solltest mit Deiner Technik, plus jetzt gewonnener Kompositionserfahrung, *das* große Spanienbuch schreiben, mit dem Arbeitstitel: „In Spanien fing der Weltkrieg an.“

Gewiß, Dein Blauer-Divisions-Komplex ist großartig. Ich möchte ihn nicht missen. Aber sprengt er nicht, vom strengen Gesichtspunkt der Komposition aus gesehen, den großen Handlungsbogen? Bekommt Dein Buch dadurch nicht Schlagseite, wenn man bedenkt, daß die Interbrigaden nach ihrer Abschiebung aus Spanien einfach aus der Handlung verschwinden? Zum mindesten hätten einzelne Internationale stärker im Nachher, im Partisanenkampf sichtbar gemacht werden können, um so die Schlagseite nach „Blau“ zu „Rot“ hin auszugleichen.

Auch erscheint mir der Komplex „Blaue Division“ nur gedanklich, von der großen politischen Konzeption aus gesehen, mit dem Kampf der „Barcelos“ kompositorisch verwoben. Er hätte mittels durchgehender Personen negativen Charakters oder durch Figuren, die sich positiv entwickeln, organisch mit „Barcelos“ Kampf verbunden werden müssen. Das hättest Du mit dem Teniente Molinar und dem Divisionär Morito erreichen können, wenn diese beiden von Anfang an mit Juan Barbastro und Noy Maurique im Reservekorps gewesen wären. Da ein organischer Einbau des Komplexes „Blaue Division“ nicht angestrebt war, kamst Du zu Notlösungen – einmal, indem Du den Einsatz der Blauen im Osten in Handlungsunterbrechung als Historiker schilderst, zum anderen, indem Du den Heimkehrer Morito erzählen läßt. Dabei verschwindet aber wieder der Erzähler. Oder Du läßt Molinar gegenüber der Puta mit seinen Kriegsverbrechen im Osten protzen. Hierbei drängt sich mir die Frage auf, ob Protzereien im Bordell über Kriegsgreuel wie den Kindermord nicht eine ungewollte Wirkung auf den Leser haben. Gewiß, Kriegsverbrechen und Bordell gehören zusammen, besonders in Spanien. Dennoch sollte man als Autor streng darauf achten, daß die zur Charakterisierung notwendigen Grausamkeitsschilderungen nicht in zwielichtige Atmosphäre getaucht werden. Dieser Gefahr bist Du, scheint mir, bei der Schilderung der Vergewaltigung, des „Torero-Machens“, bewußt aus dem Wege gegangen. Nicht auszudenken die ungewollte Wirkung auf den Leser, wenn diese Szene auch noch im Bordell erzählt worden wäre. Sie ist großartig-entsetzlich gestaltet, aber nach meinem Geschmack zu breit, zu naturalistisch geraten. Ohne irgendeiner Prüderie das Wort zu reden – hier hätte sich in der Beschränkung der Meister gezeigt.

Soeben lese ich Wolfgang Johos Kritik im „Sonntag“: „Maassen nennt sein Buch ehrlich und eindeutig einen Bericht.“ Mit den Worten „ehrlich und eindeutig“ zeigt

Joho, daß er auf Euer Verlegenheitswort hereingefallen ist. Einige Zeilen später aber rückt er wieder davon ab: „... daß er sich streckenweise der erzählenden Form bedient.“ Schuld an der Verwirrung seid ihr selbst. Weg mit dem „Bericht“ in der zweiten Auflage.

Denn ich wünsche Dir recht viele Auf-

lagen. „Barcelo“ ist nicht nur „streckenweise“, sondern durchgehend und gut erzählt und nur streckenweise durch Berichte unterbrochen.

Und hab Dank für Dein „Nachher“. Jetzt erst, wo es da ist, merkt man als alter „Spanier“, wie uns Dein Buch gefehlt hat. Salud!

*Franz Hammer*

## Das Tagebuch des Reservekorporals Kisch

*Egon Erwin Kisch: „Schreib das auf, Kisch“*

*Aufbau-Verlag, Berlin 1955*

„Der Bleistift zitterte und das Herz zitterte, als dieses Manuskript entstand...“ So beginnt das Kriegstagebuch des Reservekorporals Kisch. Und dieser Satz war mir in der Erinnerung so lebendig geblieben, als wäre nicht schon ein Vierteljahrhundert vergangen, seitdem ich ihn zum erstenmal gelesen. Jetzt lese ich diese Worte wieder, denn Kischs Aufzeichnungen vom Anfang des ersten Weltkrieges sind neu herausgekommen. Sie werden die vielen jungen Freunde des rasenden Reporters nicht minder packen und zu Gegnern der imperialistischen Kriege erziehen, als sie es bei den älteren schon vermochten, die sich nun mit leiser Wehmut im Herzen erneut von dieser Lektüre fesseln lassen. Mit leiser Wehmut deshalb, weil wir inzwischen ein noch schrecklicheres Inferno erleben mußten, vor dem Kisch 1930, als er sein Kriegstagebuch herausgab, warnen wollte – und weil dieser angriffsfreudige und treffsichere Humor unseres Egon Erwin Kisch heute niemandem mehr eigen ist...

Zunächst blättere ich in diesem Band, der so manche Erinnerung weckt, suche eifrig nach jener Schilderung der grauenvollen Flucht über die Drina, die mir damals den Atem verschlagen hatte – ja, hier beginnt sie, Seite 95.

Kisch betont eingangs, daß der Herausgeber K. mit dem Protokollführer K. nicht

mehr identisch ist – daß es keinen Sinn habe, diese mitten im blutigen Geschehen entstandenen Aufzeichnungen stilistisch oder sonst korrigierend zu ändern. Gut, daß Kisch sich dazu nicht verleiten ließ. Denn gerade die Ursprünglichkeit, diese Willkürlichkeit der Aufzeichnungen verleihen ihnen ihre besondere Stärke.

Wir erleben mit Kisch die Sorglosigkeit der ersten Tage („Auch hier berührt sich die Wirkung der höchsten Dummheit mit der höchsten Klugheit: was kann man Besseres tun, als sorglos sein?“), das zermürbende langsame Vorrücken zur Front, die ersten Verwundeten, dazwischen endloser Regen, Hunger und Durst, dann das blutige Gemetzel selbst – alles sachlich berichtet, sorgfältig aufgezeichnet: während des Geschehens oder ganz kurz danach. Jedoch nicht trocken oder ermüdend sind diese Notizen. Kisch wäre nicht Kisch gewesen, wenn sein Witz nicht immer wieder aufgeflackert wäre und seinen Aufzeichnungen einen angriffsfreudigen Sarkasmus verliehen hätte.

Kisch, dem die letzten Socken total zerrissen sind, legt zum ersten Male Fußlappen an. „Die halbe Kompagnie umstand mich voll Neugierde, denn sie hatte nie einen Menschen gesehen, der keine Fußfetzen auf den Füßen hatte, und begleitete meine Lektion mit Lobeshymnen auf die Erfindung der Fußlappen und mit

Belehrungen. Ich bin selbst neugierig darauf, wie ich darin marschieren werde. Wenn man den Leuten glauben darf, die sie auch im Zivil tragen, so wirken sie wie Siebenmeilenstiefel. Sollten die Flügel auf den Fußknöcheln des Gottes Merkur nichts anderes sein als die Enden seiner Fußlappen?“

Am 11. Januar 1915 notiert er: „Seit ein paar Tagen sind zaghafte Reden unter besonders schweren Androhungen untersagt. Wahrscheinlich geschah das, weil Kaiser Wilhelm erklärt hat: ‚Schwarzseher dulde ich nicht!‘ Das ist der ganze Unterschied zwischen Deutschland und Österreich, dort verbietet der Kaiser das Schwarzsehen, hier wird die Zaghaftigkeit im Verordnungsweg untersagt. Ich kann mir nicht helfen, ich sehe schwarz für Deutschland und blicke der Zukunft Österreichs zaghaft entgegen.“

Wenn er die Natur schildert, verbindet sich sein Sarkasmus mit plastischer Bildhaftigkeit: „Am Himmel ein Armeekorps von Sternen, wie man es kaum je im Abendlande sieht, und von dem fast hellblauen Nachthimmel hob sich die Silhouette der kriegerischen Figuren und ihrer Gewehre und Säbel düster und bedrohlich ab . . . Durch die sternenhelle Nacht flogen irdische Meteore aus den Leuchtpistolen, der Kanonendonner verhallte langsam, am Horizont wetterleuchtete es, Lichtsignale wurden gegeben – die Schwarmpfeifen der Grillen verstummten für einen Augenblick – Sternschnuppen und vereinzelter Aufblitzen der Gewehrmündungen – Morgennebel und Kanonenruhe – man wußte nicht, wo der Friede der Natur begann und der Krieg der Menschen aufhörte. Mein Schreibtisch ist die Brustwehr der Schützendeckung.“

Eisiges Entsetzen erfaßt den Leser, wenn Kisch das Inferno des Krieges zeichnet: „Zahllose Verletzte wurden an uns vorbeigetragen, auf Tragbahnen, auf dem Rücken oder von je zwei Leuten bloß auf den Händen, Stöhnende, Wimmernde, Schreiende, Zugedeckte, Blutende, Verbundene und Unverbundene, Leute, denen die

Wange weggerissen war oder die Nase. Soldaten, die hinkten, und solche, die sich den blutenden Kopf mit ihrem Verbandzeug selbst verbinden wollten, und solche, deren Arm nur an einem Knochen und an Hautfetzen hing . . . Bäche von Blut flossen durch die engen Gänge, die zwischen den Ziegelstellagen führten, durch den betäubenden, stickigen Staub der Mauersteine. Durch den Geruch von Lehm und Blut und Schweiß und bloßgelegten Eingeweiden drangen die Schmerzensschreie, das Röcheln von Sterbenden und der Streit von Verwundeten, die um Plätze rauften . . .“

Doch nicht genug des Grauens: „Die Flucht hatte begonnen und riß uns fort. Eine geschlagene Armee, nein, eine zügellose Horde rannte in sinnloser Angst der Grenze zu. Kutscher peitschten ihre Pferde, Fahrkanoniere spornten und schlugen die ihren, Offiziere und Soldaten drängten sich und schlängelten sich zwischen den Wagenkolonnen durch oder stapften im Straßengraben, Gruppen, in denen alle Truppengattungen vertreten waren, solche mit ziegelroten Aufschlägen auf den Blusen, solche mit dunkelgrünen und mit papageigrünen und mit milchgrauen, Landwehr, Heer, Kanoniere, Sanitätssoldaten, Sappeure . . . Leute wurden überfahren, die Räder der Lafetten, der Fahrküchen, der Wagen und Kanonen verfilzten sich ineinander, Pferde bäumten sich auf und bissen einander, von den Peitschenhieben und den Anfeuerungsschreien halb toll gemacht . . .“ Und dann jene Schilderung von der Flucht über die Drina: keine Brücke, keine Fähre, nur einige Pontons – und Hunderte von Fliehenden, denen die ihr Land verteidigenden Serben im Nacken saßen: „Die meisten standen in voller Ausrüstung bis an die Hüften im Wasser, um den Ponton zu erreichen, noch bevor er ans Ufer komme . . . Überall das gleiche Bild: an dreißig Ertrinkende, schreiend, röchelnd, schnappend, aus dem Wasser tauchend, versuchten, sich in der Luft festzukrallen und an dem Nichts emporzuziehen; Füße streckten sich aus dem Wasser – während ich dieses

schreibe, zittert meine Hand, ich muß innehalten... Der Ponton hatte sich bereits gefüllt, Stimmen wurden laut: „Abstoßen! Niemand hereinlassen!“ Inzwischen ist das ganze Fahrzeug von mehr als sechzig verzweifelten Händen umklammert, „So können wir nicht rudern!“ schreien die Pioniere, und das ist Signal zum Angriff gegen uns „Außenseiter“. Mit Gewehrkolben schlägt man den draußen Hängenden auf die Finger oder trommelt mit den Fäusten auf ihre Hände, bis diese loslassen. Dann fallen die Armen ins Wasser, gurgeln, tauchen auf, manche zwei- oder dreimal, und sinken unter...“ Fast vermag man nicht weiterzulesen und doch, du erlebst das Schaurige weiter mit, klammerst dich, unsichtbar für die anderen, ans hintere Ende des Pontons, erreichst das Ufer, sinkst mit Kisch erschöpft in dich zusammen.

Nicht nur solche Dinge erlebst du. Neben Niederlagen gibt's auch Siege: „Musikkapelle spielte zur Feier des Sieges, die Offiziere steckten kleine Metallkruzifixe, die sie vom Feldkurat erhalten haben, an die Mützen. Fürst Lobkowitz hat sie gespendet, im Stephansdom zu Wien wurden sie geweiht. Wir einfachen Soldaten bekamen bloß Sliwowitz und Gulasch.“

Heftige Kritik erfährt die marode Oberste Heeresleitung. Auch mancher Offizier wird in diesen Tagebuchnotizen aufgespießt. „Ich habe heute zugesehen, wie der Menageoffizier der 2. Divisionsstaffel (ein aktiver Oberleutnant) die Bratpfanne mit einem Huhn wütend aus dem Fenster warf, weil er gewünscht hatte, daß es zu braten sei, während der Koch es mit Paprika geschmort hatte. Ähnliche Äußerungen eines durch keinerlei Hemmungen beschwerten Jähzorns habe ich beim Train unseres Regiments erlebt, wo z. B. Hauptmann Oberdanner Leute mit Stockschlägen traktierte, so daß Soldaten mit geplatzten Halsadern und dgl. in das Spital abgegeben werden mußten.“ Und gleichsam als Er-

gänzung hierzu: „An allen Bäumen sind Soldaten der 13. Kompanie angebunden, weil sie die Konserven der Reserveportion trotz Verbotes aufgegessen haben. Die Gesichter der Bestraften sind verzerrt, denn ihre Arme sind bei den Schulterblättern fest an den Stamm des Baumes gebunden, Arm, Kreuz und Striemen an den Knöcheln schmerzen stark... Einer der Festgebundenen wimmerte, er sei erst eine halbe Stunde angebunden und zu zwei Stunden verurteilt. Das könne er nicht aushalten, er spüre, daß er wahnsinnig werde und Krämpfe bekomme; zu Hause habe er vier Kinder. Er bat mich flehentlich, ich möge seine Fesseln ein wenig lockern, ich näherte mich ihm, um seinen Wunsch zu erfüllen, aber der Posten ließ es nicht zu und erklärte, daß er mich anzeigen müßte. Der Angebundene bat schließlich selbst: „Also lassen Sie es sein, Herr Korporal, wenn es für Sie gefährlich ist, sonst werden Sie auch noch angebunden.“ – Ich mußte leider weggehen, da der Posten – aus Angst – auch nicht durch ein Angebot von Geld von seiner Pflicht abzubringen war. Die Stricke taten mir weh, sie schmerzten mich vielleicht mehr als den Angebundenen. Lange konnte ich nicht einschlafen.“

Daß auf solche Weise dieser Krieg nicht gewonnen werden konnte, muß selbst der beschränkteste Leser begreifen – und daß solche Kriege überhaupt nicht erfolgreich beendet werden können, versteht der aufmerksame Leser ohnedies. Es will uns scheinen, daß dieses Tagebuch des Ersatzkorporals Kisch heute noch an Bedeutung gewonnen hat. Der Leser erkennt, daß Kisch mit diesem Buch einen abschreckenden Ausschnitt vom Untergang der alten Welt aufbewahrt hat, damit niemand mehr in Versuchung gerate, für sie seine Haut in den Schützengraben zu tragen.

Die Erinnerung ist zugleich eine Mahnung.



Paul Hilbert

## Die Schande der Schänder

Es ist geschehen. Bertolt Brecht starb – und wurde geschändet. Das „Abendland“ besang ihn auf seine Weise, und der Gesang wurde zum Krächzen. Einige versuchten, ihn zu zerstückeln. Aber sie zerstückelten nur sich selbst. Andere versuchten, sich in Brechts Glanz selbst ans helle Licht zu rücken: aber illuminiert wurden dabei nur ihre eigenen Ruinen.

In der Springflut lobspeichelnder Verwünschungen, die gegen Bertolt Brecht nach dem Tode Bertolt Brechts aufschäumte, tat sich Herbert Lüthy, für gewöhnlich Kulturphilosoph der Ford-Foundation „Der Monat“, besonders hervor. Er verspritzte sein Gift in der Hamburger „Zeit“ auf zwei Seiten und insgesamt sechs Spalten. Dem Artikel war eine Zeichnung beigegeben, die offenbar Brecht darstellen sollte. Darauf war ein Rittergutsbesitzer ostelbischen Vierkantschädeltyps zu sehen, dem zum Hugenberggesicht nur Monokel und Schmisze fehlten. Lüthy vereinigt die oben angedeuteten Arten, einen großen Toten zu schänden: er zerstückelt Brecht, vierteilt ihn und verbeugt sich zum Schluß wie ein Zauber Künstler vor dem verdutzten Publikum: Bitte sehr, das ist mein B. B. Er schreibt: „Brecht hatte sich das Problem bedächtig und buchhalterisch nüchtern überlegt, bevor er nach Ostberlin zog: so geht auch sein Galilei als Hofastrologe zu den Medici nach Florenz und nimmt dabei Unfreiheit und Inquisition in Kauf, weil sie der Preis für Muße, hohes Gehalt, reiche Forschungsmittel sind, während die ‚Krämerrepublik‘ Venedig zwar Freiheit und Schutz vor Inquisition bietet, aber mit den materiellen Mitteln geizt.“ Die Krähenfüße, auf denen

Lüthys Krämerrepublik hier daherstelt, sind zugleich die Krähenkrallen, mit denen der Wahrheit die Augen ausgehackt werden. Aber es kommt noch besser: „Er hat sich, nicht sein Talent prostituiert.“ Zuhälter sehen in jedem Menschen einen Zuhälter, und der Lüthy sieht sogar in Brecht noch einen Lüthy. Dabei kommt er zu phantasie reichen Variationen: einmal ist die DDR ein Arrestlokal, ein andermal eine Sackgasse namens Kommunismus. Schließlich produziert sich Herr Lüthy noch als Archäologe und macht aus Bertolt Brecht eine Art Knochenfund: „Brechts Werk und Geist lebten aus jener kurzen, intensiven Blütezeit anarchischer Unrast und radikalen Experiments, die sich in anderthalb Jahrzehnten der Republik wie ein Feuerwerk versprühte... und die in einer Archäologie europäischer Spätkulturen vielleicht einmal die Weimar-Kultur heißen wird.“ Der Dichter Brecht wird „gefunden“ wie ein Neandertalknochen, wird registriert, datiert, beklebt und ins Museum für „europäische Spätkulturen“ abtransportiert!

Daß Brecht sich nach den Jahren des Faschismus und des Exils im sozialistischen Lager niederließ, definitiv, unwiderlich: dies muß verwischt, verkleinert, ja zum „Mißverständnis“ gemacht werden. Brecht sei, sagt Lüthy, „nie wirklich heimgeliebt“. Eine Art Gespenst also, das noch einen Körper, aber keine Seele besaß, und deshalb wohl in der Buckower Heide märkische Elegien verfaßte.

Resümieren wir: Bertolt Brecht als „Hofastrologe“, Bertolt Brecht als Gespenst in Buckow, Bertolt Brecht als Knochenfund vom Schiffbauerdamm, Bertolt



Brecht als Mietling und Prostituirter – so spiegelt sich Herr Lüthy in B. B. Man muß dem Herrn dankbar sein für diesen Beitrag zum Verfall abendländischer Literaturkritik. Ihn ins rechte Licht zu setzen, sei hier noch vermerkt: Auf der gleichen Seite, auf der Herr Lüthy seine Dichterschändung betreibt, zielt der feiste, rosige Kopf des Bundeswirtschaftsministers Erhard ein Propaganda-Inserat des Bundesverbandes der Deutschen Industrie. In seiner darunter abgedruckten Prosa fordert der Knatterprotz des Bonner Kabinetts als Spaltennachbar Lüthys die Bundesbürger auf: „Laßt uns vielmehr, wie bisher, von Jahr zu Jahr größere Kuchen backen!“ Durchaus dem Lüthy niveaugerecht. Der Herr Bundeswirtschaftsminister ahnt offenbar, daß auf den Rosenmontagszug seiner Konjunktur ein Aschermittwoch folgen muß.

Der gleiche Unterton klingt, unausgesprochen, in den Verleumdungsversuchen anderer Gedächtnisleitartikler mit. Sie wissen: an ihrer Ordnung ist etwas nicht in Ordnung. Um so mehr muß man ablenken, vertuschen, retuschieren. Die Nekrologe sind um so bössartiger, je mehr das Bewußtsein der eigenen Talent- und Genielosigkeit im grellen Rampenlicht von Theater, Literatur und auch Politik hervortritt. Gegen die Geschichte kann man nur Geschichte ins Treffen führen. Dies muß und kann nur heißen: an Bertolt Brecht werden unsere eigenen Ruinen sichtbar, wir selbst – und wir sind abgebrannt, verfallen, der chromblitzenden Neonfassade eines Wirtschaftswunders zum Trotz. Hinter dieser Fassade gähnt das Nichts.

So ist es also ganz folgerichtig, daß die Artikel zum Tode Bertolt Brechts so langweilig, so gähnenerregend monoton wirken.

Am beliebtesten ist bei den fröhlichen Hinterbliebenen die Version, der Kommunismus habe wie ein „Kahlschlag“ auf B. B. gewirkt. Andere Verleumdungsvokabeln: „Ausdörrung“, „Sterilität“. Daß Brecht unter anderem auch Humor besaß, sehr viel sehr klugen Humor, mußte sich

die westdeutsche Öffentlichkeit erst vom Pariser „Franc-Tireur“ sagen lassen.

Aber es gab, Gott sei Dank, auch einige anständige und faire Nekrologe, zum Beispiel in der „Süddeutschen Zeitung“, wo Fred Hepp den Betreuer der Brecht-Werke für Westdeutschland, Peter Suhrkamp, zitierte:

„Ich teile ... nicht die Ansicht ..., daß Bert Brechts Talent unter der Politik Schaden nahm; eher neige ich dazu, im politischen Dogma die Rettung aus der Anarchie und dem zynischen Nihilismus seiner frühen Zeit zu erblicken; ich habe miterlebt, wie sich in der Arbeit an ‚Dickicht der Städte‘ für den Sprachduktus die Notwendigkeit einer sozialen Gliederung ergab ... Er gehört in die Landschaft des Sozialismus, und es war ja auch kein Zufall, daß er sich in Ostberlin niedergelassen hat. Wäre Brecht, wie wir ihn heute kennen, im neutralen Landhaus am Zürcher See denkbar gewesen?“

Nein, niemals.

## Bertolt Brecht und Karl Kraus

Zu den frühesten Bewunderern Brechts zählte Karl Kraus. In das Rezitationsprogramm seiner berühmten Vortrags- und Vorlesungsabende nahm er sehr häufig Verse und Szenen von Brecht auf, die er meisterlich zu lesen verstand. Seine besondere Liebe gehörte hierbei der Gerichtsszene aus „Mahagonny“. Unter den vielen Äußerungen über Brecht, die sich in der „Fackel“ finden, sei hier aus der Nummer 847–851 zitiert:

„Doch alle zusammen können sie das Wasser, aus dem sie schöpfen, nicht dem einen Bert Brecht reichen, selbst wenn er sich als sein eigener Vampir mit Doktrinen das Blut abzapft; es bleibt immer noch soviel, um das Gedicht von Kranich und Wolke und die Gerichtssitzung in ‚Mahagonny‘ hervorzubringen – was durch keine (auf oder ohne Kerr-Pfiff erfolgte) Pressehetze aus der Welt zu schaffen ist.“

Viel später ist Kraus noch einmal entscheidend für Brecht eingetreten. Es war

im Jahre 1933. Professor Forst de Battaglia, der bekannte Literaturhistoriker, wollte den Namen Karl Kraus und Belegstellen aus dessen Werk in eine Anthologie der deutschen Literatur aufnehmen. Kraus stellte eine Bedingung: Er wollte die Liste der Autoren kennen, in deren Nachbarschaft er „auf die Nachwelt kommen“ sollte, und behielt sich vor, sich selbst zurückzuziehen, wenn einer der anderen genannten Autoren ihm nicht genehm wäre. Denn er hätte es grundsätzlich abgelehnt, in der gleichen Anthologie zu figurieren wie Alfred Kerr, der während des ersten Weltkrieges blutrünstige Kriegshetzegedichte veröffentlicht hatte, sich dann aber als „Pazifist“ aufspielte. Anlässlich dieser Liste kam es zu einem Briefwechsel. In einem der Briefe, die bisher unveröffentlicht sind, gibt es eine Stelle, auf die ich hinweisen möchte.

Kraus hatte in der ihm vorgelegten Liste nur einen Autor abgelehnt, und zwar Robert Neumann, den Verfasser eines sehr erfolgreichen Sammelbandes literarischer Parodien. Er lehnte ihn nicht etwa deshalb ab, weil er selbst von Neumann grimmig parodiert worden war. Dies, so meinte er, sei Neumanns gutes Recht, er selbst kenne die Stelle nicht einmal, vielleicht sei sie sehr geistreich. „Aber“, so schrieb er, „der Grund der Ablehnung besteht in dem Spezifischen einer journalistischen Geistesart, die in penetranter Weise erst kürzlich sich an einem Dichter vergriffen hat, der in Ihrer Anthologie nicht vorkommt und der einen großen Teil von deren Beiträgern in die Tasche steckt: Bert Brecht.“

Ich glaube, die Sache wurde damals im Sinne von Kraus geregelt, denn sein Name findet sich in der erwähnten Anthologie.

*Lotte Sternbach-Gärtner*

## Unbequemer Dichter

„Man fragte ihn einmal, warum wohl sein Schauspiel ‚Galileo Galilei‘, das eine spöttische Satire auf die päpstliche Eminenz enthält, im Rheinland, dem erkatho-

lischen Bollwerk Dr. Adenauers, aufgeführt werde. Brechts verschleierte braune Augen blinzelten hinter seinen Brillengläsern: ‚Ich bin so gut, daß sie mich aufführen müssen‘, kicherte er vergnügt, die angekaute Zigarre im Mundwinkel. Wahrscheinlich hat er recht.“ Diese Anekdote las man einige Monate vor Brechts Tod in einem Aufsatz, den die englische Zeitschrift „The New Statesman and Nation“ dem Dichter widmete. Wir brauchten darüber nicht viel Worte zu verlieren, wenn nicht in einer der folgenden Nummern der Versuch einer Rücknahme gemacht worden wäre. Da wollte doch jemand (vielleicht um der Wirkung des damals schon angekündigten Londoner Gastspiels von Brechts Truppe vorzubeugen?) den Lesern einreden, Brecht sei weiter nichts als eine Art kommunistischer Propagandatrücker, ein Talent zwar, aber nur durch unaufhörliche geschickte Propaganda zu seiner Weltbedeutung aufgeplustert. Brecht, so heißt es abschließend, werde durch eine altmodische Ideologie ruiniert, immerhin sei er aber bedeutend besser, als seine Weltanschauung es ihm eigentlich erlaube.

Diese weitverbreitete Art der „Beweisführung“ beruht auf zwei Sätzen, an denen offenbar nicht gerüttelt werden darf. Erstens: Kommunistische Kunst ist immer schlecht. Zweitens: Wenn kommunistische Kunst gut ist, dann nur, obwohl sie kommunistisch ist. Der „New Statesman“ unterscheidet sich vom „Rheinischen Merkur“ mindestens eben so stark wie Mr. Bevan von Herrn Adenauer. Das ändert aber nichts daran, daß sie alle zusammen, die uns ständig Uniformität der Meinungen vorwerfen, auf bestimmte Glaubenssätze eingeschworen sind wie eine Bruderschaft mittelalterlicher Mönche. Brecht paßt nicht zu ihrem Weltbild; anstatt ihr Weltbild zu ändern, möchten sie Brecht ändern. Sie möchten ihn zwar nicht spielen, aber sie müssen ihn spielen. Sie möchten bestimmte Realitäten übersehen, sie müssen sie aber doch zur Kenntnis nehmen. Galilei ist nicht zu widerlegen: „Und sie bewegt sich doch!“

*-rak*

## Eine chinesische Heine-Übertragung

Sehr selten nur begegnet man einer Übertragung von Gedichten, die wahrhaft befriedigt und mit Genuß gelesen werden kann. Dieser seltene Fall ist eingetreten, als in Peking anlässlich der Heine-Gedenkfeier am 26. Mai eine einzigartige Übertragung von einigen der bekanntesten Gedichte Heines ins Chinesische veröffentlicht wurde.

Der Übersetzer, der dieses Werk der Liebe und Verehrung geleistet hat, ist selbst ein bedeutender Dichter. Man fühlt förmlich, mit welcher Hingabe er die Nächte hindurch – denn er ist nicht nur Dichter, er ist auch Dekan der Fakultät für Westeuropäische Sprachen und Literatur an der Peking University, er ist auch Mitglied des Chinesischen Schriftstellerverbandes, und er ist auch Mitglied des Volksrates, und seine Tage sind somit vollständig ausgefüllt – gearbeitet haben muß. Der Rhythmus seiner Übersetzung schwingt wie im deutschen Lied, die Vokale singen, die Konsonanten summen, marschieren, begehren auf, trotzen. Diese Übertragungen sind echte Gedichte, und oft klingen sie wie die uralten Volkslieder im Schr Tsching. Wörter, oft Sätze, werden wiederholt, damit sie im Herzen weiter singen können. Einfach sind die Wörter; es sind die, die immer im Volk lebten und weiterleben werden. Einfach und kurz sind die Sätze, klassisch in ihrem Aufbau. Und der Sinn wird so deutlich, daß er gleich das Herz berührt.

Um einen Begriff von der Schönheit dieser Nachdichtungen zu geben, möchte ich hier ein Beispiel anführen. Ich will, so gut es geht, die chinesischen Laute phonetisch wiedergeben und sie ins Deutsche zurückübersetzen:

Hsing hsing mei tscho tschin tschiao  
Sierne, Sterne geben goldne Füße  
man yu  
wandeln

Dan dz hsiao bu lü tsching  
Mut klein (bang) Schritt leicht  
Da die hsüeh tsai jäh di chuei li  
Große Erde schläft in Nacht Armen  
Ta men pa ba ta tsching hsing  
Sie fürchten sich sie aufzuwecken.

Das deutsche Original lautet:

Sterne mit den goldnen Füßchen  
Wandeln droben bang und sacht,  
Daß sie nicht die Erde wecken,  
Die da schläft im Schoß der Nacht.

Feng Tschr, der dieses Werk der Liebe vollbracht hat, schenkt damit nicht nur seinem chinesischen Volk Heine in einer Form, die ihn als einen Bruder erkennen läßt, er erweist auch dem deutschen Volk einen Dienst, indem er China mit der Schönheit und dem Reichtum Heinescher Dichtung bekannt macht. Ein Dichter und Freiheitssänger des Fernen Ostens hat sich hier so in den deutschen Dichter hineingefühlt, hineingedacht, hineingelebt, daß er selbst zum Sprecher des Bruder-Dichters wurde. Eine herrliche Verschmelzung zweier Gleichgesinnter, ein wahres Symbol der Freundschaft unserer Völker.

## Hundert Jahre „Madame Bovary“

Am 1. Oktober 1956 sind hundert Jahre vergangen, seit der erste Leser die ersten Sätze von Flauberts großem Gesellschaftsroman „Madame Bovary“ zu Gesicht bekam und lesen konnte. Unter dem Datum des 1. Oktober 1856 nämlich begann in der Zeitschrift „Revue de Paris“ der Abdruck des Werkes in Fortsetzungen. Aber schon zwei Monate später, in der Ausgabe vom 1. Dezember, erschien eine Notiz, auf deren Veröffentlichung Flaubert bestanden hatte. Darin bat er seine Leser, den in der Zeitschrift abgedruckten Text lediglich als Fragment zu betrachten, nicht aber als abgerundetes Werk. Zu dieser Erklärung hatte ihn die Tatsache veranlaßt, daß die

Leitung der Zeitschrift aus Furcht davor, wegen „Verletzung der öffentlichen Moral“ gerichtlich belangt zu werden, zahlreiche Abschnitte, ja ganze Episoden einfach herausgestrichen hatte.

Übrigens schützte auch dieses dem Verfasser aufgezwungene Opfer ihn und die Zeitschrift nicht vor einem Gerichtsverfahren; die Regierung Napoleons des Dritten (des Kleinen, wie Victor Hugo ihn nannte) hatte schon lange nach einem Vorwand gesucht, der ihr erlaubte, gegen die für ihren Geschmack allzu liberale „Revue de Paris“ einzuschreiten. So kam es also am 24. Januar 1857 zum Prozeß vor der Sechsten Strafkammer. Die Richter mußten Flaubert freisprechen, trugen aber den Wünschen der Regierung durch einige hinterhältig-bösartige Formulierungen in der Urteilsbegründung Rechnung. Am 20. April 1857 erschien dann endlich der Roman in vollständiger Buchausgabe.

## Shakespeare or not Shakespeare

In der Kirche des kleinen englischen Ortes Chislehurst (in der Grafschaft Kent) wurde im vergangenen Frühjahr das Grab eines Zeitgenossen von Shakespeare, eines gewissen Sir Thomas Walshingham, von amtswegen geöffnet. Die Behörden folgten damit dem Wunsch des amerikanischen Literaturkritikers Mr. Hoffman. Dieser vertritt die Meinung, die Stücke Shakespeares seien nicht von Shakespeare geschrieben, sondern von Christopher Marlowe. Marlowe, so behauptet Mr. Hoffman, habe unter einem angenommenen Namen schreiben müssen, weil er wegen Verrats und atheistischer Gesinnung zum Tode verurteilt gewesen sei und sich der Vollstreckung durch die Flucht entzogen habe. Sir Thomas Walshingham sei sein Freund gewesen, von ihm stamme auch das „Pseudonym“ William Shakespeare.

Der amerikanische Kritiker ist seit Jahren auf der Suche nach Beweisen für die Richtigkeit seiner These. Er hatte einen langen Kampf mit den englischen Behörden geführt, bis er die Erlaubnis erhielt,

das Grab in Chislehurst öffnen zu lassen. Aber seine Suche blieb auch hier vergeblich. Unter den beiden schweren Grabplatten fanden sich nur einige Ziegelsteine, etwas Sand und polierte Glasstücke aus dem Mittelalter. Den Sarg selbst zu öffnen war Mr. Hoffman nicht gestattet worden.

Mr. Hoffman hat wissen lassen, daß er seine Überzeugung trotz dieses Mißerfolgs nicht aufgibt. Aber nach Beweisen wird er jetzt anderswo suchen müssen.

## Erfolg durch Charakter

Unlängst veröffentlichten die „Daily News“ in Springfield (Ohio, USA) die folgende Anzeige:

„Der junge Mann, der im Erwerbsleben steht – sei es im Büro, in einem Geschäft oder sonstigen Betrieb –, ist es sich selbst und seiner Zukunft schuldig, regelmäßig in die Kirche zu gehen.

ERFOLG und ein gewisses Maß von Religiosität scheinen miteinander Hand in Hand zu gehen.

Männer, die bereits die höchste Stufe auf der Leiter des ERFOLGS erklommen haben, blicken mit wohlwollendem Auge auf den jungen Mann, den sie oft in der Kirche sehen.

Sie wissen, daß Kirchenbesuch den Charakter stärkt. Und der Charakter schafft den ERFOLG.“

## Die NDL-Anekdote

Als man Ibsen einmal fragte, ob sein Tischler Engstrand (aus den „Gespensstern“) wirklich das Asyl in Brand gesteckt habe, erwiderte er lächelnd: „Zuzutrauen wär's dem Kerl schon!“

Diese Antwort ist nicht nur die witzige Zurechtweisung eines einfältigen Fragers. Sie beleuchtet einen der Gründe für die noch heute lebendige Wirkung Ibsenscher Dramatik: – Ibsen sah seine Figuren in ihrer vollen, runden Körperlichkeit, also nicht nur die Seiten oder Eigenschaften, die er für bestimmte Sticksituationen gerade brauchte. Deshalb konnte er von ihnen wie von wirklich Lebenden sprechen.

## Maxim Gorki in Heringsdorf

Bei wem begänne nicht sofort die Phantasie zu arbeiten, wenn er sich an einem Ort befindet, der mit bedeutenden historischen Ereignissen oder mit einem großen Menschen verbunden ist? Mir ging es so, als ich kürzlich in der Heringsdorfer Maxim-Gorki-Straße das „Haus Irmgard“ besuchte. „Haus Irmgard“ ist ein Wallfahrtsort für Tausende Feriengäste auf der Insel Usedom, denn hier wohnte vom Mai bis September 1922 Alexej Maximowitsch Peschkow, den die Welt unter dem Namen Maxim Gorki kennt.

Gorki, um dessen Gesundheit es zu jener Zeit gar nicht gut bestellt war, hatte von Wladimir Iljitsch Lenin ein dringendes Schreiben erhalten, in dem es hieß: „Aber Sie husten Blut und wollen nicht weg-  
reisen? Das ist wirklich gewissenlos und sehr unverständlich. In Europa, in einem guten Sanatorium, können Sie eine Kur durchmachen und dreimal soviel arbeiten. Wirklich! Hier bei uns ist weder Kur noch Arbeit denkbar, nur Unruhe, zweckloses Hin und Her. Reisen Sie, lassen Sie sich gesundmachen. Seien Sie nicht eigensinnig, ich bitte Sie! Ihr Lenin.“

Und der kranke Dichter fuhr ins Ausland. Erst versuchte er es mit dem Schwarzwald, dann mit Heringsdorf. Dort bezog er das „Haus Irmgard“, das einem jüdischen Intellektuellen gehörte, dem Juristen Dr. Becher, einem weitgereisten und fortschrittlich denkenden Mann, der sehr wohl wußte, was es bedeutete, Maxim Gorki in seinem Haus zu beherbergen.

Gorki kam damals nicht allein. Sein Sohn Maxim, seine Schwiegertochter Natalie und sein Sekretär Iwan Rakizky begleiteten ihn. Die Gäste hatten ihren Kuraufenthalt gut gewählt. Von der einen Seite des Hauses hat man eine herrliche Aussicht aufs Meer, von der anderen auf eine idyllische Landschaft. Auch im Innern des Hauses sieht es heute genauso aus wie damals, während Gorkis Aufenthalt. Gleich

das erste Zimmer bietet einen ungewöhnlichen Anblick, denn der (erst vor kurzem verstorbene) Besitzer hatte den Raum mit Andenken und Trophäen aus aller Herren Ländern geschmückt: eine spanische Wand (die allerdings aus dem Orient stammt), Waffen und Bilder, ein exotischer Wandbehang, rechts neben der Tür die „Arabische Ecke“. Auf dem Sofa, über dessen Kopfende sich ein Seidenhimmel wölbt, pflegte Gorki zu ruhen.

Ich betrete die benachbarte Veranda. Wie gut kann man sich den Dichter dort am Schreibtisch sitzend vorstellen, wie er mit den schlanken Fingern über den Schnurrbart streicht und an einem Satz seines autobiographischen Werkes „Meine Universitäten“ feilt. Mein Blick wandert umher. Da hängt ein Foto: Gorki und sein Sohn Maxim Peschkow. Ein anderes Bild zeigt den Dichter im verschneiten Schwarzwald. Auf dem Schreibtisch, unter einer Glasvitrine, das Gästebuch des Dr. Becher. Als die Sowjetarmee 1945 nach Heringsdorf kam und Dr. Becher dem Kommandanten sagt, daß dessen großer Landsmann einige Monate in diesem Haus gelebt hatte, fand er zunächst keinen Glauben. Aber Gorkis Eintragung im Gästebuch, das Dr. Becher während der Hitlerzeit hatte versteckt halten müssen, überzeugte den sowjetischen Offizier. Eigentlich sind es mehrere Eintragungen. Wir lesen in lateinischen Buchstaben: „Natalie Peschkoff“ und „Maxim Peschkoff“. Der Dichter selbst hat seine Eintragung russisch geschrieben. Es ist ein echter Gorki-Satz: „Und dennoch und trotz alledem wird die Zeit kommen, da die Menschen wie Brüder miteinander leben werden.“ Das Datum: 25. September 1922.

Wir wandern weiter und kommen ins Musikzimmer, in dem damals auch Fjodor Schaljapin seine herrliche Stimme hat erklingen lassen. An einer der Wände entdeckte ich eine alte Fotografie: Gorki als



Gast bei Mark Twain. Mark Twain? Ganz recht. Wir erinnern uns, daß Gorki nach der Revolution von 1905, an der er teilgenommen hatte, von der Partei ins Ausland geschickt wurde. Er sollte der Verhaftung entgehen und gleichzeitig die fortschrittlichen Kreise Amerikas für die Unterstützung der russischen Revolutionäre gewinnen. Das war 1906, also vor genau einem halben Jahrhundert.

Ein halbes Jahrhundert! Ein Heringsdorfer Fischer, der den zurückgezogen lebenden Gast aus Rußland häufig auf die See hinausfuhr, ist erst im vergangenen Jahr gestorben. Er hatte Gorki nicht vergessen. „Wie ein Bruder war er zu mir“, pflegte er zu berichten. Es gibt noch so manchen anderen Heringsdorfer, der sich des russischen Dichters erinnert. Einen kann man sogar, wenn man Glück hat, in der Kurverwaltung sprechen. Er heißt Erich Meyer und ist heute Kursachbearbeiter. Zu jener Zeit war er 21 Jahre alt und als Postbeamter beschäftigt. Erich Meyer berichtet: „Gorki bekam unheimlich viel Post. Die gewöhnlichen Briefe brachte ihm ein anderer. Nur diejenigen Sendungen, die eine Unterschrift erforderten, hatte ich ihm auszuhändigen. Da solche Sendungen ein- bis zweimal täglich ankamen, mußte ich eben täglich hin.“ Meyer lächelt. „Was meinen Sie, wie die älteren Kollegen mich jungen Burschen beneideten . . . Ich erhielt nämlich jedesmal, wenn ich zu Maxim

Gorki kam, ein ordentliches Trinkgeld, oft zweimal am Tag. Das war recht angenehm, zumal ich nicht gerade viel verdiente.“ Von dem ehemaligen Briefträger erfahre ich noch, daß Gorki, der die deutsche Sprache nicht beherrschte, ihn immer freundlich angelacht und mit den deutschen Worten „Guten Tag!“ begrüßt habe. Der Dichter habe stets einen seidenen Mantel und ein Käppchen aus dem gleichen Stoff getragen. Das Zimmer mit der „Arabischen Ecke“ sei nach seinen, Erich Meyers, Angaben wieder eingerichtet worden. „Wie schade“, meint Meyer, „daß ich ihn damals nicht um ein Foto mit Unterschrift gebeten habe. Er hätte es mir bestimmt gegeben.“

Mehr als zwei Jahrzehnte ist es her, daß der „Sturmvogel der Revolution“ nicht mehr unter uns weilt. Und seit den Tagen, da er bedächtigen Schrittes über den weißen Sand des Heringsdorfer Strandes schlenderte, ist ein Dritteljahrhundert vergangen. Was würde Alexej Maximowitsch sagen, wenn er heute über die Heringsdorfer Promenade ginge? Verschwunden sind die „maritimen Gewürme“, wie sein Landsmann und Schüler Wladimir Majakowski die schmarotzenden Luxusgäste der deutschen Seebäder jener Zeit in einem Gedicht verächtlich nannte. Was würde der „Bittere“ denken, wenn er sähe, daß auch die deutschen Pawels und Pelageas – wenn gleich erst in einem Teil ihres Vaterlandes – Herren über sich selbst geworden sind?

*Robert Wolfgang Schnell*

## Der Dichter

Auf dem Bücherschrank meines Vaters standen zwei Gipsbüsten mit beängstigend toten, herausquellenden Augen: Goethe und Schiller. Mein Onkel Hans leitete mich an, mit einer Luftbüchse die Nasen abzuschießen. Aber das war erst viel später.

Zu der Zeit, von der ich berichte, war mir noch klar, daß ein Dichter etwas Un-

erreichbares sei, einer, der aus heiliger Ferne sich das Gewühl der Menschenwelt betrachtet.

Meine Lieblingsgedichte zu jener Zeit waren die Balladen von Detlev von Liliencron. Und in meiner Vorstellung war dieser Dichter ein Mann, der in großer, wild zerklüfteter Umgebung seine Verse schrieb, immer in gehobenem Gefühl, immer her-



anstürmend in tollen Ritten aus Schlachten und Rauch.

Eines Tages las ich einen Brief von ihm an seinen Verleger. Es war der Brief vom April 1909: „M. H. Nun geht der Umzug los. Ich habe eine entsetzliche Angst: Alle die unvorhergesehenen Ausgaben: Marktkorb, Stiefelknecht, Nägel, Rouleaustangen und Tausendes.“

Wie? Las ich recht? Hatte nicht meine Mutter beim letzten Umzug genauso gesprochen? Und sie war doch gewiß keine Dichterin. Durch meinen Kopf zog:

*Vor der Türe schläft der Baum,  
durch den Garten zieht ein Traum.  
Nägel, Marktkorb, Stiefelknecht.  
Langsam schwimmt der Mondeskahn  
und im Schlafe kräbt der Hahn.  
Schlaf, mein Marktkorb, schlaf.*

Meine Unruhe begann. Also ein Dichter lebt wie alle anderen Menschen? Er zieht um, hat Stiefel, braucht Nägel, hantiert mit Rouleaustangen? Und wenn er das alles hat und braucht, so lebt er auch nicht irgendwo in der Ferne zwischen Meer, Fels und Sturm? Vielleicht gar hatte ich schon einmal neben einem Dichter in der Straßenbahn gegessen?

Da tat sich eine Welt auf, vor der ich Angst bekam, die mich aber auch geheimnisvoll, abenteuerlich und lüstern durchschauerte: Wenn die Dichter mir in diesen Dingen glichen, dieselben Bedürfnisse hatten wie ich, so glich ich ihnen wohl auch, konnte gar wie sie – wunderbar schöner, schmerzhafter Gedanke – auch Gedichte schreiben?

Da Liliencron der erste Dichter war, von dem ich bewußt ein Lebenszeugnis dieser Art las, versuchte ich mehr von ihm zu erfahren. Es ergab sich, daß auf dem Tisch meines älteren Bruders, an dessen Bibliothek ich eigentlich nicht rühren durfte, eines Nachmittags ein Band Liliencronscher Briefe lag. Und ich las, mit schlechtem Gewissen, wie einer, der heimlich zum erstenmal seinem Herrn untreu wird. Mit dieser Lektüre tat ich den ersten Schritt aus der elterlich behüteten Märchen- und

Traumwelt meines Kinderdaseins ins Leben. Ich las:

„Morgen, d. 24., hatten wir – alles noch S. M. – eine Pfändung zu erwarten (102 M. 75 Pf.), die ich aber (l'argent) noch im letzten Augenblick bekommen habe. O du verfluchtige-e Weihnachtszeit.“

„Die Teutschen schickten mir Getichte u. braune Kuchen. Braune Lappen wären mir lieber gewesen. Ja Kuchen!“

„Die Teutschen schickten mir ‚Huldigungstelegramme‘ (sic!), Gedichtbücher, Manuscripte und Honigkuchen. Alles billig, aber keiner schickte mir Geld.“

„Na, ich danke für Backobst und mein Vaterland. So also sieht das Leben eines deutschen Tichters aus! ‚Deutschlands Lyrik edelstem Meister‘, so hieß ein Telegramm. Ich übergebe mich vor Ekel.“

„Was ich von jeher als die Ziele und das Wesen meiner Kunst erkannt habe? – so kann ich darauf nur antworten: Ich habe nie darüber nachgedacht. Pferdehandel und (zuweilen natürlich nur) Sitzen mit Zigeunern, Bauern usw. in den Wald- und Wegkneipen steht mir höher als ‚Verse-machen‘. Das Verse-machen scheint mir überhaupt recht ordinär zu sein.“

Ich kannte bisher nur Auslassungen über die Kunst, die im Feuilleton der „Bergisch-Märkischen-Zeitung“, einem deutschnationalen Provinzblatt des Rheinlands, erschienen. Die Tätigkeit der Dichter wurde dort so dargestellt, als sei sie eine Folge nie abreißender Intuitionen, die Wunder seien und Gnade. Und eine Reihe von Männern, die unter dem persönlichen Schutze bestimmter Studienräte standen, waren solcher Gnade teilhaftig, wenn sie die Vorbedingung erfüllten, an einem ewigen, seligen, schönen Traum vom cäsarischen Rom und der unerreichbaren Akropolis zu bauen. Mittels dieser Gnade lebten sie, was immer sie auch bedrängen mochte, in einem immateriellen Paradiese. Wie sollten sie da je die Leser der „Bergisch-Märkischen Zeitung“ beunruhigen? Kann nicht auch der willige Sklave träumen und Intuitionen haben? Daß den hungernden Dachstubenbewohner eher Eingebungen

überfielen als den, der nach dem Schweinebraten ein Stündchen auf dem Sofa ruht, war wohl selbstverständlich. Deshalb waren die echten Dichter sehr arm, bissen in die Luft, wurden vom Sturm befeuert, schwenkten die Lanzen für ihre in Schönheit besungenen Burgherren.

Hier aber stand:

„Dann fahr ich 12 Uhr 30 mit dem Nachtzug nach Leipzig weiter, um dort – hofentlich geben die Schurken 200 M. – am 3ten März, an meinem Confirmationstage (göttlich, daß ich den nie vergesse), zu ‚lesen‘.“

Ich konnte damals noch nicht die Scham mitempfinden, die den Künstler befällt, wenn er mit dem Vortrag einiger mittelmäßiger Gedichte seinen Lebensunterhalt (und darüber) verdient, während seine ganze Produktion ihm nicht so viel einbringt, daß er seinen primitivsten Bedürfnissen genügen kann. Ich fraß das in mich hinein, weil es ein Stück Leben enthielt und schon dadurch im Gegensatz stand zu dem, was man mich lehrte und wovon ich längst deutlich gefühlt hatte, daß es nicht stimmte.

Ich studierte alle Briefe Liliencron's, sein Leben, und das förderte das Mißtrauen, den großen Zweifel. Immer hörte ich die Zeit vor dem ersten Weltkrieg preisen, das Kaiserreich, die Zeit des Wohllebens, die Zeit der reinen Zigarren, der Ruhe, der Ordnung, des großen, mächtigen Ansehens in der Welt. Aber mein Dichter? Was hatte er denn von alldem mitbekommen? War es für ihn nicht da?

Ob er glücklich gewesen wäre über diese Wirkung seiner Briefe? Er, der den Winter aristokratisch fand, weil dann weniger Menschen zu sehen waren, und der sich danach sehnte, daß der widerliche „demokratische Sommer“ vorüberging, hätte mich sicher nicht gern begleitet, wenn ich an mein Dachstufenfenster stürzte, sobald ich von der Straße herauf Schalmeyenmusik hörte, um blaue Demonstrantenblusen mit roten Schnüren zu sehen (was ich vom Wohnzimmer aus nicht konnte, denn Vater ließ bei solchen Klängen sofort die Läden

schließen, um sich und uns den Anblick der „Roten“ zu ersparen). Welch wunderliche Wirkungen die Werke der Dichter haben, wenn darin ihr echtes Herz schlägt: Liliencron löste in mir die Bewunderung für die Hamburger Zimmerleute aus, die bei uns am Ersten Mai mit roten Nelken im Knopfloch im Gänsemarsch über die Bordschwellen der Straßen gingen. Er, der schrieb: „Nein, den sozialdemokratischen Unsinn verstehe ich nicht. Was ich verstehe, ist der Anarchismus . . . Das lobe ich mir: da kommt das scheußliche Raubtier, genannt der Mensch, doch direkt und ohne Heuchelei zum Vorschein.“

Er löste nicht Fesseln und Ketten – das dauerte noch lange und bedurfte anderer Erweckungen. Aber er gab den Anstoß, der die Fesseln und Ketten erst als Fesseln und Ketten spürbar werden ließ. Wer lahm war, vergißt nicht so schnell den Tag, an dem er wieder gehen konnte, und auch nicht den, der ihm dabei half.

So, Detlev von Liliencron, vergaß ich dich nicht.

## Kollegiale Bosheiten

*Im Reich der Dichter kurz und lang  
wird tiefgeschürft und aufgestrebt,  
wird à la mode in dunklem Drang  
gerilkt, gekafkat, weingehebert.*

*Auch was Hans Egon hold gebusen  
ist sicher wert, daß man es kennt.  
Die Abendlandtrompeten blusen:  
Auf, ihr! verwandt, verbannt, verbennt.*

*Und was ragt dort? Ein Text? Ein  
Zeichen?*

*Wie andersch wirkt doch dieser Knüttel!  
Sägt dort ein Richter an den Eichen?  
Ach, ein abstrakter heißer Büttel.*

*Noch plätschert's leis (kein Bach, ein  
Bächler!)  
im Dichterwalde tief versteckt.  
Doch auch der harmlos-lose Lächler  
wird schließlich aufgepiontekt.*

G. D.

## Aus unserer Korrespondenzmappe

*In der Stuttgarter Zeitschrift „Die Kultur“, Ausgabe vom 15. August 1956, fanden wir den folgenden, an uns gerichteten Brief\*:*

Sehr geehrte Herren,

Mit nicht geringem Erstaunen lese ich in Heft 7 der „Neuen Deutschen Literatur“ Ihre Ausführungen über ein gemeinsames „Deutsches Literaturforum“ und die Zusammenarbeit zwischen Ihrer und meiner Zeitschrift.

Ich darf hierzu feststellen, daß ich mit Ihnen lediglich *eine* gemeinsame Untersuchung vereinbarte, in der je ein Kritiker aus Ihrem und unserem Mitarbeiterkreis die zeitgenössische Literatur des anderen Teiles analysieren und beurteilen soll. Diese Beiträge sollten dann gleichzeitig in beiden Zeitschriften unverändert abgedruckt werden. Soweit unsere Absprache.

Daß Sie nun unsere Vereinbarung über eine sachliche Einzeluntersuchung demonstrativ in eine ständige redaktionelle Zusammenarbeit umdeuten, geht doch zu weit und widerspricht den Tatsachen.

Die Gespräche zwischen Ihnen und uns führten zu dem Ergebnis, daß die Voraussetzungen für einen regelmäßigen Austausch von Beiträgen, oder für eine redaktionelle Zusammenarbeit in anderer Form, nicht gegeben sind.

Sie haben den einzigen Vorschlag, den ich Ihnen unterbreitet habe, nämlich zur Frage der Remilitarisierung und Renazifizierung gemeinsame Untersuchungen anzustellen, und diese ungekürzt in beiden Zeitschriften zu publizieren, mit der Begründung abgelehnt, daß diese Themen über den Rahmen Ihrer Aufgaben als einer literarischen Zeitschrift hinausgingen. Wie weit sich dieser Standpunkt mit der sonst von Ihnen propagierten Verantwortung des Schriftstellers gegenüber der Gesellschaft vereinbaren läßt, bleibe dahingestellt.

\* Siehe auch unseren redaktionellen Kommentar auf Seite 7 dieses Heftes.

Zur Frage des freien Austausches unserer Zeitschriften in Ost und West haben Sie erklärt, daß Sie diesen Austausch weder verantworten, noch „Die Kultur“ mit ihrer scharfen Kritik an der Regierungspraxis im Osten Ihren Lesern zumuten könnten.

Sie wissen, daß ich nach diesem Gespräch eine ständige Zusammenarbeit als aussichtslos ablehnen mußte, zumal ich, wie ich Ihnen wörtlich versicherte, nicht den Eindruck gewonnen habe, daß auf Ihrer Seite ein klarer Wille zur Wiedervereinigung erkennbar sei.

Was soll also nach unserem Gespräch und seiner Schlußfolgerung diese propagandistische Bekundung der Freundschaft und Zusammenarbeit? Ihre Mitteilung ist nicht nur sachlich falsch, sie bestätigt darüber hinaus die wiederholten Erfahrungen der Vergangenheit, die jedes Gespräch mit Ihnen und Ihren Freunden belastet: Das Gesagte wird entsprechend Ihren eigenen Zwecken umgedeutet und verfälscht, ja unsere schlimmste Befürchtung wird bestätigt, daß wir offensichtlich heute schon zwei verschiedene Sprachen sprechen.

Wenn Sie der Aufrichtigkeit, die doch die erste Voraussetzung für jedes Gespräch zwischen uns in Ost und West ist, zu dienen bereit sind, dann drucken Sie bitte diesen Brief ungekürzt in Ihrer Zeitschrift ab.

Mit freundlichen Empfehlungen  
Johannes M. Hönscheid

### Anstößiger Heide

Die westdeutsche Zeitschrift „Bücherei und Bildung“ (siehe auch unsere Glosse „Maßstäbe“, NDL Heft 8, S. 152) scheint bemüht, weiterhin Rosinenlieferant für Glossen zu bleiben. In ihrem Heft 8 hat sie sich Halldór Laxness' Roman „Atomstation“ vorgenommen – wahrlich ein heißes Eisen, mit dem der Rezensent Johannes Langfeldt da zu jonglieren ver-

sucht. Wir zitieren: „In diesem Roman geht es um die Annahme jenes Vertrages (Ausbau eines amerikanischen Flugplatzes auf Island. G. D.), den der Verfasser als Verkauf des Landes, als Vergebung der Hoheitsrechte des freien Islands zu kennzeichnen sucht.“ (!!) Damit wäre der politische Hintergrund wohl vorsichtig genug angedeutet. Dann geht es weiter: „Der schlichten Handlung nach dreht es sich in diesem Buch um den Zusammenstoß eines unverbildeten... jungen Mädchens aus dem Nordland mit der Stadtkultur Reykjavíks, an der der Dichter kein gutes Haar läßt...“ Fragen wir: an welchen Seiten der „Stadtkultur“? Sind es nicht etwa die – auch in Westdeutschland sattem bekannten – Seiten, die von den amerikanischen Besatzern und ihren inländischen Helfern geprägt werden? Aber so deutlich sollte und durfte das wohl nicht gesagt werden.

„Es geht Laxness letzten Endes um Island selber“, meint dann der Rezensent, und soweit hat er sogar recht. Aber er fährt fort: „... um die Aufgabe des ‚Bauernlandes‘ im Leben des isländischen Volkes, um die Erhaltung der ‚heimlichen Talgründe‘...“ So betrachtet wäre „Atomstation“ also eine Art Blut- und Boden-Roman. Der Rezensent meint denn auch scheinbar naiv: „Vielleicht ist das Romantik.“ Peinlich berührt fährt er fort: „Aber sie (die Romantik. G. D.) legt ihm Worte von solcher Härte gegen die Kultur des Abendlandes in den Mund, wie man sie heute selten hört, Worte, die fast blasphemisch sind. Sie (die Romantik. G. D.) verleitet ihn auch zu einer Schwarz-Weißzeichnung, die oft das Unerträgliche erreicht.“

Muß man dieses Konglomerat von halben und ganzen Lügen noch kommentieren? Wir empfehlen unseren Lesern, die Wahrheit in dem Roman selbst aufzusuchen, er ist in Hamburg bei Rowohlt und in Berlin im Aufbau-Verlag erschienen. In westdeutschen Bibliotheken wird er allerdings schwer zu haben sein. Denn der Rezensent hat sich für den Schluß seiner Rezension noch einen kleinen Schuß aus der Hüfte

aufgespart: „Das Buch ist in der Ausleihe nur sehr schwer einzusetzen. Nur ganz wenigen, sehr reifen Lesern kann man es mitgeben und muß auf jeden Fall gewiß sein, daß diese nicht Anstoß nehmen an dem Anstößigen dieses Buches, das aus seiner heidnischen Ursprünglichkeit herrührt.“

Was ist anstößig? Daß die Heldin ein uneheliches Kind kriegt? Daß unter der amerikanischen Besatzung das horizontale Gewerbe aufblüht? Oder etwa, daß die Kommunisten in diesem Buch gegen die Errichtung einer Atomstation protestieren und Laxness deutlich auf ihrer Seite steht? Zumindest das letztere ist allerdings erschreckend heidnisch!

Moral: Es ist schwer, zwischen dem mit den Kommunisten sympathisierenden Schriftsteller und dem Nobelpreisträger hindurchzulavieren. Man stößt immer wieder auf Laxness. G. D.

## Preis ausschreiben

Das Ministerium für Kultur ruft zur Beteiligung an zwei Preis ausschreiben auf.

1. Es werden dramatische Werke gesucht, die dazu beitragen, die Jugend mit den Problemen unseres Lebens vertraut zu machen, oder es den Eltern und Erziehern ermöglichen, die Probleme der Jugend kennenzulernen.

In den dramatischen Werken für Jugendliche sollen vor allem Probleme junger Menschen gestaltet sein, zum Beispiel ihre Entwicklung in der Pionierorganisation oder in der FDJ, aber auch Abenteuerthemen u. a., ferner Themen, die unsere Jugend mit nationalen Traditionen und Errungenschaften, mit dem wissenschaftlichen und technischen Fortschritt unserer Zeit bekannt machen.

Die Stücke für Eltern und Erzieher sollen deren Verhältnis zur Jugend widerspiegeln. Sie sollen ihnen helfen, die Jugend zu selbständig denkenden und verantwortungsbewußt handelnden sozialistischen Menschen, zu echten Humanisten zu erziehen.

2. Es werden dramatische Werke gesucht, die Themen aus Geschichte oder Gegenwart der deutschen Landbevölkerung zum Inhalt haben oder sich aus einem anderen Grund besonders für Aufführungen auf dem Lande eignen. Sie sollen dazu beitragen, die kulturelle Entwicklung auf dem Lande zu fördern.

Weitere Einzelheiten erfahren Interessenten auf Anfrage direkt vom Ministerium für Kultur (Hauptabteilung Darstellende Kunst, Berlin C 2, Molkenmarkt).

## Wir gratulieren

Alex Wedding, die vor allem durch das „Eiserne Büffelfchen“ bekannte und beliebte Jugendbuchautorin, erhielt den Goethepreis der Stadt Berlin.

Der diesjährige Friedenspreis des (west-)deutschen Buchhandels wurde dem Lyriker und Essayisten Reinhold Schneider zuerkannt.

Beiden Ausgezeichneten gilt unser herzlicher Glückwunsch.

## O diese Sprache!

Oft wende den Griffell!

Aus einem Zeitungsartikel: „Ohne Zweifel ist unter anderem im Ergebnis des zweiten Weltkrieges auch eine ungeheure Vertiefung und Verschärfung der allgemeinen Krise des Kapitalismus zu verzeichnen, was sich letzten Endes durchaus auch auf die bestehenden Widersprüche zwischen den kapitalistischen Staaten auswirken wird.“

Was macht diesen Satz so unverdaulich? Vor allem die Häufung floskelhafter Wendungen: „ohne Zweifel“, „unter anderem“, „im Ergebnis“, „ungeheuer“, „letzten Endes“, „durchaus“ könnten einfach gestrichen werden, die substantivierten Verben könnten sich in Verben zurückverwandeln, und schon würde einen der Satz etwas freundlicher anblicken, etwa so: „Der zweite Weltkrieg hat die allgemeine Krise des Kapitalismus vertieft und verschärft, was sich auch auf die bestehenden Widersprüche zwischen den kapitalistischen Staaten auswirken wird.“

Man sollte meinen, das Überhandnehmen von leeren Füllwörtern (darunter vielen guten Wörtern, die erst durch zu häufige und unbegründete Anwendung zu Floskeln erniedrigt worden sind) sei eine der vielen Zeitkrankheiten unserer Sprache. Aber nein, schon bei Goethe, im 27. Band seiner Sämtlichen Werke, in dem Rezensionen und Arbeiten über deutsche Literatur ver-

einigt sind, findet sich unter der Überschrift „Redensarten“ eine Zusammenstellung von solchen Wörtern und Wendungen. Goethe bemerkt dazu, seine Sammlung sei zu der glücklichen Zeit entstanden, „da der treffliche Fichte noch persönlich unter uns lebte und wirkte. Dieser kräftige, entschiedene Mann konnte gar sehr in Eifer geraten, wenn man dergleichen bedingte Phrasen in den mündlichen oder wohl gar schriftlichen Vortrag einschob. So war es eine Zeit, wo er dem Worte ‚gewissermaßen‘ einen heftigen Krieg machte.“

Ein guter Teil der insgesamt einundfünfzig Floskeln, die Goethe aufzählt, hat sich seitdem „wie eine Krankheit von Geschlecht zu Geschlecht“ fortgeerbt und wird heute wie damals allzuoft an unrechter Stelle oder überflüssigerweise benutzt. An Beispielen seien genannt: „einigermaßen“, „ich leugne nicht“, „nach meiner Einsicht“, „wenn man will“, „soviel mir bewußt“, „man könnte sagen“, „wie man zu sagen pflegt“, „wie ich es nennen will“, „man denke nicht“, „wie man sich vorstellen kann“, „mit Erlaubnis zu sagen“, „man verzeihe mir“, „aufrichtig gesprochen“, „ohne Umschweife gesagt“. Andere (wie „mich deucht“, „wenn man mich recht berichtet“, „nach jetziger Weise zu reden“, „man gebe mir zu“, „Verzeihung dem derben Ausdruck“ usw.) sind, wie der eingangs zitierte Satz beweist, durch noch schlechtere ver-



drängt worden. Man blättere in Broschüren, lese in Zeitungen nach, höre auf Diskussionsredner: „wie sich zeigen wird“, „am Ende, doch nicht zuletzt“, „meines Erachtens“, „voll und ganz“, „sozusagen“, „irgendwie“, „wenn ich richtig orientiert bin“, „wie bekannt ist“, „es steht außer Zweifel“, „durch und durch“ usw.

Lebte doch der treffliche Fichte noch! Aber es wäre schon viel gewonnen, wenn jeder Schreibende des Horaz-Wortes eingedenk sein wollte: Oft wende den Griffel!

A. R.

### Hartleibigkeit

Im allgemeinen ist es die gedruckte Presse, die uns den Stoff für diese Rubrik liefert. „Scripta manent“, Geschriebenes bleibt bestehen, pflegten die Römer zu sagen. Niedergeschriebene Schnitzer und Stilblüten haben größere Aussicht, aufgegriffen zu werden, als nur gesprochene.

Dennoch, was einem Kommentator von Radio-DDR neulich ent schlüpfte, ist so schön, daß es festgehalten zu werden verdient. Dies nämlich sagte er mit Bezug auf einige sture Herren in diversen westlichen Hauptstädten, die noch immer ihren kalten Krieg weiterführen möchten:

„Die Uhr der politischen Hartleibigkeit läuft ab!“

Die Uhr läuft ab? Gewiß! Und warum wieder einmal bis fünf Minuten nach zwölf warten? Politische Hartleibigkeit? Warum nicht? (Manchen dieser Herren täte bestimmt ein durchgreifendes Abfuhrmittel gut, am besten eines, das sie sehr weitab führt – in einen Beruf, wo sie weniger Schaden anrichten können als in der Politik.) Aber beides zusammen geht nicht.

### Das Gegenteil

„Die Anzeichen mehren sich, daß das Verbot des (west)Deutschen Sportbundes, den Sportlern der Bundesrepublik die Teilnahme am II. Deutschen Turn- und Sportfest in Leipzig zu untersagen, in sein Gegenteil umschlägt.“

So schrieb „Neues Deutschland“ einige Zeit vor dem Leipziger Turn- und Sport-

fest. Wenn ein Verbot in sein Gegenteil umschlägt, so kann das nur bedeuten, daß aus dem Verbot ein Gebot wird, ein Befehl, ein Geheiß, zumindest aber eine Aufforderung – im vorliegenden Falle eine Aufforderung des (west)Deutschen Sportbundes an seine Mitglieder, nach Leipzig zu fahren. Indessen, die sich mehrenden Anzeichen, die angeblich etwas Derartiges erwarten ließen, haben getrogen. Eingetreten ist hingegen das, was der Verfasser der Notiz eigentlich meinte und was er zweckmäßigerweise wie folgt hätte formulieren sollen:

„Es mehren sich die Anzeichen, daß der (west)Deutsche Sportbund, der die Teilnahme von Sportlern der Bundesrepublik am II. Deutschen Turn- und Sportfest in Leipzig verboten hat, damit das Gegenteil dessen erreicht, was er erreichen wollte.“

### Schriftsteller unter sich

Liebe NDL,

In einem Rundschreiben des Deutschen Schriftstellerverbandes an die Bezirksverbände lesen wir:

„Mitglieder des Deutschen Schriftstellerverbandes können auch Ausländer werden, die ihren ständigen Wohnsitz im demokratischen Sektor von Berlin bzw. in der Deutschen Demokratischen Republik haben und ihre Werke auch in deutscher Sprache herausgeben.“

In einer sofort einberufenen Sitzung haben wir darüber beraten, ob wir von der uns hier gebotenen Möglichkeit, Ausländer zu werden, Gebrauch machen sollen, und einstimmig beschlossen, darauf zu verzichten. Ebenso einstimmig sprachen wir uns allerdings dafür aus, daß Ausländer, die ständig in der Deutschen Demokratischen Republik oder im demokratischen Sektor von Berlin wohnen und ihre Werke auch in deutscher Sprache veröffentlichen, Mitglied unseres Verbandes werden können. Vielleicht war das sogar gemeint?

In einem anderen Rundschreiben werden wir aufgefordert, uns an einem „Wettbewerb zur Schaffung von Liedern und Märchen für unsere Volksarmee“ zu betei-



ligen. Schön, soll unsere Volksarmee Märchen kriegen. Aber *Märsche* könnte sie bestimmt besser gebrauchen.

In noch größere Verlegenheit bringt uns das Sekretariat mit seinem Rundschreiben vom 31. Juli. Es heißt da: „Die Besitzer von größeren Wohnungen und Häusern müssen daher ihren Bedarf auf HO-Basis ergänzen.“ Wir sind tolerant genug, uns nicht an der „HO-Basis“ zu stoßen. Aber warum sollen wir bei der HO unseren Bedarf ergänzen? Er ist, finden wir, auch ohne Ergänzung groß genug. Ob wir im Sinne des Rundschreibens handeln, wenn wir unseren Mitgliedern raten, ihren Bedarf in der HO zu *decken*?

*Deutscher Schriftstellerverband, Bez. Halle*

#### Transparentitis

„Der Friede geht davon aus, wo die Werktätigen die Macht in den Händen haben.“ (Bahnhof Miltitz bei Leipzig, Mitte August 1956)

„Bewußte Disziplin ist ein wichtiger Faktor gegen Betriebsunfälle.“ (Bahnhof Neustrelitz, Juni 1956)

#### Schwarz eingerahmt

Am Anfang war – der Lektor?

„Wie entsteht ein Buch?“ fragte die Zeitschrift „Unser Rundfunk“ kürzlich ihre Leser und sich selbst. Als Antwort veröffentlichte sie eine illustrierte Sonderseite, die einige Etappen des Weges, auf dem aus einem Manuskript ein Buch wird, veranschaulicht. Der Text unter der ersten Illustration behauptet: „Die Arbeit am Buch beginnt mit der Tätigkeit des Lektors, die je nach Schwierigkeit des Themas, Umfang des Buches und der Arbeit des Autors von vier Wochen bis zu einem Jahr betragen kann.“

Dem Redakteur dieser Bildbeschriftung wäre eine winzige Korrektur vorzuschlagen: Bis auf weiteres und in der Regel beginnt, so will uns scheinen, die Arbeit am Buch nicht erst mit der Tätigkeit des Lektors, sondern doch wohl mit der des Autors. Auch beim Henschelverlag dürfte das kaum anders sein.

Oder?

#### Zu unseren Beiträgen

Bertolt Brechts Parabel „Die Rundköpfe und die Spitzköpfe“ wurde schon 1932 begonnen, also vor dem Machtantritt der Faschisten, und 1934/35 in Dänemark beendet. Das Stück erschien 1936 in der zweibändigen Ausgabe von Brechts „Gesammelten Werken“ im Malik-Verlag, London. Der Aufbau-Verlag bereitet die Neuveröffentlichung in der Gesamtausgabe der Brechtschen „Stücke“ vor.

Walter Gallasch, 1927 geboren, lebt als Schriftsteller in Hamburg und ist Mitarbeiter der „Anderen Zeitung“.

Kurt Zeisler, 26 Jahre alt, war ursprünglich Bäcker von Beruf und kam über die Arbeiter-und-Bauern-Fakultät zum Studium.

Die in unserem Augustheft (S. 152) unter dem Titel „Maßstäbe“ erwähnten Bücher sind nicht in einem Westberliner Verlag erschienen, sondern im Altbörliner Verlag Lucie Groszer, Berlin C 2. Es handelt sich infolgedessen auch nicht um Lizenzausgaben.

## NEUERSCHEINUNGEN

### Belletristik

*Arnolt Bronnen*: Deutschland – kein Wintermärchen, Verlag der Nation, etwa 160 S.  
etwa DM 4,90

*Alfred Döblin*: Hamlet oder Die lange Nacht nimmt ein Ende, Verlag Rütten & Loening, etwa 500 S. etwa DM 9,20

*Wilhelm Hauff*: Sämtliche Werke in vier Bänden mit einer Einleitung von Claus Tröger, Verlag Philipp Reclam jun.  
etwa DM 16,-

*Stephan Hermlin*: Dichtungen, Aufbau-Verlag, etwa 176 S. etwa DM 8,10

*Alfred Kurella*: Wo liegt Madrid?, Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, 168 S. etwa DM 3,20

*Georg Maurer*: Gedichte aus zehn Jahren (Antwortet uns!), Verlag Volk und Welt, etwa 48 S. DM 1,95

*Johannes Tralow*: Der Eunuch, Roman, Verlag der Nation, etwa 432 S.  
etwa DM 9,80

*Bodo Uhse*: Söldner und Soldat, Aufbau-Verlag, etwa 304 S. DM 7,20

*Werner Eggerath*: Die Entscheidung des Dr. Ringler und andere Skizzen, Dietz Verlag, 152 S. DM 4,50

*Arnold Zweig*: Der Früchtekorb 1955, Greifenverlag, etwa 192 S. etwa DM 5,20

*Guy de Maupassant*: Unser Herz. Aus dem Französischen von Walter Wilhelm, Verlag Rütten & Loening, etwa 206 S.  
etwa DM 5,60

*Alexej Tolstoi*: Ibykus. Aus dem Russischen von Christine Patzer, Aufbau-Verlag, etwa 224 S. etwa DM 5,70

*Hela Volanská*: Das Geheimnis. Aus dem Slowakischen von Günther Jarosch, Verlag Neues Leben, 328 S. etwa DM 5,40

### Literaturwissenschaft

*Saltykow-Tschedrin*: Über Kunst und Literatur. Aus dem Russischen von Ernst Moritz Arndt (Studienmaterial für die künstlerischen Lehranstalten, Ästhetik 1956/H. 2), 180 S. DM 1,30

### Jugendbücher

*Marie Majerová*: Vom Hühnchen und Hähnchen. Aus dem Tschechischen von Franz Peter Künzel, Der Kinderbuchverlag, etwa 24 S. etwa DM 3,50

## ZEITSCHRIFTEN- UND ZEITUNGSSCHAU

*Das poetische Prinzip*, von Johannes R. Becher, „Aufbau“ H. 8, 56/S. 662

*Thomas Mann oder Von der Berufung des Künstlers*, von Mieczyslaw Jastrun, „Aufbau“, H. 8, 56/S. 704

*Zu Übersetzungen von Shakespeares Tragödien*, von Boris Pasternak, „Sowjetliteratur“ H. 7, 56/S. 210

*Shaw im Streit der Meinungen*, von Derek Kartun, „Berliner Zeitung“ 10. 8. 56/S. 3

*Was erwartet das Publikum vom Literaturhistoriker?*, von Hans Mayer, „Aufbau“ H. 8, 56/S. 659

*Von einem Extrem ins andere*, von N. Perkin, „Sowjetwissenschaft / Kunst und Literatur“ H. 8, 56/S. 657

*Internationale Germanistentagung in Berlin*, „Neues Deutschland“ 9. 8. 56/S. 3

*Der Mittelstand als Sprachschöpfer*, von Ulrich Komm, „National-Zeitung“ 19. 8. 56/S. 7

*Theaterfabrt durch Westdeutschland* (Fortsetzung) von Henryk Keisch, „Sonntag“ 12. 8. 56/S. 5

*Das Leben und der Stil*, von W. Nasarenko, „Sowjetwissenschaft/Kunst und Literatur“ H. 8. 56/S. 663

*Fragen des Stils in der Filmkunst*, „Sowjetwissenschaft/Kunst und Literatur“ H. 8 56/S. 679

*Für eine Jugendliteratur über Karl May hinaus!*, von Otto Zander, „National-Zeitung“ 8. 8. 56/S. 5

*Wie lebt ein Schriftsteller in den Vereinigten Staaten?*, von Albert E. Kahn, „Berliner Zeitung“ 5. 8. 56/S. 6

---

„Neue Deutsche Literatur“, Monatsschrift für Schöne Literatur und Kritik. Aufbau-Verlag, Berlin W 8, Französische Straße 32, Fernsprecher 22 54 21. Redaktion: Berlin W 8, Friedrichstraße 169/170, Fernsprecher 22 07 31 25. Nachdruck nur mit Genehmigung und Quellenangabe gestattet. Zuschriften, die den Inhalt der Zeitschrift betreffen, sind an die Redaktion, Zuschriften in Fragen des Vertriebs und Bezugs sind an den Verlag zu richten. Für unverlangt eingehende Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden. Anzeigenannahme durch den Verlag. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. I gültig.

Druck: I/16/01 Märkische Volksstimme, Potsdam. Lizenz-Nr. 1313. A 3296